

TÖCHTER DES MEERES



VON NIXEN
NEREIDEN
SIRENEN UND
TRITONEN

VON G. BENWELL UND A. WAUGH

Es gibt nur wenige Menschen, die noch nie das Bild einer Nixe, Najade oder Seejungfrau gesehen haben. Überall in der Welt haben die Wasserwesen ihre Spuren hinterlassen. In Abbildungen und Legenden leben sie, unversehrt vom Wandel der Zeiten, genauso begehrenswert, romantisch und geheimnisvoll weiter.

Wie verbreitet auch heute noch der Glaube an Nixen ist, zeigt eine Nachricht aus England. Ein Reisebüro der Insel Man setzte, um endlich Klarheit zu schaffen, im August 1961 allen Anglern hohe Preise für den Fang einer lebenden, unverletzten Seejungfrau aus. Einer, der sich dafür einsetzte, annoncierte sogar in Londoner Zeitungen, er suche einen erfahrenen Taucher für die Seejungfrau jagd; er bekam eine große Anzahl von Zuschriften.

Die Sehnsucht des modernen Menschen nach dem Ungewöhnlichen, der Wunsch, an die Existenz von Fabelwesen glauben zu dürfen, spiegelt sich in der kleinen Episode. Auch das Ungeheuer von Loch Ness gehört in diesen Bereich.

Der Einfluß der Wasserbewohner auf die Literatur ist so groß, daß ihm ein ganzes Kapitel gewidmet ist. Mit Überraschung liest man die vielen Legenden, die nicht nur in Ländern, deren Grenzen vom Meer umspült werden, entstanden sind. Auch die Flüsse, Seen und Brunnen hatten ihre Wassergottheiten. Den ganz besonderen Reiz aber bezieht die Kulturgeschichte aus den vielen Augenzeugenberichten der letzten zweihundert Jahre und den zahlreichen Abbildungen, die dem wertvollen Band beigegeben sind.



GWEN BENWELL & ARTHUR WAUGH

TÖCHTER 
DES MEERES

VON NIXEN, NEREIDEN, SIRENEN
UND TRITONEN

MARION VON SCHRÖDER VERLAG
HAMBURG

Aus dem Englischen übertragen von Klaus Birkenhauer · Die Originalausgabe
erschien unter dem Titel «Sea Enchantress» bei Hutchinson & Co., London
© 1961 by Gwen Benwell and Arthur Waugh



Erste Auflage

© Marion von Schröder Verlag GmbH, Hamburg 1962

Umschlag- und Einbandgestaltung: Gertraud Brylka · Schrift: Baskerville
(Linotype) · Satz und Druck: F. L. Wagener, Lemgo · Einband: Klemme &
Bleimund, Bielefeld

Buchnummer 6204 · Printed in Germany

Inhalt

1	Ursprung: Mythos oder Zoologie?	7
2	In der Alten Welt	17
3	Zur klassischen Zeit	27
4	In frühchristlicher Zeit	42
5	Im Mittelalter	57
6	Von der Reformationszeit bis ins 18. Jahrhundert	75
7	Im neunzehnten Jahrhundert	102
8	In der Volksüberlieferung von England, Wales und Irland	121
9	In der schottischen Volksüberlieferung	141
10	In der Volksüberlieferung der Alten Welt	159
11	In der Volksüberlieferung der Neuen Welt	181
12	Die Seejungfrau in der Kirche	198
13	Auf Wappen, Geschäftszeichen, Landkarten, Münzen und Briefmarken	207
14	In der Literatur	224
15	In unseren Tagen	251
	Schwanzstück	266
	Anmerkungen	271

Ursprung: Mythos oder Zoologie?

Es gibt nur wenige Menschen», so schrieb Sir Thomas Browne im 17. Jahrhundert, «die noch nie ein Bild von einer Seejungfrau gesehen haben.» Und da seither, in den folgenden dreihundert Jahren, immer neue Erzählungen über Seejungfrauen aufkamen, sind es in unserem Jahrhundert sicherlich noch weniger geworden.

Aber wer von uns nimmt sich schon die Zeit, über ihren Ursprung und ihre Geschichte nachzudenken, wenn er mit Wohlgefallen ihre zarten Gestalten betrachtet oder sich vom Legendenschein bezaubern läßt, der sie umgibt? Dabei reichen die Wurzeln der Überlieferungen zu diesem Gegenstand bis in jene Zeiten hinunter, als die menschliche Kultur noch jung auf der Erde war. Überall in der Welt hat die Seejungfrau ihre Spuren hinterlassen. Legenden über sie besitzt fast jedes Land. Und wenn seine Küsten nicht vom Meer umspült werden, so haben doch wenigstens seine Flüsse, Seen und Brunnen ihre Wassergottheiten.

Die Verbreitung dieser Erzählungen und ihr hohes Alter beweisen, in welchem großen Maße sich die Menschen in allen Zeiten und unter allen Himmeln von diesen Seewesen angezogen fühlten: Von ihrer ewigen Jugend, ihrer seltsamen, übernatürlichen Schönheit, ihrem lieblichen Zauber – und nicht zuletzt von dem geheimnisvollen Element, in dem sie leben. Ihre lebenswerte Gewohnheit, sich, den Spiegel in der Hand, die langen Haare zu kämmen; die magische Kraft ihrer Stimme, die mit Leichtigkeit Sturm und Ungewitter übertönt oder aber, mit wundersamer Süße, über ruhige Gewässer lockt – all dies nahm die Einbildungskraft der Menschen gefangen. Und es hat sie oft von ihrer wahren Natur abgelenkt; denn die Seejungfrau ist die *femme fatale* des Wassers, sie zieht jeden Mann, der ihr ohne zu widerstreben folgt, ins Unglück.

Ihre unwiderstehliche Anziehungskraft wird fast in jedem Land, wo es Sagen über sie gibt, als ihre typischste Eigenart gefürchtet. Aber wir finden auch viele Geschichten, in denen sie keine verlockende Sirene ist. Namen und Einzelheiten mögen verschieden sein, aber das Grundthema

ist auf der ganzen Welt das gleiche: seit Beginn der christlichen Zeit verlangt die Seejungfrau danach, eine Seele zu bekommen. Und gemeinsam ist allen die prophetische Gabe, ihre Fähigkeit, Wünsche zu erfüllen, und der Drang nach Rache an denen, die sie verletzen oder betrügen. Dazu ihre Abenteuer auf dem festen Lande, mit sterblichen Männern, die ihre Zauberkappe an sich bringen konnten und ihnen so die Möglichkeit nahmen, ins Wasser zurückzukehren.

Wo liegt der Ursprung all dieser Geschichten, die so zahlreich sind, daß allein die Berichte über Seejungfrauen der Britischen Inseln, würden alle aufgezeichnet, ein Buch füllen könnten, das doppelt so umfangreich wäre wie dieses? Abgesehen von allen märchenhaften Erklärungen – wo stammen sie wirklich her, diese Seejungfrauen, die regelmäßig in allen Jahrhunderten beobachtet wurden und deren Erscheinen von anerkannt zuverlässigen Augenzeugen bestätigt ist?

Die größte Verbreitung fand eine Erklärung, zu der die Naturforscher vor allem neigen: alle Seejungfrauen, die von Matrosen gesichtet würden, seien nichts anderes als Manatis oder Dugongs, längst bekannte Säugetiere also, die aus dem Wasser auftauchen müssen, um Luft zu holen. Als 1958 zwei Dugongs gefilmt und wieder in ihr Lebenselement entlassen wurden, gab es in der Weltpresse kaum einen Bericht über diesen Fang, der nicht angemerkt hätte: von diesen Dugongs rühren natürlich alle Geschichten über Seejungfrauen her.

Diese Erklärung ist jedoch falsch. Die Seejungfrauen sind Nachfahren von fischschwänzigen Gottheiten, und diese finden wir in den meisten alten Religionen, von denen es schriftliche oder bildnerische Überlieferungen gibt. Das werden wir in unserem nächsten Kapitel zeigen.

Wer auf der Ansicht beharrt, die Dugongs seien der Anlaß zu allen Erzählungen über Seejungfrauen gewesen, unterstellt damit den Matrosen, sie könnten einen Dugong fälschlich für eine liebliche, schlanke Seejungfrau halten. Das ist eine arge Zumutung an diese Männer: denn ihre Beobachtungsgabe muß ganz vorzüglich sein, weil darauf ihre eigene Sicherheit und die ihres Schiffes beruht; und sie sollten einen so kapitalen Fehler machen? Sicherlich, die Aufschneidereien ihrer «Seemannsgarne» sind sprichwörtlich; und, bunt ausgemalt, waren sie in vergangenen Jahrhunderten zweifellos für einen großen Teil der Seejungfrauen-Geschichten, die dieses Buch berichtet, die wichtigste Quelle. Aber wir werden auch andere Berichte über Seejungfrauen finden, von zuverlässigen Beobachtern, sogar aus dem 20. Jahrhundert, die sich nicht so leicht mit einem Hinweis auf Dugong oder Manati abtun lassen.

Wir müssen uns trotzdem hier mit denen auseinandersetzen, die diese

unansehnlichen Seetiere als Erklärung vorschieben. Worauf gründet sich ihre Meinung? Hauptsächlich auf der Tatsache, daß Dugong und Manati senkrecht aus dem Wasser auftauchen, um ihre Jungen zu säugen. In dieser Stellung, so heißt es, ähnelten sie einer Frau, die ein Kind säugt; und deshalb habe man sie für Seejungfrauen gehalten.

Aber die klassische Haltung einer Seejungfrau ist ganz anders: sie hält Kamm und Spiegel in Händen und hat nichts mit einer stillenden Mutter gemein. Bilder, die tatsächlich eine Seejungfrau beim Stillen ihres Kindes zeigen, sind äußerst selten: es gibt eins in einem lateinischen Psalter des 13. Jahrhunderts. Ebenso spärlich sind Berichte darüber, daß eine Seejungfrau von ihrem Mann oder gar von ihrer Nachkommenschaft begleitet wird.

Das stärkste Gegenargument ist jedoch der deutliche äußere Unterschied: einerseits der schwerfällige Dugong oder Manati, und dann die schöne Seejungfrau, mit ihrem schlanken Körper und den wallenden Haaren. Nur einen Schwanz haben alle drei gemeinsam. Das beweist ein Bericht über einen Manati.

«Auf dem Trockenen bot er keinen sehr schönen Anblick; sein Kopf war wenig mehr als ein klobiger Stumpf; die große, fleischige Oberlippe schmückte ein schütterer breiter Bart. Seine winzigen Augen waren tief im Fleisch der Backen begraben und wären kaum zu finden gewesen, hätten sie nicht geeitert. Abgesehen von den großen Nasenlöchern besaß er nichts, das seinem Gesicht irgendeinen Ausdruck verliehen hätte. Von der Nase bis zur Spitze seines großen, spatenförmigen Schwanzes war er etwas über sieben Fuß lang. Er besaß zwei paddelförmige Vorderflossen, aber keine hinteren Gliedmaßen. Was es mit seinen Knochen auf sich hatte, war ein Rätsel: denn sobald er aus dem umschließenden Wasser herauskam, zerfloß sein großer Körper wie ein Sack voll nassem Sand.»¹

Nach dieser anschaulichen Beschreibung hält es schwer, zu glauben, daß unsere Geschichten über die verführerischen Seejungfrauen diesem unansehnlichen Manati viel verdanken.

Es gibt wohl nirgends in der Welt ein Gewässer von größerem Ausmaß, dem die Sage nicht eine Seejungfrau zuwies, in dem nicht wenigstens einmal eine «erschieden» ist. Wie vereinbart sich dies nun mit der Verbreitung von Dugong oder Manati?

Der Dugong lebt im seichten Wasser tropischer Meere, an der Küste von Afrika, Südasien, Borneo und Australien. Den Manati dagegen findet man in Flüssen und Süßwasserseen auf den Westindischen Inseln, in Florida, im Golf von Mexiko, in Brasilien und im Kongogebiet. Es ist unwahrscheinlich, daß eines dieser Tiere jemals das Mittelmeer bewohnte.

Aber gerade von dort stammen all die graziösen Nereiden und fischschwänzigen Tritonen; und das Mittelmeer war das einzige Gewässer, das die Väter der europäischen Kultur, die alten Griechen, kannten.

Einleuchtender erscheint dagegen die Meinung, man habe Seehunde für Seejungfrauen gehalten. Ihre schlanke Fischgestalt ist äußerlich einer Seejungfrau ähnlicher als die der ausladenden Seekuh. Und andere Übereinstimmungen könnten auf einige Entfernung zu Verwechslungen führen. Seejungfrauen lieben es, sich auf Küstenfelsen auszuruhen. Auch der Seehund liegt, im Gegensatz zu der bequemeren Seekuh, gern auf Felsen oder dem Sandstrand. Seejungfrauen singen gern; die Seekuh ist stumm, aber der Seehund kann «musikalische» Laute von sich geben. Es ist vorstellbar, daß bei ruhigem Wasser der «Seehundsgesang» auf die Besatzung eines vorüberfahrenden Schiffes den Eindruck machte, das Wesen auf dem Felsen sei eine Seejungfrau.

Auch sind die Flossen des Seehundes «erstaunlich beweglich. Ein Seehund, der sich im Halbschlaf auf dem Strande räkelt, kann sich in einer bemerkenswert menschlichen Weise den Kopf kraulen oder mit dem Handrücken über die Nase wischen».²

Sein Kopf ist rund und mag aus der Ferne sehr leicht für einen Menschenkopf gehalten werden; und seine Augen zeigen bisweilen einen verblüffend menschlichen Ausdruck.

«Der Seehund hat Augen, in denen sich jedes Licht und jeder Schatten widerspiegelt», das berichtete einer, der sie gut kannte. «Ärgere ihn, und seine Augen werden es dir zeigen; tu ihm etwas Gutes, und er wird sanft dreinschauen. Das wechselt so schnell wie bei einer Frau.»³

Einer griechischen Volksüberlieferung zufolge waren unter dem sichtbaren Äußeren der Seehunde Frauen verborgen. Wenn ein Schwimmer sich zu nah an einen Seehund heranwagte, mußte er fürchten, von ihm gefangen und erwürgt zu werden. Das Tier trug dann den leblosen Körper an eine verlassene Stelle der Küste und beweinte ihn. Daraus entstand der sprichwörtliche Ausdruck: eine Frau, die geheuchelte Tränen vergießt, «weine wie ein Seehund». Dieser Glaube war im Griechenland des 19. Jahrhunderts noch lebendig.

Selbst die graue Farbe der Seehunde ist kein gewichtiges Gegenargument, denn es ist verbürgt, daß bisweilen Seehunde mit einer Hautfarbe gesichtet wurden, die sehr wohl einer Seejungfrau anstehen könnte:

«Im Oktober 1956 beobachtete ein Zoologe, der die grauen Seehunde der Hebridenküste studierte, zu seinem Erstaunen einen weiblichen Seehund, dessen Kopf, Rücken und Bauch wunderbar und auffällig lachsrosa gefärbt war. Das Fell vieler Seehunde nimmt eine stumpfe Rostfarbe an,

wenn sie ihr Winterfell verlieren; und ähnlich gefärbt erscheinen auch Seehunde, die von treibendem Öl verschmutzt sind. Aber dies war ganz etwas anderes: eine rosige Tönung des Fells, wie sie manchmal bei Möwen und Seeschwalben zu beobachten ist, ein richtiges Seejungfrauen-Erröten. Dem Forscher gelang es nicht, nahe genug an dieses Tier heranzukommen; er konnte nicht feststellen, ob die Färbung des Fells künstlichen oder natürlichen Ursprungs war. Aber er fotografierte es farbig, aus kurzer Entfernung, um die Richtigkeit seiner Beobachtung beweisen zu können und seine Nüchternheit gegenüber diesem Einbruch der Fabelwelt zu belegen.»⁴

Gleichviel, ob dieser Seehund ein einzelner Albino war oder eine bisher noch nicht beobachtete Gattung – es ist auf jeden Fall wahrscheinlich, daß wenigstens einige Seejungfrauen, die durch die Jahrhunderte im Meer beobachtet wurden, in Wirklichkeit Seehunde waren. Desgleichen sind die Geschichten von Seejungfrauen, die sich auf Küstenfelsen sonnen, sicherlich oft auf Seehunde zurückzuführen, die dieses merkwürdige menschliche Verhalten zeigen.

Am umfangreichsten ist die Überlieferung von Seehundsgeschichten in jenen Gegenden, in welche die abenteuerlustigen Nordmänner der frühchristlichen Zeit und des Mittelalters ihre Forschungs- und Eroberungszüge richteten: auf den Shetland- und den Orkney-Inseln und im Westen die Faröer, die Hebriden und die Küste von Irland hinunter.

Die Nordmänner besaßen viele Sagen über den großen grauen Seehund, den «silkie» oder «selchie». Er folgte ihnen sozusagen im Kielwasser ihrer gefürchteten Boote. Als sie sich dann schließlich zurückzogen, jedoch eine stattliche Anzahl der Ihren als Siedler in den eroberten Gebieten ließen, blieben auch die Sagen und überdauerten Gezeiten und Jahrhunderte. Bis weit ins neunzehnte hinein glaubte man an die menschliche oder übermenschliche Herkunft der Seehunde, bisweilen sogar heute noch.

Bei den Westkelten und den Skandinaviern entstanden verschiedene Abwandlungen dieses Glaubens: einmal waren die Seehunde gefallene Engel, von Gott dazu verdammt, als Tiere im Wasser zu leben, jedoch mit der Fähigkeit ausgestattet, auf dem Land Menschengestalt anzunehmen. Nach einer anderen Überlieferung waren sie behexte menschliche Wesen oder Menschen, die einmal schwer gesündigt hatten. «Jeder wirkliche Nordmann sieht in den Seehunden entfernte Vettern, denen es schlecht geht.»⁵

Andere Gewährsmänner wollten wissen, die Seehunde seien die Seelen der im Meer Ertrunkenen. Die Familie McPhee aus Colonsay betrach-

tete sich als Nachkommenschaft eines ertrunkenen Mädchens, dessen Seehundsfell der Sippenhäuptling auf einem Felsen fand.

Vor langer Zeit, so erzählt man, wurden durch magische Künste einige Mitglieder der Sippe Coneely in Seehunde verwandelt; seitdem wird jeder Coneely, der einen Seehund tötet, von Unglück befallen. Da in jener Gegend die Seehunde «Coneelies» genannt werden, haben viele Träger dieses Namens den ihren zu «Connelly» geändert.⁶

Eine andere irische Familie, die Sippe Lee, behauptet, sie stamme von Seehunden ab und sei durch diese Verwandtschaft vor dem Tod durch Ertrinken geschützt.

In den Tagen des alten Griechenland betrachtete ein ganzer Stamm, die Phocier, die Nereide Psmathe als seine Ahnherrin. Sie ist das erste Seehundsmädchen, über das wir Berichte besitzen: ihre Geschichte wird von Hesiod, Pindar, Appollodor und vielen anderen klassischen Autoren erzählt.

Wie viele ihrer Schwestern war auch diese «goldene Nereide», wie Pindar sie nannte, das Opfer unerwünschter Annäherungsversuche, in ihrem Falle von Aeacus, Sohn des Zeus. Sie versuchte, seinen Umarmungen zu entgehen und verwandelte sich in einen Seehund, aber ihr Bemühen war umsonst: sie gebar, schreibt Pindar, «an der Küste, wo sich die Wellen brechen», einen Sohn: Phocus («Seehund»). Die Nachkommen des Phocus übertrugen ihren Namen auf die Gegend von Kleinasien, in der sie siedelten; und im Laufe der Zeiten ehrten die Phocier ihre berühmte Ahnin, indem sie einen Seehund auf ihre Münzen prägten.

Zu bestimmten Stunden in bestimmten Jahreszeiten nehmen die Seehundsmenschen ihre Menschengestalt wieder an: auf den Hebriden in drei Vollmondnächten des Jahres, auf den Faröern in der Nacht vor Mariä Lichtmeß. Dann tanzen sie vom Sonnenuntergang bis zur Morgendämmerung. Und in den Gegenden, wo man daran glaubte, daß sie die Seelen Ertrunkener seien, durften sie sogar jeden Monat einmal ihre Seehundsfelle abwerfen, Menschengestalt annehmen und nachts auf der Küste tanzen und singen.

Die Begeisterung, mit der die Seehundsmenschen tanzen, sobald sie ihre frühere Gestalt annehmen, haben sie mit den Seejungfrauen gemeinsam; ihre Versessenheit auf Tanzvergnügen erscheint in zahlreichen Überlieferungen an wichtiger Stelle.

Wer das Fell einer Seehundsdame in seinen Besitz bringt, zwingt sie dadurch, auf dem Lande zu leben; sobald sie es aber zurückhat, flüchtet sie instinktiv zurück ins Meer; in vielen Seejungfrauen-Geschichten führt die Entwendung des *cohuleen druith*, ihrer Zauberkappe, zum gleichen

Ergebnis. Ein weiteres Verbindungsglied ist schließlich die Gabe der Prophetie: die Seejungfrau besitzt sie fast immer, aber nach einigen Überlieferungen zeichnet sie auch alle Abkömmlinge der Seehunde aus.

Die Nachkommen einer Verbindung zwischen Seehund oder *selchie* und einer menschlichen Frau sind an merkwürdig gewachsenen Hornhäuten auf den Handflächen und unter den Fußsohlen zu erkennen. Und einige Generationen vorher waren diese Anzeichen eines halbmeerischen Ursprungs noch offensichtlicher.

Das erläutert eine Geschichte von den Orkney-Inseln. Die Tochter eines Grundherrn, Ursilla oder auch Brita genannt, heiratete einen der Diener ihres Vaters. Diese Mesalliance war nicht sehr glücklich, und das Mädchen heiratete schließlich ein zweites Mal, diesmal einen *selchie*.

Ein Inselbewohner erzählte eine farbenfrohe Fassung dieser Geschichte: Als Brita ihre Kinder gebar, waren deren Finger und Zehen zusammengewachsen wie die Flossen eines Seehundes. Die Hebamme schnitt die Haut zwischen Fingern und Zehen zwar durch, aber die Mutter mußte, als die Kinder heranwuchsen, die Operation noch oft wiederholen, sonst hätten sich wieder Flossen gebildet. Nach vielen Generationen erst verkümmerten die Schwimmhäute zwischen Fingern und Zehen zu Hornhautauswüchsen. Und an dieser Hornhaut auf Händen und Füßen seien noch heute die Nachkommen der Brita zu erkennen.⁷

Eine Erzählung von den Hebriden leitet den Ursprung des Clans Mac Codum of the Seals von der Verbindung einer Seejungfrau mit einem Mann her. Mac Codum stahl das Fell eines schönen Seehundsmädchens, das er auf der Küste überraschte. Ohne ihr Seehundsfell konnte sie nicht mehr ins Meer zurück. Deshalb wurde sie seine Frau, lebte mit ihm lange Jahre zusammen und gebar ihm viele Kinder. Der Mann wandte große Sorgfalt daran, das Seehundsfell vor seiner Frau zu verbergen, und wechselte immer wieder im Laufe der Jahre mit großem Erfolg sein Versteck. Aber eines Tages beobachtete ihn einer seiner Söhne dabei, wie er das Fell unter einen Heuhaufen schob. Als der Junge das seiner Mutter erzählte, trug sie den ganzen Heuhaufen ab und fand ihr Fell. Voll Freude zog sie es an und kehrte ins Meer zurück. Seither läßt sich kein Mitglied des Clans Mac Codum mehr dazu bewegen, einen Seehund zu töten.

Den Ehemann traf in dieser Geschichte kein größeres Unglück – ausgenommen natürlich der Verlust seiner Frau. Aber Fischer von der Insel Skye kamen in einer ähnlichen Lage nicht so glimpflich davon. Ein junger Bursche aus einer Gruppe von Fischern stahl die Felle mehrerer Seehundsmädchen, die daraufhin bereit waren, die Fischer zu heiraten. Als ein

Jahr vorüber war, rührte sich das Gewissen des Diebes. Er gab die Felle heraus, und noch in der gleichen Nacht folgten die Seehundsmädchen ihrem unwiderstehlichen Drang: sie kehrten ins Meer zurück. Und die Männer wurden, als sie versuchten, ihre Frauen davon abzuhalten, in Steine verwandelt. Aber die Seehundsmädchen vergaßen nicht. Man kann sie beobachten, wie sie, jede ihrem eigenen Stein, die Treue halten.⁹

Die Ballade vom *Great Silkie of Sule Skerry* erzählt: Ein Mädchen bekam einmal ein Kind von einem Seehund, ohne zu wissen, wer er wirklich war. Sie trauerte darüber, daß sie nicht einmal wußte, «auf welchem Boden seine Füße wandelten»:

Da erhob sich jemand vor ihrem Bett
und er war, wahrhaftig, ein furchtbarer Gast:
«Hier bin ich, der Vater von deinem Kind;
ich bin häßlicher, als du erwartet hast.

Auf dem trockenen Lande bin ich ein Mann,
doch ein Seehund bin ich im Meer.
Aber weit, weit weg vom festen Strand,
bleibt mein Herz in Sule Skerry bei dir.»

Der Seehund gab dem Mädchen eine Börse Gold, als Pflegegeld für sein Kind, und weissagte:

Und geschehen wird's, eines Sonnentags,
wenn vor Hitze die Felsen glimmen,
daß ich komme und hol' meinen kleinen Sohn
und lehr' ihn, im Meer zu schwimmen.
Einen kräftigen Jägersmann heiratest du,
der zu stolz ist, um je zu erröten,
mit dem ersten Schuß, den er jemals läßt,
wird er mich und den kleinen Sohn töten.

Furchtbarer Gast oder nicht, dieser Silkie scheint eine liebenswerte Kreatur gewesen zu sein: darauf bedacht, den Unterhalt seines kleinen Sohnes zu sichern und ihn in seinem Lebenselement heimisch zu machen. Unglücklicherweise trifft alles wirklich ein wie vorausgesagt: Vater und Sohn sterben durch eine Kugel des «stolzen Jägersmannes», den das Mädchen tatsächlich später heiratete.⁹

Eric Linklater verarbeitete die alten Seehundslegenden zu einer Kurz-

geschichte mit dem Titel *Sealskin Trousers*. Er gibt ihnen eine originelle Wendung dadurch, daß er seinen Seehund, wenn er «Mann auf dem trockenen Lande» ist, zum *Magister Artium* der Edinburgher Universität macht. Dieser erzählt dem erstaunten Mädchen, das ihn an der Küste überrascht und sein Geheimnis entdeckt hat: «Ich bin ein einzelnes und ungewöhnliches Exemplar: ein gebildeter Seehundsmensch.» Aber wie gebildet auch immer, vor allen anderen Dingen ist er ein Geschöpf des Meeres, dieser Roger Fairfield. Denn diesen Namen, den er im Heuerbuch eines ertrunkenen Seemanns fand, führt er während seines seltsamen Doppellebens auf der Universität. Und jeder Satz, den er spricht, verrät seine Liebe zum Meer; er versteht es meisterhaft, das dem Mädchen an seiner Seite mitzuteilen, und schnell verfällt auch sie seinem unerklärlichen, fast schon hypnotischen Zauber. So liegen dann, nach kurzer Zeit, die Seehundshosen und die Kleider des Mädchens verlassen auf den Felsen. Und draußen im Meer, Seite an Seite, schwimmen zwei Seehunde hin zum unvermeidlichen Ende einer uralten Geschichte vor dem Hintergrund unserer Zeit.

Eine rührende Erzählung von den Shetlands erklärt, warum man von den Seehunden sagt, sie kümmern sich ganz besonders um das Wohl der Seejungfrauen. Ein Fischer betäubte und häutete einmal einen Seehund und warf ihn ins Meer zurück. Der Ärmste kam dort wieder zu sich, schwamm fort und beklagte laut den Verlust seines Fells. Voll Mitleid hörte eine Seejungfrau seine traurige Erzählung und beschloß zu versuchen, das Seehundsfell zurückzuholen. Inzwischen pochte das Gewissen des Fischers, der den Seehund gehäutet hatte. Gerade hatte sein Grübeln ergeben, daß ihn, als Strafe für seine Tat, ein schreckliches Unglück heimsuchen werde, da zog er, an einem Haken seiner Angel, eine Seejungfrau in sein Boot. Inständig bat er seine Kameraden, sie wieder freizulassen; aber die achteten seiner drängenden Bitten nicht. Sie waren sicher, für ihre Beute eine große Summe Geldes zu bekommen. Sorgfältig betteten sie die Seejungfrau auf eben jenes Seehundsfell, das sie zurückholen wollte. Aber zum Unglück für ihren ritterlichen Rettungsversuch konnte sie außerhalb des Wassers nicht lange am Leben bleiben; sie schrie ein paar Mal leise, klagend und starb. Da erhob sich ein schrecklicher Sturm. Das Boot ging unter, und seine Mannschaft ertrank: die Gottheiten des Meeres hatten den Tod der Seejungfrau gerächt. Zwar bekam der Seehund so sein Fell zurück, aber er trauerte noch lange über dem leblosen Körper seiner Freundin, der Seejungfrau.

«Aus diesem Grunde betrachten sich die Seehunde seither als die besonderen Beschützer aller Seejungfrauen.» Sie wachen sorgfältig über

ihre Sicherheit und besorgen Kleinigkeiten aus gefährlichen Tiefen, in welche die Seejungfrauen nicht hinabtauchen können. «Und obwohl sie oft selbst den wundersamen Liedern der Seejungfrauen bezaubert zuhören, läßt ihre Wachsamkeit für sie niemals nach.»¹⁰

So erteilte einmal eine Horde von Seehunden einem Fischer eine heilsame Lektion; viele Seehunde hatten von seiner Hand den Tod gefunden. Da besuchte ihn eines Nachts ein Reiter, der vorgab, er wolle ihn mit einem Manne zusammenbringen, der dringend Seehundsfelle zu kaufen wünsche; mit Erfolg überredete er den Fischer, hinter ihm aufzusitzen, und beide ritten davon, zu einer hohen Klippe. Dort packte der Fremde den Fischer und sprang mit ihm über den Rand hinab auf den Grund des Meeres, wo sie bald zu einer riesigen Höhle kamen, in welcher sich eine große Zahl von Seehunden versammelt hatte. Erst hier bemerkte der Fischer, daß auch er in einen Seehund verwandelt war. Zu seinem großen Entsetzen zeigte man ihm ein Messer und bedeutete ihm, er habe damit den Seehundsvater des Mannes, der ihn gebracht hatte, verwundet. Und nur er, der die Verletzung zugefügt habe, könne sie heilen. Darauf wurde der Fischer zu dem verwundeten Seehund geleitet und er legte ihm, wie man ihn hieß, seine Hand auf. Dadurch wurde der Seehund augenblicks wieder gesund. Der Mann mußte einen feierlichen Eid schwören, er werde nie wieder Seehunde jagen; dann wurde er in seine Menschengestalt zurückverwandelt und kam sicher nach Hause zurück.¹¹

Schon im 12. Jahrhundert erzählt Gervase von Tilbury eine bemerkenswert ähnliche Geschichte, in der es allerdings nicht um einen Seehund, sondern um einen Tümmler geht. Die Besatzung eines Schiffes, das im Mittelmeer kreuzte, entdeckte, daß das Wasser von Tümmlern wimmelte. Als ein Seemann einen von ihnen mit seinem Dolch verwundete, erhob sich ein schrecklicher Sturm. Die Mannschaft war dicht daran, zu ertrinken, da kam, in Rittergestalt, ein Tümmler auf einem Hirsch über das Meer geritten. Er forderte, für die Rettung aller Mann an Bord, der solle ausgeliefert werden, der den Tümmler verwundet habe. Um seine schuldlosen Kameraden zu retten, gestand der Missetäter und mußte hinter dem Ritter den Hirsch besteigen. Sie ritten davon, weit über das Meer, und sanken schließlich auf seinen Grund hinab. Dort lag, auf einem großartigen Bett, der Ritter, den, in seiner Verkleidung als Tümmler, der Seemann tags zuvor verwundet hatte. Man befahl ihm, den Dolch, den noch niemand aus der Wunde entfernt hatte, herauszuziehen. Sobald das getan war, «brachte die schuldige Hand der Wunde Heilung», und der Seemann wurde sicher zum Schiff zurückgebracht. «Aus diesem Grunde», schreibt Gervase, «beteiligt sich kein Seemann mehr an der Jagd auf Tümmler.»

Ganz zweifellos wurde oft ein liebenswürdiger Seehund für eine Seejungfrau gehalten. Aber für die größere Zahl der Überlieferungen, die auf uns gekommen sind, können wir ihn nicht verantwortlich machen. Wir werden sehen, daß der wahre Ursprung der Seejungfrauen anderswo zu suchen ist. Dabei werden wir verfolgen, wie sich das Bild der Seejungfrau als eines wunderschönen Mädchens mit übernatürlichen Kräften im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat; seit dem Tag, als – weit zurück im Dunkel der Zeiten – die erste fischschwänzige Gottheit aus der Einbildungskraft von Menschen in Not geboren wurde – und aus der «Mutter und Trösterin des Menschen, dem Meer».

2

In der Alten Welt

Der erste Wassermensch in historischer Zeit ist der fischschwänzige Gott Ea oder Oannes, Herr aller Gewässer und einer der großen drei babylonischen Götter. Meistens wird er dargestellt als menschlich bis zur Hüfte und dann fischschwänzig. Andere Überlieferungen zeigen ihn ganz als einen Menschen, dem Kopf und Haut eines Fisches wie ein Mantel über den Rücken hängen.

Die Babylonier teilten die Welt in drei Sphären: Himmel, Erde und Wasser. Jede von ihnen wurde personifiziert und göttlich verehrt; Anu beherrschte den Himmel, Enlil die Erde und Ea die Gewässer und alle Geister und Dämonen, die man in ihnen zu finden glaubte. Die Babylonier verehrten die «große Tiefe» als das Element, aus dem alles geschaffen wurde, und das so der Ursprung aller Dinge auf Erden war. Demzufolge maß man der Göttlichkeit des Meeres große Bedeutung bei und deshalb auch dem Gott Ea.

Ea, so hieß es, stamme vom «himmlischen Ozean» ab. Die Babylonier glaubten, er verlasse das irdische Meer nur tags und kehre nachts immer dorthin zurück. Der nächste Gedankenschritt, in ihm einen Fischgott zu sehen, lag deshalb nahe. Einer seiner üblichen Titel war dann auch «Der große Fisch des Meeres».

Oannes (so lautet die griechische Form seines Namens, unter dem er

weiter bekannt geworden ist) soll eine Frau gehabt haben: Damkina, die Königin des Wassers. Sie war ursprünglich nur eine Personifizierung der Erdoberfläche, die sie beherrschte und fruchtbar machte. Aus der Vereinigung beider entstanden dann die Gewässer, die über die Erde fließen. Oannes zeugte sechs Söhne, alles fischschwänzige Götter, und eine Tochter namens Nina, deren Zeichen das Sternbild der Fische war.

Abgesehen von seiner Rolle als Herrscher über die Gewässer war Oannes auch noch ein Gott des Lichtes und der Wahrheit, der seinem Volk die Zivilisation brachte. Seine wichtigste Kultstätte lag in Eridu. Ihrer fischschwänzigen Gottheit verdankten die Einwohner der Küstenstadt alles, was sie wußten: nicht nur Dinge des praktischen Lebens, sondern ihre ganze Kultur.

Polyhistor's Version der Geschichte lautet:

«Im ersten Jahre (Babylons) erschien in einem Teil des Erythräischen Meers ein Tier, das mit Vernunft begabt war und sich Oannes nannte. Sein Körper war wie der eines Fisches gebildet, aber es besaß unterhalb seines Fischkopfes noch einen zweiten Kopf, sowie auch Füße, welche denen eines Menschen ähnlich, unten aus seinem Fischschwanz hervorstachen. Auch seine Stimme und seine Sprache waren klar und menschlich, und ein Bild von ihm wird bis zum heutigen Tage aufbewahrt. Dieses Wesen pflegte tags mit den Menschen zu reden, nahm aber zu dieser Zeit keine Speisen zu sich. Und es vermittelte ihnen Kenntnisse von Natur, Kultur und allen Arten von Künsten. Es lehrte sie, Häuser zu bauen, Tempel zu gründen, Gesetze niederzulegen, und erklärte ihnen die Grundsätze der geometrischen Wissenschaft. Es brachte ihnen bei, die Saaten der Erde zu unterscheiden, und zeigte ihnen, wie man Früchte sammelt. Kurz, es unterrichtete sie in allem, was sanftere Sitten förderte und die Menschen menschlicher machte. So umfassend war seine Lehre, daß seit dieser Zeit nichts Wesentliches dazukommen konnte. Wenn aber die Sonne unterging, tauchte das Wesen, nach seiner Gewohnheit, wieder ins Meer hinab und verharrte die ganze Nacht in seiner Tiefe.»¹

Die Verehrung des Oannes entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte weiter. Er wandelte sich schließlich vom Lokalgott der Stadt Eridu «zu einer allgemeinen Gottheit der Weisheit und Güte und zum mächtigen Beschützer und Wohltäter der Menschen, der ihnen die Kunst des Ackerbaus und der Bewässerung brachte. Eine gebildete, gesittete Denkungsart erwuchs aus dem Kult dieses Gottes. Er trat sogar für die machtlose Menschheit ein, als erzürnte Gottheiten sie zu vernichten beschlossen, und konnte sie vor dem göttlichen Zorn bewahren.»²

Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang ein Relief

mit einer Seeszenarie, das aus dem achten Jahrhundert vor Christus stammt (Tafel 2b). Es zeigt Oannes, wie er im Meer schwimmt, umgeben von Fischen und merkwürdigen Schiffen, die denen der Wikinger ähneln. Aus der Stellung seiner Arme hat man geschlossen, er segne die Flotte. Tatsächlich ist diese Geste jedoch allen assyrischen Göttern gemein: sie haben die Arme immer in dieser Weise ausgestreckt.

Archäologen vermuteten zwar, das Relief stelle die Belagerung einer Festung dar; dann wären die Balken am Stern der Schiffe Rammsporne. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die dargestellte Szene eine ganz und gar friedliche Bedeutung hat: eines der Schiffe schleppt Langholz, das zum Verkauf bestimmt ist. Diese Deutung geht besser überein mit unserem Verständnis des Oannes: er ist ein friedfertiger, zivilisierender Gott, nicht ein Kriegsherr.

Viel schwieriger ist es, sich einen anderen fischschwänzigen Gott vorzustellen: Dagon, den die Philister verehrten. Bibelkenner wissen von Dagon aus einer Stelle im Alten Testament, 1. Samuel 5, Vers 1–4. Dort wird berichtet, wie er in seinem eigenen Tempel gezwungen wurde, die Oberhoheit Jahwes, des Gottes der Israeliten, anzuerkennen:

«Die Philister aber nahmen die Lade Gottes und brachten sie von Eben-Ezer gen Asdod in das Haus Dagens und stellten sie neben Dagon. Und da die von Asdod des anderen Morgens früh aufstanden, fanden sie Dagon auf seinem Antlitz liegen auf der Erde, vor der Lade des Herrn. Aber sie nahmen den Dagon und setzten ihn wieder an seinen Ort. Da sie aber des anderen Morgens früh aufstanden, fanden sie Dagon abermals auf seinem Antlitz liegen auf der Erde, vor der Lade des Herrn; aber sein Haupt und seine beiden Hände abgehauen auf der Schwelle, daß der Stumpf allein dalag.»

Dieser Bericht enthält nichts, was die wahre Natur von Dagens Stumpf erklären könnte. Allgemein neigt man heute zu der Annahme, er sei von ähnlicher Gestalt gewesen wie Oannes; ein Bibelkommentar beschreibt den Schutzgott der Philister so: «Die obere Hälfte seines Körpers hat die Gestalt eines Menschen, die untere die eines Fisches. Sein Name ist von dieser unteren Hälfte hergeleitet.» Wenn deshalb das Alte Testament sage, «daß der Stumpf allein dalag», müsse das so verstanden werden: nur Dagon, das heißt, seine Fisch-Hälfte sei übriggeblieben. Mit anderen Worten: die Statue Dagens, so großartig in einem nur ihr geweihten Tempel untergebracht, stellte einen Meermann dar. Der menschliche Teil seines Körpers brach ab, er zerbarst vor der Lade Gottes, und allein der Fischschwanz blieb auf dem Platze.³

Wahrscheinlich brachten die Philister ihren fischschwänzigen Gott aus

dem Ägäischen Meer mit. Außer dem «Hause Dagon» in Asdod waren dem Gott auch in Ghaza und Erech und seiner Umgebung Tempel geweiht; im äußersten Osten Palästinas erreichte seine Verehrung die höchste Blüte. Sogar die Israeliten, jederzeit geneigt, fremden Göttern nachzugehen, hingen ihm zeitweilig an.

Vielen Lesern wird die These, Oannes sei mit unserem Noah des Alten Testaments verwandt, befremdlich erscheinen. Dennoch: Sowohl Noah wie seine Frau und ihre drei Söhne sind mit Fischeschwänzen dargestellt worden. Dieses ungewöhnliche Bild des Patriarchen entstand, als fromme Christen die Fragmente von Berossus' Schrift über die Chaldäer deuteten und seine Geschichte der Sintflut (die stark an den biblischen Bericht erinnert) als Variante der alttestamentarischen Erzählung verstanden.

Noch 1883 stellte sich ein englischer Gelehrter auf den Standpunkt, der Oannes, den Berossus beschreibt, sei tatsächlich der Noah des Alten Testaments:

«Zu den berühmtesten Gestalten, deren Geschichte die Menschheit aus mündlicher Überlieferung kannte, gehört Noah: der zweite Stammvater des Menschengeschlechtes und zugleich der Bewahrer und Lehrer aller Künste und Wissenschaften, die es vor der Großen Flut gab. Über diese finden sich viele verschiedengeartete Berichte bei allen Völkern der Erde; deshalb wurde er in vielen Ländern und unter vielerlei Namen verehrt. Und auch seine Frau und seine Söhne hatten, als Helfer bei der Verbreitung des Wissens, an dieser Verehrung teil.»

In der Geschichte des Oannes, der täglich das Meer verließ, um sein Volk zu unterrichten, so fährt er fort, besitzen wir einen verzerrten Bericht «über das Leben und die Taten Noahs nach seiner glücklichen Rettung aus der Sintflut, welche sein Haus zerstörte und seine Nachbarn ertränkte. Oannes war einer seiner Namen, unter denen er in Chaldäa verehrt wurde: besonders in Erech (dem Ort der Arche), wo er als heiliger, kluger Fischgott, als Lehrer der Menschen und als Herr der Wissenschaften und Künste galt».

Der philistische Dagon wird dann als eine Weiterentwicklung des Oannes gedeutet: auf Hebräisch bedeute Dag männlicher Fisch, und Aun oder Oan waren zwei Namen Noahs. Dag-Aun oder Dag-Oan heiße deshalb «der Fisch Noah».⁴

Vielen Lesern wird es eine seltsame Vorstellung sein, den Stammvater Noah als Urgestalt der großen Fischgötter von Babylon und den Philistern zu sehen. Aber wie schwer man dies auch anzunehmen findet, niemand wird sicherlich dem altdeutschen Künstler zürnen, in dessen sehr

reizvollem Farbholzschnitt Noahs Arche in traurem Verein mit einem Meermann und einer Seejungfrau auf den Fluten schwimmt. Dieses Bild aus der BIBLIA SACRA GERMANICA wurde 1483 in Nürnberg von Anton Koburger gedruckt. Es zeigt die Arche als ein kleines Haus, gelb bemalt, mit rotem Dach, auf dessen First eine Taube sitzt; darunter ein viereckiges braunes Bootsdeck. Durch die Mitteltür der Arche ist eine kleine Personengruppe in zeitgenössischen Kostümen zu sehen. Der bärtige Noah blickt aus dem Fenster einer Taube entgegen, die auf ihn zufliegt, einen Ölweig im Schnabel. Aus dem typisch mittelalterlichen Meer, auf dem die Arche schwimmt, erhebt sich rechts eine Seejungfrau, einen Spiegel in der Hand, halb aus dem Wasser. Auf der linken Seite des Bildes ist ein Meermann zu sehen, und zwischen beiden schwimmt fröhlich ein kleiner Wasserhund (Tafel 8 a).

Wir sahen, Babylonien brachte den ersten Meermann hervor, den die Geschichte kennt. Wo suchen wir nun die Ahnin der Seejungfrau? Damkina und Nina, die Frau und die Tochter des Oannes, waren mit großer Wahrscheinlichkeit fischschwänzig; aber sie bleiben sehr unbestimmte Gestalten und sind so tief im Schatten der Vergangenheit versunken, daß sie von einigen Gewährsmännern nicht einmal erwähnt werden. Uns ist keine bildliche Darstellung überliefert, die mit einiger Berechtigung ihnen zuzurechnen wäre.

Der Dämmerchein der Geschichte lichtet sich merklich, wenn wir uns Atargatis zuwenden, einer semitischen Mondgöttin, die man auch als Derceto kennt. Ihr gebührt die Ehre, die erste Seejungfrau zu sein, die man als eine selbständige Göttin weithin verehrte; und die darüber hinaus die erste ihrer Art ist, von der wir uns ein klares, eindeutiges Bild machen können. Lukian berichtet uns nämlich: «Auch von dieser Derceto sah ich in Phönicien eine Zeichnung, auf der sie in einer merkwürdigen Gestalt abgebildet wird. Denn die obere Hälfte ihres Körpers ist der einer Frau, aber von den Hüften bis zu den unteren Gliedmaßen besteht sie aus dem Schwanz eines Fisches.»⁵

Als Atargatis war ihr in Hierapolis in Syrien ein glänzender Tempel geweiht. Die Syrier enthielten sich, ihr zu Ehren, des Fischessens. Und die Gottheit gebot, ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis dürfe niemand Fische fangen. Diese Verordnung sicherte, wie man sich vorstellen kann, ihren Priestern erkleckliche Einkünfte. Auch auf Kreta und Zypern besaß sie Fischteiche, die ihr geheiligt waren.

Aber wie kam Atargatis-Derceto zur Gestalt einer Seejungfrau, in der sie gewöhnlich abgebildet wird? Wie zu erwarten, haben sich die alten Chronisten darüber eigene Gedanken gemacht; besonders darüber,

wie Derceto zu ihrer Tochter, der unvergleichlichen Semiramis von legendärem Ruhme, kam.

Es gibt viele Versionen dieser Geschichte von Derceto und Semiramis. Die folgende berichtet Diodor von Sizilien, ein Historiograph, dessen Schriften untrennbar Wirklichkeit und Erfindung mischen:

«Nun gibt es in Syrien eine Stadt, die man als Ascalon kennt, und unweit von ihr einen großen, tiefen See voller Fische. An seinem Strand liegt das Heiligtum einer berühmten Göttin, welche die Syrier Derceto nennen. Diese Göttin hat den Kopf einer Frau, aber der Rest ihres Körpers ist der eines Fisches. Dafür gibt es eine Begründung; die Erklärung, welche die gelehrtesten Einwohner der Gegend bereithalten, lautet so: Aphrodite, die mit dieser Göttin in Streit lag, erweckte in ihr eine heftige Leidenschaft zu einem schönen Jüngling aus der großen Schar ihrer Anhänger. Derceto gab sich diesem Syrier hin und gebar ihm eine Tochter; dann aber, ob ihrer sündigen Tat von Scham erfüllt, tötete sie den Jüngling und setzte das Kind in einer felsigen, wüsten Gegend aus. Und sie selbst stürzte sich, voll Scham und Trauer, in den See, und die Gestalt ihres Körpers ward in einen Fisch verwandelt. Dies ist der Grund dafür, daß die Syrier sich bis zum heutigen Tage dieses Tieres enthalten und ihre Fische als Götter verehren.»⁶

Tauben ernährten das Kind, bis es schließlich von Hirten gefunden wurde, die es dem Aufseher der königlichen Herden brachten. Dieser zog es auf und gab ihm den Namen *Semiramis*.

Die legendären Taten der Semiramis erfüllten die mittelalterliche Welt, und erst im 19. Jahrhundert wurden alle Geschichten über diese unbezähmbare mannstolle Königin von Assyrien als phantasievolle Erfindungen entlarvt. Die authentischen Berichte aus Khorsabad, Ninive und anderen alten Städten tun der von einer Seejungfrau geborenen Semiramis mit keinem Wort Erwähnung. Aber die Phantasie der zivilisierten Welt hat sie zweitausend Jahre lang beflügelt.

In den «Veden», den heiligen Büchern der Inder, und in ihrer Volksüberlieferung treffen wir Götter, die zur Hälfte Fischkörper haben, sowie Wassernymphen in menschlicher und in Vogelgestalt. Sie besitzen schon alle Charakterzüge der fischschwänzigen Seejungfrau, die später in den Gewässern Europas und anderer Länder heimisch wurde.

Auf altindischen Steinbildern ist Vishnu der Erhalter, zweiter Gott der Hindu-Trinität, den eine große Zahl orthodoxer Hindus verehrt, als Mensch bis zur Hüfte zu sehen; im übrigen besteht er aus dem Kopf und Körper eines Fisches. Diese zusammengesetzte Gestalt hat er in seiner ersten Inkarnation, der *Matsya Avatar* (Tafel 2 a).

Von dieser Inkarnation berichtet die «Bhagavad Gita» (das «Lied des Herrn»): damals habe ein Dämon die Veden gestohlen; die Welt sei in Gefahr gewesen, überflutet zu werden, da Brahma, der Schöpfer und erste Gott der Hindu-Trinität, währenddessen im Schlafe lag. Vishnu erschien einem frommen König und erzählte ihm von der drohenden Katastrophe. Er befahl ihm, sich einzuschiffen in einer Arche, die er zu schicken versprach. Die Arche erschien rechtzeitig; die Wasser überfluteten die Erde, und der König verharnte ein Jahr lang auf der Arche. Am Ende dieser Zeit, immer noch auf den Wassern treibend, flehte er Vishnu um Hilfe an, worauf «der Gott zum zweiten Mal auf den Weiten des Ozeans erschien, in der Gestalt eines Fisches, von Gold erglänzend», den Dämon tötete, die Wasser beruhigte und die Veden rettete.⁷

Ein Ritus der Vishnu-Verehrer heißt *Sakti-puja*: «Die Verehrung der Lebenskraft des Gottes, wie sie sich in weiblichen Wesen offenbart.» Vishnu, in der Inkarnation einer Göttin von Fischgestalt, wird dabei als glänzend geschmückte Frau dargestellt, mit den vier Armen, die er immer hat, und einem ansehnlichen Fischschwanz. Er erscheint also im *Sakti*-Ritus als eine unleugbar indische Seejungfrau.

Die Hindureligion brauchte geraume Zeit, das Meer um den Subkontinent herum mit Gottheiten zu erfüllen. Aber eines Tages erscheint Varuna, einer der ältesten Götter, der ursprünglich nichts mit dem Meer zu tun hatte, in den Veden als der indische Neptun. Seine Hilfe wurde angerufen, als im Oktober 1958 ein neuer Zerstörer für Indien vom Stapel lief: ihm wurde, als dem Seegott, ein Trankopfer dargebracht.

Wassernymphen, Apsaras oder Apsarases (ihr Name bedeutet «auf dem Wasser bewegend») gibt es im Hindu-Götterhimmel auch noch. Sie nehmen keinen ganz kleinen Raum ein, denn ihre Anzahl hat bis zu der Zeit, in der die späteren Schriften zusammengestellt wurden, die Millionen-grenze überschritten. Ihr Einflußgebiet sind Flüsse und Seen, Teiche und Bäche.

Die Apsaras sind überirdische Wassernymphen, die zum Hofstaat Indras, des hinduistischen Himmelsgottes, zählen. Ihr Gesicht und ihre Gestalt sind herrlich anzusehen; sie singen und tanzen gern, und ihr besonderer Duft wird oft erwähnt; auch spielen sie geschickt viele Instrumente und verstehen es, auf Lauten und Zimbeln ergötzlich zu musizieren. Schließlich besitzen sie die Gabe, die Zukunft vorauszusagen. «Ihr Einflußbereich erstreckt sich auch auf das feste Land, wo sie verschiedene Arten von Feigenbäumen bewohnen.» Von dort herab tönte ihre Musik und bezauberte die Vorübergehenden.

Insgesamt sind die Apsaras nicht gerade tugendhaft, im Gegenteil:

sehr mannstoll und begehrllich; aber das ist nicht nur ihre Schuld. Denn als sie aus dem Schaum des Meeres entstanden waren, wollten weder die Götter noch die Dämonen sie zu Frauen haben. Deshalb sahen sie sich gezwungen, den Gandharvas, Göttern der Luft, ihre Gunst zu gewähren. Auch Kriegern, die auf dem Schlachtfeld fallen und in Indras Paradies eingehen, geben sie sich gern hin. In späteren Zeiten entstand aus dieser Überlieferung der Glaube, die Apsaras trügen die Seelen toter Krieger vom Schlachtfeld fort zum Palast der Sonne.

Recht inkonsequent gibt es in der Atharva-Veda Gebete, durch welche man die Apsaras um Hilfe anfleht, und andere, durch die man sich aus ihrer Macht befreit. Viele Gesänge jedoch bitten sie nur, «zum Fluß und in die Furten zurückzukehren», denn dort wohnten sie nach den ältesten brahmanischen Überlieferungen; «dorthin, wo eure Gold- und Silberschwingen flattern, dorthin, wo Zimbeln und Lauten zusammenklingen, entschwindet, ihr Apsaras!»

Obwohl die Apsaras nie einen Fischeschwanz besitzen, haben sie mehr mit den Seejungfrauen späterer Zeiten gemein als mit den Wassernymphen anderer antiker und klassischer Überlieferungen. Denn wie die Seejungfrauen ergötzen sich auch die Apsaras an Musik und Tanz und besitzen prophetische Kräfte. Im Gegensatz zu ihnen locken sie aber keinen Menschen ins Verderben.

Jalpari, eine Wasserfee aus Kulu, ist da ganz anders. Diese gefährliche Dame lauert Männern auf und hat an sie, sobald sie einen gefangen hat, entschieden unanständige Ansinnen. Wenn sich einer willig zeigt und über das Erlebte Stillschweigen wahrt, erlaubt sie ihm, ohne Schaden davonzukommen; weigert er sich jedoch, ihrer Mannstollheit willfährig zu sein, dann tötet sie ihn. Besänftigen läßt sie sich nur durch die Opferung von Lämmern oder Blumen, die man am Rande eines Wasserlaufes niederlegen muß.

Die Gewässer des alten China waren von «Drachenkönigen des Meeres» und ihren Drachenfrauen bewohnt. Einige ihrer Taten und Eigenschaften sind denen der späteren Seejungfrauen verblüffend ähnlich. Es gab eine Unzahl chinesischer Drachen; nach buddhistischem Glauben so viele, wie Fische in großen Tiefen. Ihre Größe reichte von winzigen Drachen, so klein wie eine Seidenraupe, bis zu dem riesigen Drachen, «der Himmel und Erde erfüllte».⁸

«Drachenkönige des Meeres» gibt es jedoch nur fünf; der oberste bewohnt die Mitte, die anderen vier Norden, Westen, Süden und Osten. Jedes Jahr erstatten sie ihrem höchsten Herrscher im obersten Himmel Bericht; die restliche Zeit wohnen sie in den Tiefen des Meeres, umgeben

von einer zahlreichen Nachkommenschaft und ihrem beträchtlichen Hofstaat. «Menschen, die am frühen Morgen in tiefe Gewässer hinabsehen, sollen ihre Paläste, erbaut aus verschieden gefärbten durchsichtigen Steinen und geschmückt mit herrlichen Kristalltüren, erblickt haben.»⁹

Buddha erläuterte seinen Schülern einmal eine seiner Lehren, indem er eine Geschichte von einem Meeresdrachen erzählte. Dessen kranke Frau war überzeugt, nur wenn sie das Herz eines Affen verspeisen könne, werde sie wieder gesund. Nun leben Affen nur auf hohen Bergen; aber da der Drache sehr auf die Genesung seiner Frau bedacht war, verließ er seine Wohnung unter dem Meer und reiste in die Berge, wo er bald auf einem Baumwipfel einen Affen fand. Er versprach ihm «ganze Wälder von Früchten und Blumen», überredete ihn, auf seinen Rücken zu steigen und flog mit seinem kleinen Passagier davon. Als sie ans Meer kamen und sich anschickten, darin unterzutauchen, erklärte der Drache dem erschreckten Affen mit brutaler Offenheit, warum er ihn mit unter Wasser nehmen wolle. Sehr geistesgegenwärtig antwortete der Affe, unglücklicherweise habe er sein Herz auf dem Baumwipfel zurückgelassen; er wolle es aber, zum Besten der Drachenfrau, holen, wenn der Drache ihn dorthin zurücktrage. Vertrauensselig flog der dumme Drache mit ihm noch einmal in die Berge, und es erübrigt sich fast zu sagen: er wartete vergeblich darauf, daß das kluge Tier noch einmal von seinem Baum herabkam. «Damals», so beendete Buddha vor seinen lauschenden Schülern diese Erzählung, «war ich der Affe.»¹⁰

Die Drachenfrauen lebten, wie später die Schwanenmädchen, Nixen und Seejungfrauen, gelegentlich lange Zeit unter Menschen. Die chinesische Volksüberlieferung schreibt ihnen die Kraft zu, viele Krankheiten durch Kräuter heilen zu können. Einige Seejungfrauen in englischen Erzählungen besitzen, wie wir später sehen werden, die gleiche Geschicklichkeit und üben sie gern zum Besten der Menschen aus.

Auch in China kannte man die Apsaras: als weibliche Dämonen; ein anschauliches Bild von ihnen vermittelt Tafel 5b. Und auch Wassernymphen und Flußgötter wurden dort verehrt.

Im alten Japan glaubte man an Meerdrachen und Drachenfrauen sowie an einen Drachenkönig des Meeres namens Riujin, der in einem Palast auf dem Grunde des Meeres oder eines Sees lebte. Meistens wird er als alter Mann abgebildet, mit einem langen Bart und einem Drachen, der sich um seinen Kopf oder seinen Rücken windet; die Drachenkönigin ist oft in ein Gewand aus Muscheln und Korallen gekleidet.

Der Eingang zum Unterwasser-Palast eines Meerdrachens führte meist durch einen von Drachen bewachten Brunnen. Eines Tages saß ein

schöner Jüngling auf dem Rand eines solchen Brunnens. Sein Bild spiegelte sich im Wasser, und die Tochter des Meer-Drachenkönigs, die «Viel-Perlen-Prinzessin», verliebte sich in ihn. Sie tauchte auf und lähmte ihn durch eine Zauberformel. Von ihrer Schönheit geblendet, folgte der Jüngling ihr willig unter die Wasseroberfläche, in den Palast des Drachenkönigs. Dort heiratete er die liebevolle Prinzessin, und sie lebten drei Jahre glücklich miteinander. Aber am Ende dieser Zeit wurde der Jüngling von Heimweh nach der Menschenwelt ergriffen. Lange flehte die Prinzessin ihn an, bei ihr unter dem Wasser auszuharren; aber als sie sah, daß an dem Entschluß ihres Mannes nicht zu rütteln war, entschied sie sich, mit ihm zu gehen. So reisten die beiden zusammen ab, der Jüngling auf dem Rücken eines Wani, eines Drachen in Krokodilsgestalt. Und als sie endlich auf dem Lande ankamen, baute der Jüngling seiner Prinzessin ein Haus am Meer.

Als sie nun ein Kind bekommen sollte, forderte sie von ihrem Mann das Versprechen, sie so lange nicht anzusehen, bis das Kind geboren sei. Er versprach's, aber eines Tages blickte er doch in das Zimmer seiner Frau und überraschte sie in ihrer Drachengestalt. Voll Zorn über diese Verletzung ihres Geheimnisses verließ die Prinzessin, sobald das Kind geboren war, ihren Mann; er sah sie niemals wieder.¹¹

Diese Geschichte verdient besondere Aufmerksamkeit, weil ihr erzählerischer Kern – der erzwungene Eid, das Geheimnis zu achten und ein darauf folgender Eidbruch – in den Seejungfrauen-Überlieferungen vieler Länder zu finden ist. Wir haben hier eine frühe Fassung der berühmtesten aller Geschichten über ein ähnliches Thema vor uns: der Erzählung über Melusine von Lusignan, die bekannteste französische Seejungfrau des Mittelalters. Ihre Geschichte und deren erstaunliche Auswirkung auf die Nachkommen einiger edler französischer Familien wird in Kapitel 5 erzählt.

Der indische Gott Varuna beherrschte auch japanische Gewässer: unter dem Namen Suiten ist er der japanische Neptun. Wenn wir Suiten auf diese Weise kennzeichnen, müssen wir bedenken, daß der römische Gott Neptun ursprünglich gar nicht der Herr des Meeres war, sondern ein Eroberer, der unter falscher Flagge segelte. Die Römer entliehen für ihn aus dem griechischen Götterhimmel Abenteuer und Eigenarten des mächtigen Gottes Poseidon. Diesem Götterhimmel wenden wir uns jetzt zu. Denn obwohl die Griechen aus der Alten Welt im Osten ihres Landes vieles entliehen, läßt sich der wirkliche Ursprung ihrer Sagen nur auf die Tiefe ihres Glaubens und ihrer Phantasie zurückführen.

Zur klassischen Zeit

Klassische Mythologie, das wissen wir, ist immer griechische Mythologie, denn die Römer besaßen keine eigenen Mythen. Sie übernahmen sie so, wie sie waren, von den Griechen; aus diesem Grunde beginnt unsere Suche nach den Seejungfrauen der klassischen Mythologie in Griechenland und endet auch dort.

Auf den frühesten griechischen Vasenmalereien erscheinen bereits fischschwänzige Gottheiten; möglicherweise haben die Griechen sie von dem göttlichen Dagon der Philister entlehnt oder weiterentwickelt. Aber die zahlreichen Gottheiten, mit denen sie ihre Seen und Meere bevölkerten, sind trotzdem nur selten als Wassermänner oder Seejungfrauen abgebildet.

Poseidon, der Herr des Meeres, erscheint meistens in menschlicher Gestalt. Als Zeichen der Macht, die er über sein maritimes Königreich ausübt, trägt er einen Dreizack. So geschmückt reitet er auf einem Hippokamp oder irgendeinem anderen See-Ungeheuer. Da man von ihm behauptet, er habe das Pferd erschaffen, erscheint er auch manchmal in Pferdegestalt. Als Gott hat er eine lange und einigermaßen vertrackte Entwicklung durchgemacht, die ihn ursprünglich nicht mit dem Meer verband.

Das gleiche gilt für Neptun; er begann seine Laufbahn als ein vergleichsweise unwichtiger Süßwassergott, den die nicht seefahrenden Römer verehrten. Sehr lange wurde er überhaupt nicht mit dem Meer in Verbindung gebracht, bis er mit dem mächtigen griechischen Gott Poseidon in Berührung kam. Seitdem beanspruchte Neptun alle Kräfte dieses griechischen Seegottes für sich, und ohne Erröten schrieben die römischen Dichter ihm Taten und Eigenschaften des Erderschütterers Poseidon zu. Sie taten dies mit so großem Erfolg, daß heute noch im Volksglauben die Herrschaft über das Meer allein dem Vater Neptun zugestanden wird.

Nereus beherrschte das Mittelmeer, im besonderen die Ägäis; er wurde später durch Poseidon in den Schatten gedrängt und ersetzt. Im allgemeinen wird er als alter Mann mit lang herabwallenden Locken dargestellt. Einer der Namen, unter denen ihn die Griechen kannten, war «Der alte Mann des Meeres». Manchmal wird er sogar mit einem Fischschwanz abgebildet: er hatte die Kraft, den Sterblichen in vielen verschiedenen

Gestalten zu erscheinen. Er [war verheiratet mit der grauäugigen Doris und] war der Vater aller Nereiden und Seenympfen.

Triton, ein Sohn des Poseidon und der Nereide Amphitrite, ist der eigentlich griechische Meermann; er ist das Bindeglied zwischen Oannes, dem fischschwänzigen Gott der Babylonier, und den Wassermännern späterer Überlieferungen. Man stellt ihn dar zur Hälfte als Mann und zur Hälfte als Fisch, mit wallendem Haar und einem großartigen Schwanz. Seiner Veranlagung nach war er ein Krieger und ein stürmischer Liebhaber. Man schätzte seine prophetische Kraft, und er vermochte es, die unruhigsten Gewässer zu beruhigen. Manchmal erscheint er als Herold im Hofstaat Neptuns (Tafel 4). Wie viele andere griechische Seegötter konnte auch er viele Gestalten annehmen.

Apollonios Rhodios (231–181 vor Christus) überliefert uns in der «Argonautika» eine Beschreibung Tritons, wie er den Argonauten begegnete, die ihren Weg nach Hause suchten. Er bot ihnen an, sie zu führen, «denn mir hat Vater Poseidon Kunde des hiesigen Meeres verliehen». Apollonios schreibt:

Und hoch vom Scheitel hernieder,
Rücken und Lenden entlang, und bis zum Bauche erschien er
Wunderbarlich gleich den ewigen Göttern gestaltet.
Abwärts jedoch von den Weichen erstreckte sich hüben und drüben
Doppelt der Schwanz eines Seetiers. Die Oberfläche des Wassers
Schlug er mit dessen Stacheln, die krumm wie die Hörner des Mondes
Zwiegespaltet unten sich teilten.¹

Obwohl der eigentliche Triton ein Sohn des Poseidon war, wurden auch einige geringere Seegottheiten als Tritonen bezeichnet; der Name bürgerte sich für alle Götter ein, die halb Menschen und halb Fische waren. Jahrhundertlang ergötzten sich Maler und Dichter damit, diese lebenslustigen Meermänner als Gefolge mächtiger Gottheiten zu zeigen, wie sie mit Freude und Kraft ihre Muscheltrompeten blasen.

Pausanias stellte sich die Tritonen realistischer vor als spätere Dichter und Maler:

«Die Tritonen haben das folgende Äußere: das Haar auf ihren Köpfen zeigt die gleiche Farbe wie das der Moorfrösche und ist so verfilzt, daß keines vom anderen zu trennen ist. Ihr übriger Körper ist in kleine Schuppen aufgeraut, wie der eines Haifisches. Unter den Ohren besitzen sie Kiemen, und trotzdem eine Nase wie ein Mensch; aber ihr Mund ist viel breiter, und ihre Zähne sind die eines wilden Tieres. Ihre Augen

scheinen mir blau zu sein, und ihre Hände, Finger und Nägel zeigen Auswüchse wie die Gehäuse der Stachelpurpurschnecke. Unterhalb von Brust und Bauch besitzen sie, wie die Delphine, einen Schwanz anstelle von Füßen.»²

In Böotien hörte Pausanias von den Taten des Triton von Tanagra; er berichtet:

«Die großartigere Fassung dieser Triton-Erzählung berichtet: vor dem Fest des Dionysos seien die Frauen von Tanagra zum Meer hinuntergestiegen, um sich zu reinigen. Als sie gerade zu schwimmen begonnen hatten, wurden sie von Triton angegriffen und baten Dionysos, ihnen zu Hilfe zu kommen. Wie man erzählt, hörte der Gott ihr Rufen und besiegte Triton im Kampf. – Die zweite Fassung ist weniger großartig, dafür aber glaubhafter. Sie berichtet, Triton sei ein Wegelagerer gewesen, der von dem Vieh raubte, das man zum Meer trieb; auch griff er gern kleinere Schiffe an. Bis ihm eines Tages die Leute von Tanagra einen Krug Wein hinstellten; vom Geruch angezogen, sei er sofort herbeigekommen, habe den Wein getrunken und sei auf der Küste niedergesunken und eingeschlafen. So konnte ihn ein Mann aus Tanagra mit der Axt am Halse treffen und ihm den Kopf abschlagen. Aus diesem Grunde hat die Statue des Triton keinen Kopf; und weil man ihn betrunken fand, vermutet man, der ihn tötete, sei Dionysos gewesen.»³

Ein anderer Triton namens Glaukus wurde als Fischer in Böotien geboren und kam zu seiner Meermannsgestalt unter sehr merkwürdigen Umständen: er landete eines Tages mit seinem Fang auf einer Insel, die nie ein anderer als er selbst besuchte. Dort schüttelte er die Fische aus seinem Netz ins Gras; aber wie erstaunt war er kurz darauf, als plötzlich alle Fische wieder lebendig waren, sich auf den Weg zum Meer machten, hineinsprangen und schnell davonschwammen. Natürlich sah er sich sofort um, ob vielleicht ein Gott oder eine Göttin in der Nähe seien. Da er nichts Derartiges finden konnte, überlegte er sich, vielleicht besitze das Gras, in welches er die Fische geschüttet hatte, eine wundertätige Kraft. Deshalb pflückte und aß er davon. Sofort ergriff ihn eine leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Meer, und er sprang hinein. Die Seegottheiten empfingen ihn aufs freundlichste, und bald fühlte er sich im Wasser so zu Hause, daß Oceanus und Thetis ihm ermöglichten, alles, was noch sterblich an ihm war, abzulegen. So wurde Glaukus der Fischer ein richtiger Triton, mit Fischschwanz und meergrünem Haar.

Unglücklicherweise trug diese Verwandlung direkt zu dem schrecklichen Schicksal der Scylla bei. Diese strahlend schöne Jungfrau liebte es, in einer Bucht an der Küste Siziliens zu baden. Glaukus überraschte sie

eines Tages dabei und verliebte sich augenblicks aufs heftigste. Verständlicherweise erschrak Scylla vor dem jungen Seegott mit seinem langen, grünen Haar und seinem Fischeschwanz und wandte sich zur Flucht. Glaukus versuchte vergeblich, ihr zu erklären, wie er zu seiner seltsamen Gestalt gekommen war – sie wollte nichts von ihm wissen, weder beim ersten Mal noch späterhin. Deshalb wandte sich Glaukus voll Verzweiflung an die gefürchtete Zauberin Circe, erzählte ihr die Geschichte seiner unerwiderten Liebe und flehte sie an, das Herz der Scylla ihm zuzuwenden. Ganz im Gegensatz zu Scylla fühlte sich Circe keineswegs von dem hübschen jungen Meermann abgestoßen. Ihr kaum ganz interesseloser Rat war, er solle sich das Mädchen, das ihn verschmähte, aus dem Kopf schlagen. Tröstung für ihn, so gab sie ihm vorsichtig zu verstehen, liege doch viel näher. Aber Glaukus dachte nur an Scylla. Diese Halsstarrigkeit brachte ihn, wie man sich vorstellen kann, sehr in die Gefahr, ebenfalls in eines der grunzenden Schweine verwandelt zu werden, die alle einmal Menschen gewesen waren und nun Circes Insel überfüllten und ihre Geschicklichkeit als Zauberin bezeugten. Aber Circes Zorn richtete sich allein auf die unschuldige Scylla. Sie kochte einen scheußlichen Zaubertank, trug ihn nach Sizilien und schüttete ihn in das Wasser der Bucht, in welcher Scylla immer badete. Als das Mädchen das nächste Mal ins Meer sprang, wurde es in ein Ungeheuer verwandelt; Homer berichtet:

Denn die Scylla besitzt zwölf mißgestaltete Füße
Und sechs Hälse dazu, ganz überlange, auf jedem
Sitzt ein grausiges Haupt, darin zwei Reihen von Zähnen,
Stark und dicht, umlauert von schwarzen Schatten des Todes.⁴

Bis zu den Hüften war sie in einer Höhle versteckt, und nur ihr Kopf ragte aus dem schrecklichen Abgrund heraus. Wenn Seeleute in Reichweite vorbeifuhren, reckte sie ihre sechs Hälse, packte mit jedem ihrer mächtigen Gebisse ein Opfer und verschlang es.

Die meisten griechischen Künstler zogen es jedoch vor, Scylla in einer Gestalt abzubilden, die weit weniger abstoßend war als Homers Beschreibung. Eine spätarchaische Reliefdarstellung zeigt sie mit einem lieblichen griechischen Kopf, einem Frauenkörper und einem stattlichen Schwanz. Wenn wir von ihrem fürchterlichen Gürtel aus Hundeköpfen und der beachtlichen Größe ihres Schwanzes absehen wollten, könnten wir sie fast für eine Seejungfrau halten (Tafel 5 a).

Auf etruskischen Reliefs wird Scylla oft mit Flügeln und einem Schwert dargestellt. Auf einer Totenurne aus Chiusi haben zwei männ-

liche Opfer ihre Schwerter gegen eine geflügelte Scylla gezückt, die bedrohlich ein Steuerruder schwingt. Aber die unglücklichen Männer sind schon in den Windungen von Scyllas Doppelschwanz gefangen, und so gibt es über den Ausgang dieses Kampfes kaum einen Zweifel.

Wir können nur froh darüber sein, daß nicht alle Liebesabenteuer der Tritonen so unglücklich verliefen wie das von Glaukus und Scylla. Denn die lebenslustigen Meermänner stellten nur allzugern den Wassernymphen nach. Diese Nymphen, sicherlich die bezauberndsten Wesen, die griechische Einbildungskraft je erfand, werden oft als Seejungfrauen bezeichnet. Wenn das Wort besagen will, daß sie Mädchen seien, die im Wasser leben, ist das richtig. Aber Seejungfrauen in unserem Sinne, nämlich Mädchen mit Fischeschwänzen, waren sie nicht. Die Nymphen erscheinen, in der Vorstellung der frühen Griechen, vollständig und auf ergötzliche Weise als weibliche Menschenwesen, von ihren muschelbekränzten Haaren bis hinab zu den Spitzen ihrer kleinen Füße.

Die alten Griechen teilten sie in zwei Gruppen: die Nereiden, welche in den Binnenseen wohnten, und die Oceaniden, die, wie ihr Name sagt, im Meer ihre Heimat hatten.

Die Nereiden, fünfzig an der Zahl, waren Töchter des Nereus und der Doris. Diese bemerkenswerte und etwas groß geratene Familie bewohnte das Mittelmeer, vor allem die Ägäis. Nereiden von einiger Berühmtheit waren: Amphitrite, die Poseidon heiratete und Königin des Meeres wurde; Thetis, die spröde Braut des Peleus und Mutter des Achill; und Galathea, die Geliebte des Zyklopen Polyphem.

Allein die Namen dieser Nymphen klingen, wenn wir Hesiods Aufzählung glauben wollen, wie liebliche Musik. So konnten die Nereiden natürlich wunderbar musizieren, und wir besitzen eine eindrucksvolle Schilderung davon, wie sie ihren Vater umtanzen und dabei im Chore singen. Wenn sie ihm einmal nicht mit ihrer Tanzkunst dienen mußten, widmeten sie sich auch anderen mächtigen Wassergöttern. Dem Poseidon vor allem waren sie zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Aber auch sie selbst beanspruchten einige göttliche Würde: Altäre waren, die Ufer entlang, zu ihren Ehren errichtet, und es wurden ihnen Opfer dargebracht.

Sie waren schlank und zart gestaltet und sehr graziös anzusehen, wenn sie die Wellen teilten oder zu ihrem Palast auf den Meeresgrund hinabschwebten. Wenn der Zufall oder eine Laune Poseidons Seeleute in ihre Macht brachte, taten sie ihnen nichts Böses. Zwar vermochten sie das Wasser aufzuwühlen und wieder zu beruhigen, aber man wußte: sie waren den Seefahrern freundlich gesinnt, beim Beginn einer Reise bat man um ihren Schutz.

Dennoch konnten die Nereiden gelegentlich sehr rachedurstig sein. Einige Fassungen der Scylla-Sage machen Amphitrite für ihr tragisches Schicksal verantwortlich; es heißt dann, Poseidon habe sich einmal in mehrere unsterbliche Wassernymphen verliebt, zu denen auch Scylla gehörte. Die Königin des Meeres sei daraufhin rasend eifersüchtig geworden, habe Zauberkräuter in den Brunnen geschüttet, in dem sich Scylla badete, und habe sie so in ihre spätere Mißgestalt verwandelt.

Am Schicksal der Andromeda waren alle Nereiden gemeinsam schuld. Andromedas Mutter, die äthiopische Königin Cassiopeia, rühmte sich, schöner zu sein als die Nereiden. Darob erbost, überredeten die Wassernymphen ihren Herrscher Poseidon, die Königin für ihren Hochmut zu bestrafen. Er schickte also ein schreckliches See-Ungetüm, das das ganze Land Äthiopien verwüstete. Seine Zerstörungswut war nur durch die Opferung von Cassiopeias geliebter Tochter Andromeda aufzuhalten. Das Mädchen wurde auf einem Küstenfelsen angekettet, und gerade war das Untier im Begriff, sich auf sein Opfer zu stürzen, da eilte Perseus herbei und erschlug es. Selbst nach ihrem Tode noch wurde die äthiopische Königin von der Rache der Nereiden verfolgt: sie wurde in ein Sternbild verwandelt, das ihren Namen trägt, in Cassiopeia, die «Dame auf dem Stuhl». So muß sie nun die Hälfte der Zeit umgekehrt, mit dem Kopf nach unten hängen, um Demut zu lernen.

Oceaniden gab es, nach Apollodor von Athen, nicht weniger als dreitausend. Sie waren Töchter des Oceanus und der Thetis und ihrem Wesen nach mit den Nereiden verwandt. Wie jene empfangen auch sie Opfer und Gebete um Sicherheit vor den Gefahren des Meeres. Den Seeleuten waren sie als Beschützerinnen zugetan.

Eine Oceanide namens Calypso, die man mitunter als Tochter des Atlas ansah, beherrschte die Insel Ogygia. Dort hielt sie, in einer geräumigen Höhle, Odysseus sieben der zehn Jahre gefangen, die er herumirrte, bis er, nach der Eroberung Trojas, endlich nach Ithaka und zu seiner Frau Penelope zurückkehrte. Der homerische Held hatte sich die Feindschaft des mächtigen Poseidon zugezogen; deshalb traf ihn jedesmal, wenn er sich in den Machtbereich des Meergottes wagte, neues Mißgeschick. Bei Calypso mußte er notgedrungen Unterkunft suchen, als er sein Schiff und die ganze Mannschaft verloren hatte. Sie verliebte sich so sehr in ihn, daß sie ihn heiraten und ganz auf der Insel behalten wollte; sogar ihn unsterblich zu machen versprach sie ihm, aber Odysseus lehnte ab. Schließlich setzten sich mitleidige Götter für ihn ein und zwangen Calypso, ihn freizulassen. So ließ sie ihn dann ziehen, bemerkenswert freundlich, wenn man die Umstände bedenkt: sie versah ihn mit allem,



1
Der Seehund aus Guckmere zeigt, weshalb diese Säugtiere Anlaß zu den Legenden über Seejungfrauen boten

verehrten, würden wir heute nur noch die Gefährtinnen der Tritonen, die Tritoniden als Seejungfrauen anerkennen. Unglücklicherweise sind sie nur selten erwähnt, und wir wissen, abgesehen von der Tatsache, daß sie gelegentlich fischschwänzig in der Gesellschaft der großspurigen Tritonen erscheinen, sehr wenig über sie. Aber in späterer Zeit entwickelten sich, wie wir sehen werden, die Sirenen, die mit unwiderstehlichen Gesängen Seeleute ins Verderben locken, zu Seejungfrauen, wie wir sie uns heute vorstellen.

Für die frühen Griechen jedoch waren die Sirenen etwas ganz anderes, nämlich Vogelfrauen, ihrem Äußeren nach mit den abstoßenden Harpyien verwandt. Sie besaßen Kopf und Brust einer Frau und Körper und Klauen eines Vogels. Die ältesten griechischen Gemälde zeigen Sirenen ausschließlich in dieser Gestalt.

Ursprünglich sollen die Sirenen nichts als Keres (Geister, Spukerscheinungen) des vorzeitlichen Griechenland gewesen sein.⁷ Erst Homer, der um 850 vor Christus lebte, hat ihnen eine schöne Stimme verliehen und sie zu den *femmes fatales* des Meeres gemacht: zum Inbegriff weiblicher Verführungskunst, als welche die Welt sie seither bestaunt hat. Leider berichtete uns Homer, als er die Sirenen mit Stimmen von überirdischer Schönheit ausstattete, nicht, ob sie die Gestalt von Vogelfrauen besaßen; in der Odyssee sind die Sirenen nichts als Stimmen. Bei den frühen griechischen Künstlern bestand jedoch nicht der geringste Zweifel über diesen Gegenstand: unbeirrbar zeichneten sie die Sirenen als Vögel mit Frauengesichtern, sobald sie die Abenteuer des Odysseus zu illustrieren hatten; nie aber als Seejungfrauen oder Meernymphen.

Der Zauber der Sirenen war eine der größten Gefahren, die Odysseus im Laufe seiner unglückseligen Reisen zu bestehen hatte. Circe, auf deren verwunschener Insel er lange Zeit geblieben war, warnte vor ihnen:

Zu den Sirenen wirst du zuerst gelangen, die alle
Menschen bezaubernd umstricken, es möge kommen, wer wolle;
Wer sich den Sirenen unwissend nahte und jemals
Ihre Gesänge vernahm, der kehrte nie wieder nach Hause.
Niemand werden freudig ihn Weib und Kinder begrüßen,
Nein, hellsingend haben ihn die Sirenen bezaubert
Dort am grünen Ufer. Rings liegt vermoderter Männer
Bleiches Gebein gehäuft, und drüber verschrumpfen die Häute.
Du aber fahre vorbei, doch erst verklebe der Freunde
Ohren mit süßem, geknetetem Wachs, daß keiner von ihnen
Die Sirenen vernehme. Doch willst du selber sie hören,

Sollen im gleitenden Schiff die Leute an Händen und Füßen
Aufrecht dich binden am Mast, mit festen Tauen umschlungen,
Bis dein bezaubertes Ohr den Gesang der Sirenen getrunken.
Wenn du dann bittest und drohst, die Leute möchten dich lösen,
Sollen sie dich sogar mit noch mehr Fesseln umwinden.⁸

Als Odysseus und seine Mannschaft in Hörweite der Sireneninsel gelangten, schmolz er, der Mahnungen Circes eingedenk, Wachs und verstopfte damit die Ohren seiner Männer. Wißbegierig wie er war, wollte er selbst jedoch die Lieder der Sirenen hören; so befahl er seinen Männern, ihn an den Mast zu binden und seine Fesseln enger zu schnallen, falls er darum bäte, ihn loszumachen. Odysseus berichtet darüber:

Also klang ihr schöner Gesang. Zu lauschen verlangte
Länger mein Herz; ich winkte mit meinen Brauen den Freunden,
Mir die Tawe zu lösen. Da schlugen sie rascher die Ruder,
Und Eurylochos kam mit Perimedes, und beide
Banden und schnürten mich fester mit noch viel stärkeren Fesseln.⁹

Auf diese Weise von Circe geleitet, gelang es Odysseus, aus der Hörweite der verlockenden Gesänge zu fliehen; dieses eine Mal blieben die Sirenen ohne Beute zurück. Eine Vasenmalerei aus dem fünften Jahrhundert vor Christus zeigt den Versuch der Sirenen, Odysseus und seine Mannschaft zu verführen; die Sirenen sind Vögel mit Frauengesichtern (Tafel 6b). Offenbar schwebte dem Künstler dabei eine alte Überlieferung vor, nach der Parthenope, als ihr Gesang auf Odysseus keinen Eindruck machte, sich aus Gram ins Meer stürzte. Denn es ist deutlich zu sehen, wie die mittlere Sirene sich anschickt, kopfüber ins Wasser zu springen.

Auch Orpheus gelang es, die Sirenen um ihre erhoffte Beute zu bringen. Er war einer der Argonauten und konnte alle Lebewesen mit seinem Gesang und seinem Lautenspiel bezaubern. Als nun die *Argo* mit dem Goldenen Vlies an Bord in Hörweite der verderbenbringenden Sirenen gesänge gekommen war, begann er, aufs wunderbarste zu singen und zu spielen; und *seine* Lieder, nicht aber die der Sirenen, hielten die Schiffsmannschaft gefangen. Von der wundersamen Stimme des Orpheus verzaubert, kamen fast alle glücklich an der Sireneninsel vorbei (nur einer stürzte sich über Bord). Und Delphine, die jegliche Musik lieben, folgten dem Schiff, bis die letzten Töne verklungen waren.¹⁰

Nach dem Zeugnis des homerischen Berichts über die Mahnungen Circes an Odysseus gab es nur zwei Sirenen. Spätere Dichter versichern

jedoch, es seien vier oder fünf gewesen (Zeichnung 1). In Wirklichkeit waren es drei. Sie hießen Parthenope, Leucosia und Ligea, und jede besaß ihren eigenen Kult.

Sie waren Töchter des Flußgottes Achelous, und ihre Mutter war eine der Musen. Die antiken Schriftsteller können sich nicht einigen, ob es Kalliope, Melpomene oder Terpsichore war. Ebenso uneins sind sie sich



1 Fünf musizierende Sirenen; Wandgemälde aus Beauvois, 1303

über den Grund, weshalb die Sirenen zu ihrer Vogelgestalt kamen. Ein Bericht meint, sie seien von Demeter in Vögel verwandelt worden zur Strafe dafür, daß sie ihrer Tochter Persephone nicht beistanden, als Pluto sie in die Unterwelt verschleppte. Ovid meint dagegen, die Töchter des Achelous seien vom Schicksal Persephones so erschüttert gewesen, daß sie die Götter baten, ihnen Flügel zu geben, um sie zu Wasser und zu Lande suchen zu können.¹¹

Der Überlieferung nach lebten die Sirenen auf einer kleinen Insel in der Nähe von Kap Pelorus auf Sizilien. Von dort her klangen ihre zauberhaften Stimmen über das Wasser den Seefahrern entgegen; völlig von der Süße der Lieder gefangen, achteten sie dann nicht auf ihr Geschäft, und ihre Schiffe liefen auf die Klippen und gingen mit ihnen unter.

Für Homer war soviel klar: wer dem Gesang der Sirenen lauschte, war vom Tode gezeichnet. Das lehrte auch die christliche Kirche der Frühzeit und des Mittelalters: wer die Lieder einer Sirene oder Seejungfrau

hörte, mußte sterben; zumindest kam er moralisch schwer zu Schaden, da er ja der Verführung eines Weibes nachgab.

Andererseits haben aber, seit Platon, die Philosophen und Dichter oft die Sirenenlieder mit der Sphärenmusik in Verbindung gebracht; damit drückten sie, auf mythische Weise, das vergeistigende Streben des Menschen zum Überirdischen aus. Tiere hören ja auch Töne, auf die das menschliche Ohr nicht anspricht; auf ähnliche Weise seien sich die Menschen unklar einer hochbedeutenden Musik bewußt, die ihre irdischen Erfahrungen übersteige; und die – welch ein beunruhigender Gedanke! – unseren Ahnen, die noch nicht vom Verkehrslärm abgestumpft waren, 800 Jahre vor Christus, vielleicht sehr viel zu sagen hatte.

Sirenengesang kann also den sicheren Tod bedeuten; andererseits aber auch einen kurzen «Blick» auf Überirdisches und Unbekanntes gewähren.

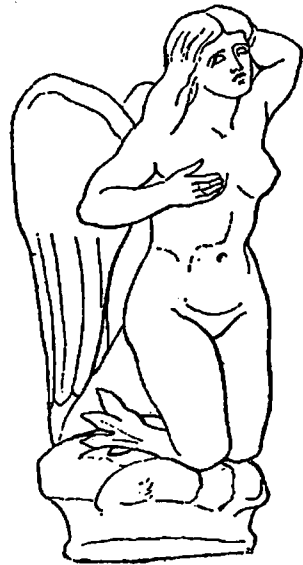
Nach einem alten Bericht soll ein Orakelspruch den Sirenen geweissagt haben, sie müßten sterben, sobald ein Mensch an ihrer Insel vorbeisegeln könne, ohne ihren Liedern zu verfallen; als Odysseus ihnen entkommen sei, hätten sich alle drei ins Meer gestürzt und seien ertrunken.

Sehr verbreitet war der Glaube, es sei eine der Pflichten der Sirenen, die Seelen Verstorbener zu den Glücklichen Inseln zu bringen. Diese Aufgabe erfüllten, wie wir uns erinnern, auch die verführerischen indischen Wassernymphen, die Apsaras; sie trugen die Seelen toter Krieger in Indras Paradies und erschienen, wie die Sirenen, manchmal in Vogelgestalt. Aber die Gelehrten sind sich nicht einig, ob sie wirklich nur «Seelenvögel» waren. Immerhin ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen: «Sie besaßen ihre gefährliche Kraft, Menschen ins Verderben zu locken, weil sie selbst ursprünglich mit Toten zu tun hatten.»¹²

Ganz offensichtlich gab es eine frühe Verbindung der Sirenen mit dem Tode; viele Grabsteine zeigen Bilder von ihnen. Sie erscheinen, neben Chäron, der die Schatten der Toten über den Styx in die Unterwelt fuhr, von allen mythologischen Gestalten am häufigsten auf athenischen Grabdenkmälern. Meistens nehmen diese Sirenen eine Trauer-Stellung ein; nur selten zupft eine die Saiten ihrer Leier. Ein anschauliches Bild einer solchen trauernden Sirene zeigt das Grab des Jünglings Aristion aus Athen: zu seinen Füßen sitzt ein Sklave, der weinend zu ihm aufblickt; über ihm schlägt sich eine Sirene die Brust und rauft sich die Haare. Sie hat die Gestalt einer Frau und trägt Flügel, die an einen Engel erinnern.¹³

Auf einer römischen Lampe ist eine Sirene in Vogelgestalt mit einem Frauenkopf zu sehen; sie schwebt in der Luft über einem Fischer, der mit gesenktem Kopfe dasitzt und vermutlich gerade den Tod erwartet.

Wir haben uns so lange mit den Sirenen der klassischen Zeit aufgehalten, weil sie, wie wir schon andeuteten, im Laufe der Geschichte ihre Vogelfrauen-Gestalt verloren und zu Seejungfrauen wurden. Jedoch behielten sie immer ihre bezaubernden Stimmen und ihre Verführungskraft. Dieser Wandel ging schrittweise vor sich; in hellenistischer Zeit, um 350 vor Christus, verloren die Sirenen ihre Vogelgestalt und bekamen einen Fischschwanz. Nach und nach erwarben sie dann alle Attribute der Seejungfrauen und wurden so das ganze Mittelalter über in Kathedralen und Kirchen abgebildet.



2 Trauernde Sirene; Terrakottafigur aus Athen, um 250 v. Chr.

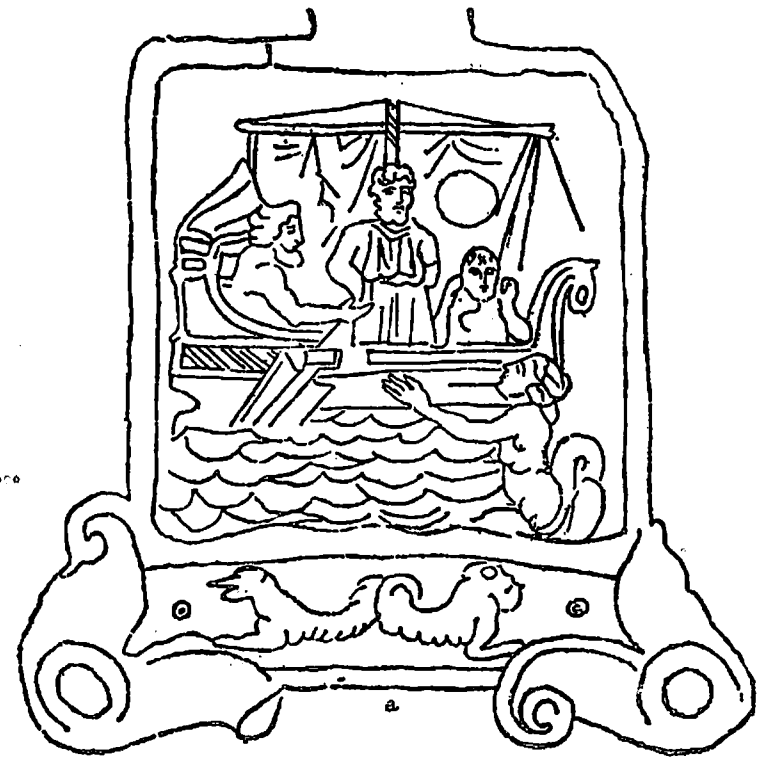
Es gibt viele Zeugnisse von Zwischenformen. Lateinische Bestiarien und Naturgeschichten zeigen Sirenen mit Fischschwänzen, aber immer noch mit Vogelfedern und Vogelklauen: etwa auf einem Misericordium der Carlyle-Kathedrale (Tafel 12c). Ein anderes Beispiel findet sich auf der hellenistischen Terrakotta-Figur einer trauernden Sirene, die eine Frauengestalt mit einem traurigen Gesichtsausdruck, Flossenfüßen und Flügeln zeigt (Zeichnung 2).

Wenn in den frühen Bestiarien eine wirkliche Seejungfrau, mit einem Fischschwanz also, erscheint, wird sie fast immer als Sirene bezeichnet. Der erklärende Text schreibt ihr dann immer, und ohne Rücksicht auf

anderslautende Überlieferungen, eine zauberhafte Stimme und eine große Anziehungskraft auf Männer zu, Eigenschaften also, die ursprünglich nur den Vogelfrauen zustanden. Und warnt gleichzeitig nachdrücklich vor ihren gefährlichen Kräften.

Auf einer römischen Lampe ist Odysseus zu sehen, wie er gerade an einer Sirene vorbeisegelt, die unzweifelhaft einen Fischschwanz besitzt (Zeichnung 3a); und eine Zeichnung aus einem lateinischen Bestiarium zeigt sie in der gleichen Gestalt (Zeichnung 3b). Viele Künstler haben im Laufe der Jahrhunderte Sirenen in dieser Weise dargestellt.

Wie kam aber nun diese Verwandlung der Vogelfrauen in Seejungfrauen zustande? Wir wissen nur wenig darüber; möglicherweise konnten sich einige spätgriechische Künstler die Sirenen in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorstellen und überlegten sich: da sie immer eine Bedrohung der Seefahrer gebildet hätten, müsse das Meer wohl auch



3a Odysseus und eine fischschwänzige Sirene; römische Lampe



3b Zwei Männer im Boot und fischschwänzige Sirene

ihr Lebenselement sein. Warum bildete man sie dann aber nicht als Seenymphen ab, sondern als merkwürdig geschwänzte Tritoniden? Nun, es war allgemein bekannt, daß die Sirenen von Achelous abstammten, der ja schon um 600 vor Christus auf Vasenbildern als Triton oder Wassermann abgebildet wurde; daraus folgerte man wohl, auch seine Töchter müßten Fischschwänze besitzen. Möglicherweise wußten die Künstler sogar zwar genau, daß die wirklichen Sirenen Vogelfrauen waren; aber sie nahmen sich, wie es im späteren Griechenland üblich war, die künstlerische Freiheit, sie als wunderschöne, bezaubernde Frauen mit graziösen Fischschwänzen darzustellen; denn ein Vogelkörper kann nun einmal kaum sehr verführerisch aussehen. Der Vermutungen lassen sich viele anstellen; aber mit Sicherheit wissen wir nur eines: zu Beginn der christlichen Zeit begann aus der Sirene eine Seejungfrau zu werden, und diese Verwandlung wurde erst im Laufe des Mittelalters abgeschlossen. Viele alte Naturgeschichten neigen noch lange zu Kompromissen. Sie erläutern naiv, die Sirenen seien entweder zur Hälfte Vögel oder zur Hälfte Fische. So heißt es, 1210 nach Christus, in einem Bestiarium von Guillaume le Clerc:

Von der Sirene werden wir künden,
 Sie sieht gar seltsam aus;
 Denn von der Hüfte nach oben
 Ist sie so schön, wie wenig auf Erden:
 Gestaltet wie eine Frau.
 Ihre untere Hälfte jedoch
 Ist ein Vogel oder ein Fisch.

Aber immer, wenn mittelalterliche Künstler Sirenen als Sinnbilder der Fleischeslust darstellten, zogen sie die fischschwänzige Gestalt einer

Seejungfrau vor. Auf diese Weise wurden für die Betrachter Sirene und Seejungfrau eins.

In Binnenseen und Meeren wohnten Oceaniden und Nereiden; aber auch jeder Fluß und jede Quelle besaß eine Herrscherin, eine Najade. Die Najaden waren junge, schöne, jungfräuliche Nymphen, die nicht nur in Flüssen und Quellen, sondern auch in Wäldern und auf Wiesen um diese Gewässer herum hausten. Die Griechen verehrten sie sehr und opfer-ten ihnen Schafe und Ziegen, Wein, Öl und Honig.

Liebliche Fluß- und Quellnymphen erscheinen in zahlreichen Geschichten, die nicht in den Zusammenhang dieses Buches gehören. Wir konnten nur einige der vielen Wassergötter und -halbgötter erwähnen, die liebestoll, draufgängerisch und sorgenfrei in den Gewässern Griechenlands lebten; wir mußten uns auf diejenigen beschränken, deren Eigenschaften und Taten das spätere europäische Bild von Seejungfrauen und Wassermännern formen halfen.

Eine stattliche Zahl dieser Gottheiten erschien in einem Festzug, der Zeus und Europa begleitete, nachdem der verliebte Göttervater, in einen Stier verwandelt, seine Geliebte entführt hatte und, sie auf dem Rücken tragend, ins Meer gesprungen war. Lükian von Samosata gab, im zweiten Jahrhundert vor Christus, eine anschauliche Schilderung davon. Sie möge den Schluß dieses Kapitels bilden, das sich, wie unvollständig auch immer, allein mit den Wassergöttern der klassischen Zeit beschäftigt hat.

«Nereiden, die meisten halb nackt, erhoben sich aus dem Wasser; von beiden Seiten klammerten sie sich an die Rücken von Delphinen und klatschten freudig in die Hände. Auch Tritonen und andere Bewohner des Meeres, aber nur solche von schöner Gestalt, umtanzten das schöne Mädchen. Ja, sogar Poseidon hatte, Amphitrite zur Seite, den Wagen bestiegen und führte voll Stolz den Zug, um die Wellen für seinen schwimmenden Bruder zu ebnen. Schließlich, damit das Wichtigste nicht fehle, trugen zwei kräftige Tritonen die Göttin der Liebe, die auf ihrer Muschel lag und Blumen von jeglicher Art auf die Braut streute. Es war ein prächtiger Zug, und er reichte von der Küste Phöniens bis nach Kreta.»

In frühchristlicher Zeit

Plinius der Ältere schrieb ein halbes Jahrhundert nach Christus seine monumentale «Naturgeschichte»; die siebenunddreißig Bücher dieses Werkes bildeten in den folgenden Jahrhunderten eine schier unerschöpfliche Schatzkammer von Informationen für alle, die über derartiges zu schreiben hatten. Die «Naturgeschichte» war eine große Zusammenfassung aller Berichte und Erklärungen, die man vor der Zeit des Plinius über die folgenden Gegenstände aufgezeichnet hatte: Sterne, Himmel; Wind, Regen und Hagel; Bodenschätze, Fische, wilde Tiere; genaue Beschreibungen jeder Stadt der bekannten Welt; Geschichten jeder Kunst und Wissenschaft und Gesamtdarstellungen von Handel und Seemannskunst. Und alles war systematisch geordnet: von der Entstehung über seine Weiterentwicklung bis zur höchsten Blüte.¹

In diesem von Bildungsgütern überquellenden Werk setzte sich Plinius für die Seejungfrauen und Wassermänner ein; er behauptete, sie seien keine mythologischen Figuren, sondern wirkliche Lebewesen. Und wenn Plinius sich zu einer Sache geäußert hatte, gab es keine Zweifel mehr; er genoß im Mittelalter und späterhin ein so hohes Ansehen, daß jeder Schriftsteller mit dem Hinweis: «wie Plinius sagt» die Glaubwürdigkeit seiner Behauptungen besiegeln konnte, mochten sie auch noch so unwahrscheinlich und widersinnig erscheinen.

Über einen Triton berichtet Plinius:

«Zu der Zeit, da Tiberius Kaiser war, kam zu ihm ein Gesandter aus Ulyssipon mit dem Auftrag, ihm das Folgende zu berichten: an seiner heimatlichen Küste sei in einer Höhle ein merkwürdiges See-Ungetüm, Triton genannt, entdeckt worden, das, wie auf einer Trompete oder einem Horn, auf einer Muschel blies; und das, was seine körperliche Gestalt betraf, so aussah, wie im allgemeinen Tritonen gemalt werden.»

Über Seejungfrauen schreibt er:

«Was jedoch die Seejungfrauen angeht, die man auch Nereiden nennt, so sind die Geschichten, die über sie umgehen, keine bloße Erfindung. Denn genau so, wie die Maler sie darstellen, sehen sie wirklich aus; nur ist ihr Körper rauh und schuppig, selbst an jenen Stellen, wo sie sonst einer Frau ähneln. Solch eine Seejungfrau wurde an einer Küste nahe am Strand gesehen und klar beobachtet: die Leute, die unweit wohnten,

hörten sie aus der Ferne kläglich stöhnen, plappern und weinen, als sie dort starb. Und was noch mehr bedeutet: ein Offizier oder Statthalter, der zur Zeit des Caesar Augustus in Gallien lebte, berichtete ihm in einem Brief, viele dieser Nereiden oder Seejungfrauen seien auf den Strand gespült worden und hätten dortselbst tot gelegen.»

Für einen Meermann bringt Plinius beachtenswerte Zeugnisse bei:

«Ich kann verschiedene römische Ritter als Gewährsmänner anführen; aufrechte und verehrungswürdige Männer von gutem Rufe, die beschwören, daß sie an der Küste des spanischen Ozeans, in der Nähe von Gades, einen Meermann sahen, der in jeglicher Hinsicht an einen Menschen erinnerte; alle Teile seines Körpers waren so menschlich gebildet, wie man nur wünschen kann. Und sie berichten, daß er zur Nachtzeit aus dem Meer stieg und an Bord ihres Schiffes kam; aber wo immer er sich niederließ, drückte er alles durch sein Gewicht nieder. Und hätte er längere Zeit ausgeruht und wäre an einem Fleck stehen geblieben, so hätte er das Schiff gänzlich versenkt.»

Schließlich sei noch ein Bericht über einen riesigen Berg von Seeunge-
tümern angeführt, die von der auslaufenden Flut zurückgelassen wurden:

«In den Tagen des Kaisers Tiberius hinterließ die auslaufende Flut auf einer Insel vor der Küste der Provinz Leone auf dem glatten Sand dreihundert und mehr Seeunge-
tümern, die sich zu einem großen Berg türmten. Sie waren von wunderbarer Verschiedenheit und Größe, und alle anders gestaltet. Und kaum weniger fand man einmal auf der Küste der Santonen, und unter ihnen waren See-Elefanten und -Widder mit weit herausragenden Zähnen und Hörnern, wie bei den entsprechenden Tieren des Landes; aber ihre Haut war so weiß wie die Zähne der ersteren. Unter ihnen gab es darüber hinaus auch noch viele Seejungfrauen.»

Alexander der Große begegnete, nach alten Überlieferungen, vielen merkwürdigen Wasserwesen, darunter auch lieblichen Sirenen mit verführerischen Stimmen. Wir berichten nicht ohne Grund erst in diesem Kapitel von Alexander, der ja schon 323 vor Christus starb; denn die eigentlichen Alexander-Sagen entstanden erst in frühchristlicher Zeit. Da schon sein historisches Leben und Wirken erstaunliche Dimensionen hatte, ist es wenig verwunderlich, daß man ihn nach seinem Tod in vielen Ländern zum Helden wunderreicher und phantasievoller Geschichten machte. Der größte Teil dieser Sagen stammt in der Gestalt, die uns heute überliefert ist, aus dem dritten Jahrhundert nach Christus.²

Eine der erstaunlichsten Geschichten aus dieser Zeit berichtet uns, wie Alexander in einer Glaskugel auf den Grund des Meeres tauchte. Dort zeigte ihm ein Engel Drachen und andere Seeunge-
tümern, und eines hatte

einen Schwanz, der 250 Meilen lang war: zwei oder drei Tage lang zog dieser Schwanz an Alexander vorbei (das Ungetüm muß also mit einer Geschwindigkeit von drei oder vier Meilen in der Stunde geschwommen sein). Wahrscheinlich handelt es sich bei diesem Tier um Tiamat, eine alte babylonische Drachengöttin. Als er so in seiner einfachen Taucherkugel den Meeresboden erforschte, fiel es Alexander auf, daß es zu jeder Art von irdischem Leben ein meerisches Gegenstück gab; diesem Gedanken werden wir im Verlaufe dieses Buches noch mehrmals begegnen. Hier sei daran erinnert, daß die Babylonier als erste lehrten, alles Leben stamme aus der «großen Tiefe».

Auf seinem Zug nach Osten mußte Alexander viele Abenteuer mit Wasserwesen bestehen: eine große Herde von Seehunden und Seebullen ertränkte einige seiner Ritter; andere mußten mit riesigen Krabben und mit wilden Männern und Frauen kämpfen, welche die Krieger mit sechs Händen angreifen konnten und immer wieder schnell in die Wälder verschwanden.³ Als Alexander und seine Männer einmal einen sehr breiten Fluß überquert hatten, brachten ihnen die Einwohner des Landes, die sich in Häute von Fischen und Bären kleideten, Gastgeschenke, darunter Krabben von solcher Größe, daß eine zur Sättigung von sechs Kriegern ausreichte.

«Dort erzählte man ihm von Sirenen, die wie Fische im Wasser lebten. Wenn diese Wesen einen Mann sahen, der nichts von ihren Künsten wußte, dann zogen sie ihn zu sich ins Wasser hinab und hielten ihn dort bis zu seinem Tode gefangen. Manchmal banden sie einen Mann an große Schilfrohre, ließen ihn zu ihrem Vergnügen dort lange zappeln und töteten ihn schließlich. Denn sie kannten weder Liebe noch Haß, weder Sorge noch Nachdenken, und hatten nichts Menschliches an sich außer, daß sie wie Menschen gestaltet waren. Da befahl Alexander seinen Männern, nach solchen Tieren zu suchen, und er setzte einen hohen Preis auf sie aus; zwei wurden schließlich gefangen und vor ihn gebracht. Ihre Haut war so weiß wie Schnee, und ihre Haare umwallten den Körper bis zu den Füßen hinab; sie waren größer gewachsen, als es Menschen gewöhnlich sind, aber außerhalb des Wassers konnten sie nicht lange leben, und nach ein paar Stunden waren beide tot.»⁴

Die Illustrationen einer altenglischen Alexander-Romanze veranschaulichen seine unglücklichen Abenteuer mit den Wasserfrauen. Eine hat offenbar gerade einen Soldaten ertränkt und blickt voll Freude auf ihn herab. Eine andere zieht einen an sich, der sie ohne Widerstreben küßt. Die dritte Wasserfrau krallt sich an den Mantel eines Soldaten, der zu entfliehen versucht. Die übrigen zwei auf dem Bild scheinen Aussicht auf Entkommen zu haben: einer von ihnen kniet betend auf dem Boden.

Und Alexander überblickt diese verwirrende Szene mit erhobenen Händen und dem Ausdruck großen Erstaunens.

Als er 327 vor Christus nach Indien zog, begegnete er einem seltsamen Volksstamm, der ständig im Wasser lebte und sich von rohen Fischen nährte. Eine frühmittelalterliche Ballade berichtet von diesen Menschen:

Dort sahen sie Männer, ich schwör es,
Und Frauen, wie Bären gestaltet:
Sie waren borstig wie Schweine,
Sie stanken wie Wasserhunde,
Und schwammen und lebten im Wasser.
Von rohen Fischen nährten sie sich
Und tauchten auf Grund hinunter.
Und die Menschen bestaunten sie sehr.⁵

Zwar gelangte Alexander auf seinen Zügen niemals bis China, aber einige Legenden berichten, daß er mit Porus, einem chinesischen König, kämpfte. Damals kam er, so heißt es, bis zur Küste des großen östlichen Meeres; und dort sah er die wunderschönen Sirenen oder «Bräute des Meeres», welche nachts auf der Küste erschienen, tanzten und sangen und ihren Zauber spielen ließen; und jeder Reisende, der ihren Gesang gehört hatte, verlor für immer den Verstand. Wahrscheinlich stammt diese Vorstellung von den singenden Bräuten des Ozeans aus Griechenland, von den Sirenen, welche die Menschen durch ihre Lieder bezauberten.⁶

Ein französischer Roman aus dem Mittelalter schildert Alexanders Begegnung mit den Sirenen genauer. Sie waren so herrlich gestaltet, daß menschliche Augen all ihre Schönheit gar nicht fassen konnten. Ihre Haare, so hören wir, wogten wie goldgestickte Fahnen, wenn sie dicht an der Küste im Meer herumschwammen. Eines dieser bezaubernden Fischmädchen schloß Alexander ins Herz, hielt ihn längere Zeit bei sich und war aufs äußerste empört, als er ihr eines Tages doch entkommen konnte.⁷

Nach einem spanischen Alexanderbuch woben zwei Meeresfeen für ihn ein Hemd, das den Träger vor Trunkenheit und Lüsternheit schützte, und eine dritte schneiderte ihm einen Umhang gegen Hitze und Kälte.⁸ Andere alte Geschichten bringen Alexander mit einem Wasserwesen in Verbindung, das zweifellos eine Seejungfrau war. Manchmal wird sie als seine Mutter, ein anderes Mal als seine Schwester oder seine Geliebte bezeichnet. Alexander stürzte sie ins Meer hinab, weil sie vor ihm vom Wasser der Unsterblichkeit getrunken hatte; danach wurde sie zu einer tückischen Seejungfrau.

Wir werden im 15. Kapitel sehen, daß diese Taten Alexanders im Griechenland unserer Tage noch in gutem Gedächtnis sind. Nachdem sich die Sagen über ihn in der ganzen zivilisierten Welt der damaligen Zeit verbreitet hatten, folgte eine finstere Epoche: Alarich eroberte Rom, der Hunnenkönig Attila überrannte große Teile Europas und unermessliche Kunst- und Literaturschätze wurden für immer zerstört. Sogar innerhalb der christlichen Kirche griff diese Zerstörung um sich. Die Bilderstürmer des achten Jahrhunderts vernichteten systematisch Plastiken, Gemälde und Zeichnungen, bis die Kaiserin Theodora ihrem Treiben im Jahre 842 Einhalt gebot. Wahrscheinlich gehörten zu den Kunstwerken, die damals verloren gingen, auch viele frühe Fabelsammlungen und Bestiarien. Im Schottland dieser Zeit meißelten unterdessen die Picten an ihren Symbolsteinen, die bis heute für alle Betrachter faszinierend und rätselhaft geliebt sind. Es sind Flachreliefs auf unbehauenen Küstenfelsen oder auf Findlingen, die wahrscheinlich Gedenksteine von religiöser Bedeutung waren. Sie stammen aus den frühesten Tagen der schottischen Christenheit. Da aber damals heidnische und christliche Bräuche noch friedlich nebeneinander bestanden, können einige dieser Steine gänzlich heidnischen Ursprungs sein.⁹

Die meisten Darstellungen auf diesen Symbolsteinen sind abstrakte Zeichen, zu denen wir noch keinen Zugang haben. Aber andere sind leichter zu erkennen; zu ihnen gehören Kamm und Spiegel, die an fast vierzig Stellen auftauchen. Wir würden natürlich gerne wissen, warum gerade Kamm und Spiegel, die anerkannten Attribute einer Seejungfrau, mit denen sie so überaus häufig dargestellt wird, auf pictischen Bildwerken erscheinen. Sollen diese Gegenstände für eine Seejungfrau stehen? Leider ist uns über ihre Bedeutung nichts bekannt. Immerhin stellten die Picten auf späteren Steinbildwerken Seejungfrauen und andere Fabeltiere dar: Drachen, Hippokamps, Greife und derartiges, aber auch Seepferde, Fische, sogar Wale. Woher sie ihre Vorstellung von den Seejungfrauen und den anderen Fabelwesen bezogen, ist ungeklärt; möglicherweise stammen sie aus frühen Bestiarien.

Diese Bestiarien muß man durchaus als ernsthafte Naturgeschichten betrachten, in die moralisierende Schriften nach der Art von «Des bösen Kindes Tierbuch» verwoben wurden. Das erste Buch dieser Art soll ein griechischer Mönch geschrieben haben. Er lebte in Alexandrien und exzerpierte fleißig Texte von älteren Schriftstellern, besonders von Platon, Aristoteles und Plinius. Wann dieser «Physiologus» (Naturwissenschaftler) lebte, weiß man nicht mehr, vielleicht schon im zweiten Jahrhundert nach Christus, vielleicht aber auch erst im fünften. Das Original des Wer-

kes ist natürlich mittlerweile verlorengegangen, aber es wurde in den folgenden Jahrhunderten immer wieder abgeschrieben, und da viele der Schreiber seinen Text nach ihrem Geschmack weiter ausschmückten, gibt es, zumeist auf lateinisch, nunmehr eine große Zahl von Bestiarien.

In Einzelheiten und nach der Anzahl der betrachteten Tiere unterscheiden sie sich, aber der allgemeine Aufbau ist immer der gleiche: der Schreiber zitiert zuerst, was Physiologus über ein bestimmtes Tier sagte, erklärt dann sein Wesen und seine Lebensgewohnheiten auf möglichst vernünftige Weise und schließt mit einer aufdringlichen Moral; und wenn möglich, weist er zu jedem Tier biblische Textstellen nach.

Die meisten dort beschriebenen Tiere sind mythischen Ursprungs und sollen erstaunliche Kräfte besitzen. Wenn die Schreiber sich mit bekannten Tieren zu beschäftigen hatten, schrieben sie ihnen ebenfalls oft Eigenschaften zu, die jeden modernen Leser überraschen; die beigegebenen Illustrationen sind meistens ebenso märchenhaft und grotesk.

Mit Einzelheiten der mittelalterlichen Bestiarien werden wir uns im nächsten Kapitel befassen. Hier ist nur anzumerken, daß Sirenen oder Seejungfrauen, an welche die finstere Zeit nach dem Ende des römischen Reiches weiterglaubte, in vielen Bestiarien erscheinen. Diese Bücher waren, wie wir von den Bildwerken mittelalterlicher Kirchen wissen, die oft nach ihren Vorlagen gestaltet wurden, seit frühesten Zeiten in Händen der Geistlichkeit und standen nur selten auch Laien zur Verfügung. Wir erläuterten, daß seit Beginn der christlichen Zeitrechnung die Sirenen Fischeschwänze bekamen und meist in dieser Gestalt in Bestiarien abgebildet sind. Da wir wissen, daß es auf den Britischen Inseln seit 314 eine gut organisierte christliche Kirche gab, ist es deshalb sehr wahrscheinlich, daß die Sirenen oder Seejungfrauen auf den frühen schottischen Steinbildwerken ebenso wie die Drachen, Wölfe und anderen Untiere ursprünglich aus lateinischen Bestiarien stammen.

Aber wie oft die Kirche im ersten Jahrhundert nach Christus auch gegen heidnische Bräuche wettete, die alten Götter der Briten ließen dem neuen Gott nicht kampflos das Feld. König Edgar fand es noch im Jahre 960 nötig, die Verehrung von Quellen ausdrücklich zu verbieten. Trotzdem hielten sich Spuren der alten Naturverehrung noch mehrere Jahrhunderte lang. Sagen, die um Flüsse, Seen und Quellen entstanden und teilweise noch heute geglaubt werden, legen Zeugnis ab, wie kräftig der alte Glaube war.

Von einem Seefahrervolk wie den alten Briten war es kaum anders zu erwarten: sie verehrten zahllose Wassergottheiten, Geister und Nymphen. So gab es gleich mehrere Meeresgötter. Mannanan, der Sohn des

Llyr, war ein keltischer Meergott; man glaubte, er lebe auf der Insel Man und befahre das Meer mit einem segellosen Geisterschiff. Ein anderer keltischer Seegott, Dylan, stürzte sich nach seiner Geburt ins Meer, gewöhnte sich an dessen Lebensbedingungen und «schwamm so gut wie der beste Fisch. Deshalb wurde er auch Dylan, der Sohn der Wellen, genannt, denn keine Welle ließ ihn je versinken».¹⁰

Wir besitzen Berichte darüber, daß getaufte Christen noch im achten Jahrhundert in Mare Neptunaliens feierten¹¹ und daß Fischer in Irland und auf der Insel Lewis bis spät ins 19. Jahrhundert hinein dem Seegott Shony Trankopfer brachten.

Götter, Göttinnen, Geister und Nymphen verehrte man an jedem Flußlauf, und wer an seinem Ufer lebte, opferte ihnen auch. Im Flusse Severn, so hieß es, hause ein Gott namens Nudd oder Lludd, den die Römer Nodens nannten; ihm waren schon in römischer Zeit große Tempel am Severn geweiht, und ein Bild des Nudd, von Wassersymbolen umrankt, fand sich auf einem römischen Mosaikboden in Gloucester.

Aus dem Severn stammte auch die schöne unglückliche Nymphe Sabrina. Locrine, ein König von Loegria (den alten Midlands von England), verteidigte sich erfolgreich gegen einen Überfall des Kriegers Humber; dieser ertrank in dem Flusse, der später seinen Namen bekam. Auf einem Schiff des besieigten Humber fand König Locrine ein wunderschönes Mädchen namens Estrildis; er hätte sie sofort geheiratet, wäre nicht schon lange seine Hochzeit mit Gwendolen, einer Tochter von Corineus, dem Herzog von Cornwall, abgesprochen gewesen. Aber Locrine wollte sich nicht von Estrildis trennen; deshalb hielt er sie sieben Jahre lang in einem unterirdischen Gemach verborgen, bis der Vater seiner Frau endlich starb. Sofort verbannte er Gwendolen in ihre Heimat und lebte nun ganz öffentlich mit Estrildis zusammen, die ihm inzwischen eine Tochter, Sabrina, geboren hatte. Ob solcher schlechten Behandlung empört, stellte Gwendolen aus den Männern ihres Vaters ein Heer zusammen und marschierte mit ihm gegen Locrine, der besiegt und getötet wurde. Estrildis und ihre Tochter Sabrina aber ließ Gwendolen im Severn ertränken. John Milton schrieb ein berühmtes Gedicht über die Nymphe Sabrina, das jeder Engländer kennt.

Die meisten britischen Flußgottheiten waren weiblichen Geschlechts; deshalb sind die vorchristlichen Flußnamen in Schottland und Irland im allgemeinen die Namen solcher Göttinnen. Die Themse bekam ihren Namen von der Göttin Thamesis, die erst in späterer Zeit von Nodens oder Lludd in den Hintergrund gedrängt wurde; und «Dee» (ein weitverbreiteter keltischer Flußname) heißt auf altkeltisch einfach «die Göttin».



3a

Ein Dugong, den man vor Malindi an der Küste von Kenya fing

Die kleine Seejungfrau.
Skulptur Edvard Eriksen im Sund vor Kopenhagen

3b



Llyr, war ein keltischer Meergott; man glaubte, er lebe auf der Insel Man und befahre das Meer mit einem segellosen Geisterschiff. Ein anderer keltischer Seegott, Dylan, stürzte sich nach seiner Geburt ins Meer, gewöhnte sich an dessen Lebensbedingungen und «schwamm so gut wie der beste Fisch. Deshalb wurde er auch Dylan, der Sohn der Wellen, genannt, denn keine Welle ließ ihn je versinken».¹⁰

Wir besitzen Berichte darüber, daß getaufte Christen noch im achten Jahrhundert in Mare Neptunialien feierten¹¹ und daß Fischer in Irland und auf der Insel Lewis bis spät ins 19. Jahrhundert hinein dem Seegott Shony Trankopfer brachten.

Götter, Göttinnen, Geister und Nymphen verehrte man an jedem Flußlauf, und wer an seinem Ufer lebte, opferte ihnen auch. Im Flusse Severn, so hieß es, hause ein Gott namens Nudd oder Lludd, den die Römer Nodens nannten; ihm waren schon in römischer Zeit große Tempel am Severn geweiht, und ein Bild des Nudd, von Wassersymbolen umrankt, fand sich auf einem römischen Mosaikboden in Gloucester.

Aus dem Severn stammte auch die schöne unglückliche Nymphe Sabrina. Locrine, ein König von Loegria (den alten Midlands von England), verteidigte sich erfolgreich gegen einen Überfall des Kriegers Humber; dieser ertrank in dem Flusse, der später seinen Namen bekam. Auf einem Schiff des besiegtten Humber fand König Locrine ein wunderschönes Mädchen namens Estrildis; er hätte sie sofort geheiratet, wäre nicht schon lange seine Hochzeit mit Gwendolen, einer Tochter von Corineus, dem Herzog von Cornwall, abgesprochen gewesen. Aber Locrine wollte sich nicht von Estrildis trennen; deshalb hielt er sie sieben Jahre lang in einem unterirdischen Gemach verborgen, bis der Vater seiner Frau endlich starb. Sofort verbannte er Gwendolen in ihre Heimat und lebte nun ganz öffentlich mit Estrildis zusammen, die ihm inzwischen eine Tochter, Sabrina, geboren hatte. Ob solcher schlechten Behandlung empört, stellte Gwendolen aus den Männern ihres Vaters ein Heer zusammen und marschierte mit ihm gegen Locrine, der besiegt und getötet wurde. Estrildis und ihre Tochter Sabrina aber ließ Gwendolen im Severn ertränken. John Milton schrieb ein berühmtes Gedicht über die Nymphe Sabrina, das jeder Engländer kennt.

Die meisten britischen Flußgottheiten waren weiblichen Geschlechts; deshalb sind die vorchristlichen Flußnamen in Schottland und Irland im allgemeinen die Namen solcher Göttinnen. Die Themse bekam ihren Namen von der Göttin Thamesis, die erst in späterer Zeit von Nodens oder Lludd in den Hintergrund gedrängt wurde; und «Dee» (ein weitverbreiteter keltischer Flußname) heißt auf altkeltisch einfach «die Göttin».



3a

Ein Dugong, den man vor Malindi an der Küste von Kenya fing

Die kleine Seejungfrau. Skulptur Edvard Eriksen im Sund vor Kopenhagen

3b





4 Neptun und ein Triton. Marmorstatue von Giovanni Lorenzo Bernini. 1622

Zahlreiche Flüsse besaßen Geister, die durch Opfer besänftigt werden mußten. Einer von ihnen, Peg O'Nell, die Wassergöttin des Flusses Ribble, beanspruchte sogar alle sieben Jahre ein Menschenopfer.

Auch viele Seen und Buchten waren von Geistern und Nymphen bewohnt, und einige der Sagen darüber haben sich bis in unsere Tage lebendig erhalten. An einigen Orten ist es noch immer Brauch, den Schutznymphen von Quellen und Brunnen zu bestimmten Zeiten des Jahres Opfer darzubringen. Im siebten Jahrhundert war diese Sitte noch sehr weit verbreitet: nach alten Beichtspiegeln mußte jeder, der einer Quelle geopfert hatte, drei Jahre fasten; diese Strafe galt bis ins elfte Jahrhundert.¹²

Auch Brunnengöttern wurde geopfert; als man in Carrowburgh einen Brunnen reinigte, der der Wassernymphe Coventina geweiht war, fand man etwa 15 000 Münzen und andere Opfergaben; die ältesten aus vorrömischer Zeit und die letzten aus dem vierten Jahrhundert nach Christus.

Geweihte Brunnen, die unter dem besonderen Schutz eines Heiligen stehen, finden sich in der Nähe vieler Gotteshäuser. Der Heilige, dessen Namen die Quelle heute trägt, war dabei mit großer Sicherheit im allgemeinen früher ein Schutzherr, der das Christentum gegen den unausrottbaren alten Naturglauben verteidigen sollte.

558 fing man an der Küste von Ollarbha eine Seejungfrau, um die sich viele geistliche Herren kümmerten, die später zu Heiligen erklärt wurden. In dieser Geschichte versöhnen sich Heidentum und Christentum, und die Seejungfrau starb im Geruch der Heiligkeit. Lakonisch heißt es in einer alten Chronik, die um 1635 aufgezeichnet wurde:

«In jenem Jahre wurde gefangen eine Seejungfrau, die hieß Liban, Tochter des Eochaidh, eines Sohnes des Muireadh; und zwar am Strande von Ollarbha, im Netze von Beoan, Sohn des Inli, einem Fischer aus Comhgall of Beannchair.»

Aber mit dieser Seejungfrau Liban hat es mehr auf sich, als dieser kurze, sachliche Bericht vermuten läßt. Im Jahre 90 nach Christus flutete alles Wasser aus einer Quelle empor, die gottloserweise unbehütet geblieben war; es bedeckte die Ebene und verbreitete sich zu einem großen See, der in alten Zeiten Copse und später Lough Neagh genannt wurde. Damals ertranken in seinen Fluten Eochaidh und fast alle seine Kinder; nur seine zwei Söhne Conang und Curman und seine Tochter Liban blieben am Leben. Liban wurde zwar von den Wellen fortgetragen, aber sie konnte sich retten und lebte zwölf Monate lang in einem Griannon, einer Kammer am Grunde des Sees. Sie hatte dabei nur ihren Schoßhund als Gesellschaft, aber immerhin: Gott schützte sie vor den Fluten.

Als dieses Leben unter dem Wasser sie zu langweilen begann, bat sie zu Gott, er möge sie in einen Lachs verwandeln, damit sie sich zu den Fischen gesellen könne, die um sie herumschwammen. Ihr Gebet wurde erhört; sie stellte fest, daß ihr anstelle der Beine ein Lachsschwanz gewachsen war, aber ihren Kopf und den weiblichen Oberkörper hatte sie behalten. Ihr kleiner Hund wurde in einen Otter verwandelt und «begleitete sie überallhin, solange sie in diesem See wohnte».

Dreihundert Jahre lang, bis zu den Tagen des heiligen Comgall von Bangor, schwamm Liban als Seejungfrau im Wasser. Da geschah es, daß der Heilige einen gewissen Beoc, Sohn des Indli, nach Rom schickte, wo er sich bei Papst Gregor über gewisse Fragen der Kirchenzucht und der Ordensregeln unterrichten sollte. Als er sich eingeschifft hatte, hörte Beoc im Wasser unter seinem Schiff solch lieblichen Gesang, daß er und seine Leute annahmen, dies könne nichts Geringeres als der Gesang der Engel sein. Aber Liban erklärte aus den Tiefen herauf, es sei nur sie, die dort singe:

«Dreihundert Jahre habe ich unten im Meer gelebt, und ich bin zu dir gekommen, um Tag und Ort zu vereinbaren, wo wir uns wiedertreffen müssen. Ich werde jetzt nach Westen schwimmen und bitte dich, um der heiligen Männer von Dalriada willen, mich an diesem gleichen Tage am Ende des Jahres bei Inver Ollarbha zu erwarten. Erkläre auch Comgall und den anderen heiligen Herren von Bangor, was ich dir sage: Kommt mit euren Booten und Fischernetzen. Du aber wirst mich aus dem Wasser ziehen, in dem ich gelebt habe.»

Beoc reiste nach Rom weiter, und als er schließlich nach Irland zurückkam, erzählte er Comgall und den Mönchen im Kloster Bangor von seiner Begegnung mit der Seejungfrau. Als am Ende der zwölf Monate der vereinbarte Tag herankam, segelte eine große Zahl von ihnen von Erin aus nach Inver Ollarbha. Sie fingen Liban, wie vereinbart, in einem Fischernetz und brachten sie an Land. Man hielt das Boot, von dem sie gefangen wurde, zur Hälfte mit Wasser gefüllt, und darin schwamm sie, zum großen Erstaunen aller, die sie sahen.

Aber bald entspann sich ein heftiger Streit darüber, wem die Seejungfrau Liban nun eigentlich gehöre. Der heilige Comgall beanspruchte sie für sich, weil sie in seinem Gebiet gefangen worden sei; auch der Eigentümer des Netzes wollte sie haben, und Beoc war der Meinung, da er sie zuerst gesehen habe, müsse sie ihm gehören. Die heiligen Herren einigten sich schließlich so: sie wollten fasten und Gott bitten, er möge das Urteil sprechen und bestimmen, wer die Seejungfrau haben solle.

Da verkündete ihnen ein Engel, am nächsten Morgen würden zwei Ochsen

kommen. «Schirrt sie vor einen Wagen und setzt die Seejungfrau darein. Und wem die Gegend gehört, in welche die Ochsen sie ziehen, der soll sie behalten.» Tatsächlich erschienen am nächsten Tag die zwei Ochsen; die Mönche spannten sie vor einen Wagen, in welchem Liban saß; und die Ochsen zogen den Wagen zu Beocs Kirche Teo-da-Beoc. Dort befragten die heiligen Herren Liban, ob sie lieber sofort sterben und gen Himmel fahren wolle, oder ob sie es vorziehe, so lange auf Erden auszuharren, wie sie im Meer gelebt habe, um dann, nach dreihundert Jahren, in den Himmel einzugehen. Sie entschied sich für den sofortigen Tod; da taufte der heilige Comgall sie und gab ihr den Namen Murgan, die Seegeborene, oder Murgelt, die Seejungfrau. «Seitdem verehrt man sie als eine heilige Jungfrau; ihr Ansehen und das Vertrauen, das man zu ihr hat, sind beträchtlich, ganz wie Gott es im Himmel für sie vorausbestimmte. Und durch ihre Kraft werden in Teo-da-Beoc Zeichen und Wunder gewirkt.»¹³

Noch im 19. Jahrhundert erzählten alte Leute, die am Rande des Lough Neagh lebten, in ihrer Jugend habe man geglaubt, in seinem Wasser gebe es Seejungfrauen. Zur Nachtzeit sei man nur voll Furcht und Zittern in Wassernähe gegangen, «jederzeit gewärtig, von den zaubernenden Seejungfrauen gefangen und fortgeschleppt zu werden».¹⁴

Wir besitzen eine stattliche Anzahl solcher Berichte über Begegnungen zwischen Heiligen und Seejungfrauen. Dem heiligen Olaf begegneten einige von ihnen auf See; durch ihre süßen Lieder wiegten sie die Seeleute in den Schlaf und zogen sie dann zu sich in die Wellen hinab. Ein namentlich nicht bekannter Mönch rang im Gebet lange mit einer Seejungfrau, die seinen kleinen Vorposten des Christentums auf der Insel Iona bei St. Columba heimsuchte. Sie kam täglich an die heilige Küste von I Chaluim Chill geschwommen und flehte den geistlichen Herrn an, er solle ihr eine Seele geben (diesen Wunsch äußerten später noch viele ihres Stammes). Unglücklicherweise verliebte sie sich in den Mann Gottes und lenkte ihn dadurch aufs schlimmste von ihrem eigentlichen Ziel ab. Leider berichtet uns keine Überlieferung, ob sie ihn dazu überreden konnte, seine Gelübde zu vergessen. Wir wissen nur, daß der Mönch auf ihre ständige Bitte um eine menschliche Seele nur eine Antwort hatte: sie müsse zunächst dem Meer für immer entsagen. Darüber weinte die Seejungfrau bitterlich, doch weder ihre Schönheit noch ihre Tränen konnten ihr helfen; denn trotz ihrer Sehnsucht nach einer Seele und trotz ihrer Liebe zu dem Mann, der sie ihr nicht geben wollte, war die Anziehungskraft des Meeres stärker. Ein letztes Mal bat sie ihn voll Verzweiflung um Hilfe, aber der heilige Herr blieb hart; da kehrte sie, von Weinen geschüttelt, ins Meer zurück und besuchte die fromme Insel Iona niemals

wieder. Aber sie hinterließ auf der Insel ein Vermächtnis: denn die Tränen, die sie bei ihrem Abschied vergoß, verwandelten sich in Kieselsteine, und bis zum heutigen Tag nennt man die grüngrauen Kiesel, die es nur am Strand von Iona gibt, «Seejungfrauenstränen».

Nach einer irischen Legende verwandelte der heilige Patrick alte Frauen, die immer noch dem Heidenglauben anhängen, in Seejungfrauen, um sie so von der Erde zu verbannen; dadurch vergrößerte er die Gefahren für die Seefahrt beträchtlich. Dieser Heilige hatte auch sonst mit Meereswesen zu tun: so bekehrte er den Wassermann Fintan zum Christentum. Fintan wurde später heiliggesprochen; man erzählte sich, er sei schon vor der Sintflut nach Irland gekommen, habe die Flut in Fischgestalt überstanden und später auch auf der Küste gelebt. Alte Steinbilder zeigen ihn in der Gestalt des assyrischen Dagon.¹⁵

Seejungfrauen und andere Wasserwesen sind in der frühen irischen Religion häufig zu finden. Ein gewisser Rath hörte ihren Gesang und konnte sie beobachten: «großgewachsene Mädchen von schönster Gestalt, mit gelbem Haar und weißer Haut, soweit sie sich aus dem Wasser erhoben; aber gewaltiger als der größte unserer Hügel war der haarig-zottlige tierische Unterteil ihres Körpers, den sie unter den Wellen verbargen.» Dieser Rath wurde eines Tages von den Seejungfrauen in Schlaf gesungen und dann von ihnen zerrissen.¹⁶

Wesentlich mehr Glück hatte der Held einer anderen irischen Legende, ein gewisser Ruad; aber seine Geschichte ist trotzdem sehr seltsam. Mitten auf dem Meer hielten seine Schiffe plötzlich an, und er sprang, wahrscheinlich um die Ursache dieses Aufenthalts zu erforschen, über Bord; da fand er im Wasser «die lieblichsten Frauen der Welt», und drei von ihnen hielten jedes Boot fest. Sie nahmen ihn und trugen ihn mit sich fort; nacheinander schlief er einmal mit jeder von ihnen, und eine bekam ein Kind. Auf seiner Rückreise versuchten die Seefrauen, ihn mit einem Bronzeboot aufzuhalten, aber das gelang ihnen nicht. Da tötete die Frau, die sein Kind geboren hatte, ihr Kleines, riß ihm den Kopf ab und warf ihn den Schiffen nach. Und die anderen schrien im Chor «Es ist ein scheußliches Verbrechen!».¹⁷

Nach der Chronik von 1635, aus der wir bereits zitierten, erschien im Jahre 887 noch einmal eine Seejungfrau. Die Eintragung über sie verdient besondere Aufmerksamkeit, weil diese Seejungfrau trotz ihrer wirklich bemerkenswerten Ausmaße nur so ganz nebenbei erwähnt wird, zwischen dem Bericht über eine Fee und einem anderen über den unglücklichen Tod des Lehnsherrn von Ui-Failghe:

«... diese Fee von Tailtin wurde von Flann, dem Sohn des Mael-

serchnaill, verehrt. Im Lande Alba wurde eine Seejungfrau vom Meer an Land gespült; sie war 192 Fuß lang, ihr Haar maß 18 Fuß, und 7 Fuß jeder Finger ihrer Hand und ebenfalls ihre Nase. Am ganzen Körper war sie weißer als ein Schwan. Conchobar, der Sohn des Glannagan, Grundbesitzer aus Ui-Failghe, wurde in der Kirche von Cluain-Fodafini durch Feuer verbrannt...»

Eine Chronik aus Ulster berichtet unter der Jahreszahl 890 über dieselbe riesige Seejungfrau. Die Länge ihres Haares soll dort nur 17 Fuß betragen haben. Aber «insgesamt war sie weißer als ein Schwan». Ebenso kurz berichtet die gleiche Chronik aus dem Jahre 1118 noch eine wunderbare Geschichte aus Irland: «Eine Seejungfrau wurde von Fischern des Weir of Lisarglenn in Ossory gefangen, und eine andere bei Port-Lairge.»

Brutus, Brut oder Brute, ein Enkel des Aenaeas, galt als der legendäre Gründer des britischen Volkes; er verschaffte dadurch den Briten so ehrwürdige Ahnen, daß die Engländer und Normannen sich später gern zu ihnen bekannten. Man vermutet heute, daß halbversunkene Erinnerungen an die römische Kolonisierung Britanniens die Entstehung dieser Legende veranlaßten. Immerhin wird sie schon im neunten Jahrhundert nach Christus von Nennius, einem britischen Kirchenmann, in seiner «Historia Brittonum» als Tatsache hingestellt.

1135 spann Geoffrey von Monmouth dieses Garn weiter aus. Er schrieb dem Briten Brutus und seinen trojanischen Begleitern eine große Zahl von Abenteuern zu. So segelten sie einmal, berichtet er, zu einer Insel vor der gallischen Küste; die größte Gefahr, die ihnen auf dieser Reise begegnete, waren «diese Seeungetüme, genannt Sirenen», welche «ihre Schiffe umschwärmten, und beinahe wäre es ihnen gelungen, sie umzustürzen». Aber die Helden blieben am Leben und machten sich bald zu neuen Abenteuern auf. Bei einem solchen Zug hatte sich König Morived oder Morvinus vorgenommen, die Seeschlange im Irischen Kanal zu töten. Dieses Unternehmen endete unglücklich: die Seeschlange «verschlank ihn», berichtet Geoffrey, «wie einen kleinen Fisch».¹⁸

Erwähnung finden die Seejungfrauen auch in dem Enchiridion oder Handbuch, das ein gewisser Byrhtferth im Jahre 1011 zur Unterrichtung junger Novizen verfaßte. Da nur wenige von ihnen Lateinisch verstanden, schrieb Byrhtferth es auf Englisch. Dieses Handbuch bespricht eine Menge verschiedener Gegenstände, vor allem astronomischer und mathematischer Art. Der fromme Verfasser vermischt dabei weltliche Lehren mit Ermahnungen an seine jungen Leser, um nichts in der Welt der Sünde und dem alles zerstörenden Teufel zu verfallen. Bevor er die rituelle Bedeutung des Osterlammes erläutert, warnt er:

«Ich beschwöre die Seejungfrauen, die auch Sirenen genannt sind, von mir abzulassen; und auch die Castalischen Nymphen, das heißt: die Bergelfen, die auf dem Helikon wohnten. Und ich beschwöre Phoebus, von mir abzulassen; ihn, den Latona, die Mutter der Sonne sowie Apollons und der Diana, in Delos gebar, wie schwatzhafte Klassiker berichten. Und ich vertraue darauf, daß der ruhmreiche Cherub zu mir komme und mit seiner goldenen Zange auf meine Zunge einen Funken der glühenden Kohlen vom Altar des Himmels bringe; und daß er mit ihm die Lippen meines ungebildeten Mundes berühre, damit ich die Kraft besitze, durch eindringliche Arbeit dieses Kapitel auf verständige Weise ins Englische zu bringen.»¹⁹

Trotz seines verachtungsvollen Seitenhiebes auf die schwatzhaften Klassiker möchte man dem guten Mönch zutrauen, daß er in Wirklichkeit die Götter Griechenlands keinesfalls so gering schätzte, wie er seine jungen Schüler glauben machen will. Vielleicht fand er eine gelehrte Freude darin, ihre Namen aufzuzählen; andererseits scheint es ein wenig unnötig, sie erst wegzubeschwören und dann den Cherub zu bitten, mit seiner schrecklichen funkensprühenden Zange zu Hilfe zu kommen.

Für unsere Zwecke endet die frühchristliche Zeit mit dieser Verdammung der klassischen Sagen durch Byrhtferth. Dann beginnt das Mittelalter, und die Kirche übernimmt nun ganz die geistige und weltliche Herrschaft über Westeuropa. Aber ehe wir zum christlichen Mittelalter übergehen, wollen wir noch ein paar nichtchristliche Überlieferungen aus frühchristlicher Zeit betrachten.

Seit dem neunten Jahrhundert nach Christus beschäftigten sich die Araber bereits mit geographischen Fragen und unternahmen lange und gefährliche Seereisen zu einer Zeit, als die Engländer vergleichsweise noch Landratten waren. Diese unternehmungslustigen Seefahrer dagegen segelten den Persischen Golf hinunter, überquerten den Indischen Ozean und gelangten zu den Ostindischen Inseln und an die chinesische Küste, vielleicht sogar bis nach Japan. Zuverlässige Zeugnisse beweisen, daß sie schon zwischen 800 und 1000 nach Christus nach Indien kamen.²⁰

Auf den Spuren von Alexanders Eroberungszügen verbreitete sich die hellenistische Kultur in den Ostprovinzen des spätrömischen Reiches. Ihre Erben waren die Araber; gebildete Mohammedaner standen ganz unter dem Einfluß der griechischen Literatur, und so erstaunt es uns kaum, daß die geographischen Schriften der Araber sehr vieles ihren griechischen Vorbildern verdanken.

Eindrucksvolle und umfangreiche Berichte in arabischer Sprache verzeichnen die Reisen und Abenteuer dieser frühen Forschungsreisenden

Einer von ihnen, das «Buch über die Wunder Indiens», wurde vor fast tausend Jahren von Buzurg ibn Shahriyar aus Hurmuz verfaßt. Dieses Buch erfüllt genau, was sein Titel verspricht: die unglaublichsten Geschichten finden sich darin, aber in jeder liegt auch ein Körnchen Wahrheit verborgen, das sie nicht völlig wertlos für uns Spätere macht, die von den Seeforschungsreisen einer alten und einfacheren Zeit erfahren wollen.

Eine Geschichte erklärt den Ursprung der Wassermänner und Seejungfrauen. Sie beginnt mit allen Anzeichen dokumentarischer Wahrscheinlichkeit: «Der Kapitän Abou'z-zaha-el-Barkhati erzählt mir die folgende Geschichte, die er von Ibn Enshartou hörte, einem Onkel mütterlicherseits: Ich fuhr hinaus auf einem großen Schiff, das mir gehörte», erzählte der Vater dieses Onkels, «und wir nahmen Kurs auf die Insel Qaisour.» Unglückliche Winde trieben das Schiff in eine Bucht, und die Strömung trug es zwischen einige Inseln, die man später nicht mehr wiederfinden konnte. Die Mannschaft ging an Land und kaufte von den Eingeborenen Nahrungsmittel. Sie waren freundlich, sprachen aber eine unbekannte Sprache. Durch Zeichen erkundigten sich die Seeleute, ob es noch anderes zu kaufen gäbe. Statt einer Antwort «brachten die Eingeborenen die allerschönsten Sklaven herbei, die wir je gesehen hatten. Sie waren sehr fröhlich, tanzten, spielten, neckten und ärgerten sich untereinander. Ihre Körper waren lieblich gerundet, und ihre Haut so zart wie Sahne. Sie waren so leichtfüßig und lebendig, daß man jeden Augenblick glaubte, sie würden davonfliegen. Nur waren ihre Köpfe sehr klein, und unterhalb der Hüften besaßen sie eine Art von Flosse oder Schildkrötenschwanz.»

Natürlich waren die Seeleute neugierig, eine Erklärung dieser anatomischen Besonderheit zu hören. Aber auf ihre Fragen bekamen sie in Zeichensprache nur die einfache Antwort: diese Sklaven seien immer so gewesen, sie seien so geschaffen. Als sie herausfanden, daß die Sklaven erstaunlich billig zu kaufen waren, entschieden sich die Männer, «hier sei die Möglichkeit für sie selbst und ihre Kinder und Kindeskinde Reichtum zu erwerben». Deshalb kauften sie so viele, wie sie auf ihren Schiffen unterbringen konnten. Sie segelten fort, und ihre Schiffe waren voll von den Wesen, «wie sie schöner und lieblicher nie ein Menschenauge gesehen hatte». Und ihre Phantasie war geblendet von der Aussicht auf eine goldene Zukunft, sobald sie nur erst ihre Ladung verkauft hätten. Aber die «Ladung» hatte eigene Ideen. Sobald die Seeleute ganz mit ihrer eigenen Arbeit beschäftigt waren, begannen die Sklaven jämmerlich zu stöhnen und «sprangen fort, vom Deck hinunter, wie eine Horde von Heuschrecken». Man konnte sie hören, wie sie im Meere lachten und in

die Hände klatschten; ganz offensichtlich waren sie dort zu Hause. Dann erhob sich ein heftiger Sturm, und «da wir auf keinen Fall umkehren konnten, gaben wir alle Hoffnung auf, sie wieder einzufangen».

Nach der Rückkehr von dieser Reise erzählte ein alter Mann den Seeleuten: die Inseln, zu denen der Zufall sie geführt hatte, seien die Fischinseln gewesen, von denen er selbst herstamme. Er erklärte auch die amphibische Natur der Sklaven: in früheren Zeiten hätten sich Männer mit weiblichen Seewesen gepaart und Frauen mit männlichen der gleichen Art. «Aus diesen Verhältnissen ging eine Rasse von Lebewesen hervor, welcher die ursprüngliche Natur von Mutter und Vater gemeinsam war, und die sich untereinander weiter vermehrten. Dies war sehr lange so. Und auf diese Weise sind wir zugleich Geschöpfe des Meeres und des Landes, und unsere Ahnen sind zugleich Menschen und Fische.»

Es gibt eine Fortsetzung dieser Geschichte über die amphibischen Sklaven. Als alle ins Meer sprangen, «blieb von der ganzen Ladung nur eine junge Sklavin, die meinem (des Erzählers) Vater gehörte, zurück». Sie war in eine Kabine eingeschlossen gewesen und wurde ertappt, als sie auszubrechen und ins Meer zurückzukehren versuchte. Man hielt sie fest und schloß sie ein, und ihr Besitzer nahm sie später mit an Land; dort hielt er sie achtzehn Jahre in Fesseln gebunden, denn er wußte nun, sobald sie frei war, würde sie sich ins Meer stürzen. Sie gebar sechs Kinder («ich war der sechste»), und als der Vater starb, ließen diese ihre Mutter frei. «Sie stürmte so schnell aus dem Haus wie ein Pferd, das ein Rennen anführt; wir eilten ihr nach, konnten sie aber nicht mehr fangen. Auch Nachbarn versuchten, sie aufzuhalten, und mahnten sie, nun verlasse sie ja ihre Kinder. Darauf antwortete sie nichts als «Enshartou», und das bedeutet: «Was habe ich mit ihnen gemein?» Und wie der stärkste der Fische stürzte sie sich ins Meer.»

An anderer Stelle wird in diesem Buch der Ursprung der Fischmenschen noch einmal erklärt: «Ein Mann, der nach Zeila und durch Abessinien gereist war, erzählte mir, im Meere von Habash gebe es Fische, die auf alle Weise, an Körper, Füßen und Händen, den Söhnen Adams gleichen.» Fischer, die den Lockrufen dieser Wesen in unbewohnte Gegenden folgten, «treffen dort solche menschengesichtigen Fische und schlafen mit den Weibchen. Aus dieser Verbindung entstehen Wesen, die wie Menschen aussehen, aber Amphibien sind. Wahrscheinlich entstammen die menschlich aussehenden Fische ursprünglich der Vereinigung eines Mannes mit einem Fisch, und eine solche Vereinigung brachte diese Wesen hervor, die an Menschen erinnern. Später wiederholten sich, im Lauf der Jahrhunderte, solche Paarungen noch häufig.»

Die Überlegung schließt mit den Worten: «So kam es, daß Menschen, die sich mit Panthern, Hyänen und anderen wilden Tieren der Erde einließen, den Affen zeugten; und so kam es auch, daß durch die Vermischung von Schweinen und Büffeln der Elefant entstand.»

Die Weltreisenden im Mittelalter und in der Reformationszeit vermischten diese Überlieferungen der frühen arabischen «Forscher» mit ihren eigenen «Kenntnissen» der Naturgeschichte; die Erzeugnisse ihrer Einbildungskraft können wir in den nächsten zwei Kapiteln kopfschüttelnd begutachten.

5

Im Mittelalter

Im Mittelalter erreichte der Glaube an die Seejungfrauen seinen Höhepunkt: in kleinen Kirchen wie in riesigen Domen waren sie oft als Holzschnitzereien oder Steinbilder zu sehen; und wo weder Bilderstürmer noch gedankenlose Reformatoren zerstörend eingreifen durften, können wir noch heute nur staunen, wie eingehend und liebevoll die mittelalterlichen Künstler sich um ihre Darstellung bemühten.

Aus zwei Gründen verbreitete sich unter der Christenheit dieser Zeit der Glaube an heidnische Seejungfrauen: weil die Kirche ihn, so seltsam es klingt, unterstützte und vor allem, weil die aufstrebenden Völker Westeuropas die Seefahrt wiederentdeckten und Reisende so aufs neue mit seltsamen Meereswesen in Berührung kamen.

Im tiefsten war die Kirche allein für das Fortleben der Sirenen verantwortlich, denn nur Mönche und andere geistliche Herren schrieben und kopierten die Bestiarien. Die Kirche des Mittelalters war in kluger Überlegung immer bereit, alte Legenden für ihre Zwecke umzuformen, da sie noch lange fast nur mit schreibunkundigen Menschen zu tun hatte, die weiterhin heidnischen Bräuchen und Überlieferungen anhängen. Deshalb erscheinen die Sirenen und ihre Verführungskünste zusammen mit anderen wirklichen oder erdichteten Wesen immer wieder als abschreckende Parabeln verderblicher Sündhaftigkeit.

Die meisten mittelalterlichen Bestiarien waren lateinisch geschrieben. Das von Guillaume Le Clerc dagegen, aus dem wir bereits zitierten, ist

ein normannisch-französisches Gedicht; es handelt von 37 Tieren, Pflanzen und anderen Naturdingen und zieht aus jeder Erörterung eine fromme Nutzenanwendung. Viele Lebensgewohnheiten, die Guillaume seinen Tieren zuschreibt, klingen für heutige Leser recht seltsam. Für ihn aber war die Sirene so wirklich wie ein Ameisenlöwe oder ein Wiesel, die er vor und nach dem Bericht über sie beschreibt:

So süß singt sie und so schön,
Daß, wer die Meere befährt,
Sobald er ihr Singen vernimmt,
Nicht mehr an sich halten kann,
Und sein Schiff auf sie zufahren läßt.
So lieblich klingt ihr Gesang,
Daß ein jeglicher auf solchem Schiff
In tiefen Schlaf fällt und schon
Verführt und gefangen ist;
Die Sirenen töten ihn schnell,
Bevor er um Hilfe fleh'n kann.

Die Sirene, die wunderbar singt,
Und die Menschen so lieblich bezaubert,
Ist ein Beispiel zur Lehre für alle,
Die auf irdischen Pfaden wandeln;
Denn wir alle, wir leben hienieden
Von solcherlei Tönen bezaubert:
Von Glanz und von schrecklichen Lüsten
Dieser Welt, die uns sicherlich töten,
Sobald wir von ihnen nur einmal geschmeckt;
Von Wollust und sinnlichem Taumel,
Von Freßlust und Trunkenheit,
Von Faulheit und Freuden des Reichtums,
Von Jagdlust und Kampflust und Streitlust,
Und vom Wohlleben in den Palästen.
Zu diesem allen neigen wir gern,
Doch ans spätere Leben denken
Nur selten wir. Hier ist Vergnügen,
Hier sinken ermattet in Schlaf wir,
Und hier töten uns die Sirenen.
In Wahrheit ist es der Böse,
Der uns tief in das Lasterreich stürzt,

Und in seinen Schlingen uns fängt.
Und dann greift er an, stürzt sich auf uns
Und tötet uns, wie die Sirenen
Im Meere die Seefahrer töten.

Aber (für einen Moralisten gibt es immer ein Aber): der gute Seefahrer weiß auf sich aufzupassen; er verstopft sich die Ohren und überhört so den bezaubernden Gesang der Sirenen. Deshalb soll der Mensch

Sich stets die Ohren verstopfen,
Auf daß er kein Wort von dem höre,
Was in Sünde ihn stürzen könnte.

Es erscheint jedoch fraglich, ob sich auch die kampflustigen Ritter des zweiten Kreuzzugs die Ohren verstopften, als sie 1147 in der Bucht von Biskaya Sirenen hörten. Denn wie hehr auch das Ziel ihrer Reise war, sie wurden trotzdem von Sirenen «belästigt, welche scheußlich laut heulten, lachten und spotteten, wie eine Horde unzufriedener Soldaten im Feldlager». Aber das Gefühl, belästigt zu sein, verwandelte sich bald in nackte Angst: wir wissen, daß die Kreuzfahrer eine lange Zeit danach in Bußübungen verbrachten.¹

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts stellte ein gewisser Bartholomaeus Anglicus ein umfassendes Werk «De proprietatibus rerum» zusammen, das schnell in mehrere europäische Sprachen übersetzt wurde. Es ist eine große Sammlung mittelalterlicher Volksüberlieferungen über Naturwissenschaft, Geographie, Tiere und Pflanzen. Bartholomaeus Anglicus wird sehr deutlich, als er seinen Lesern den Charakter der Seejungfrauen schildert:

«Die Seejungfrau ist ein wundersam gestaltetes Meerungeheuer, das durch die Süße seiner Lieder Schiffsleute ins Verderben lockt. Ein ehrwürdiger Kommentator behauptet, Sirenen seien Schlangen mit Haaren auf dem Kopf. Andere meinen, sie müßten Fische des Meeres sein, die wie Frauen aussehen. Schließlich glaubte man lange Zeit, die Sirenen seien zur Hälfte Mädchen und zur Hälfte Vögel mit Klauen und Flügeln, und eine von ihnen singe, die andere spiele Flöte und die dritte Harfe. Und mit dieser Nachahmung von Musik pflegten sie die Seefahrer so sehr zu ergötzen, daß diese verderblich Schiffbruch erlitten. In Wirklichkeit waren sie aber mächtige Buhlweiber, welche alle Vorüberfahrenden in Armut und Unglück stürzten. Physiologus berichtet, die Sirene sei ein Meertier von wunderbarer Gestalt; vom Nabel bis zum Scheitel eine

Jungfrau, und von der Hüfte nach unten ein Fisch. Und dieses Wundertier sei bei Sturm lieblich und fröhlich und bei schönem Wetter traurig und bedrückt. Durch die Süße seiner Lieder lullt dieses Untier Seeleute in Schlummer, steigt, sobald sie schlafen, an Bord des Schiffes, überwältigt, wen sie mitnehmen kann, und trägt ihn an einen trockenen Ort. Dort zwingt sie ihn zuerst, mit ihr zu schlafen; und wenn er sich weigert oder es nicht übers Herz bringt, tötet sie ihn und ißt sein Fleisch.»²

Eines der frühesten Bestiarien in anglofranzösischer Sprache wurde im 12. Jahrhundert von Philippe de Thaun verfaßt. Dieses «*Livre des Creatures*» ist aufgebaut wie alle anderen Bestiarien, und seine Illustrationen folgen alten Vorlagen. Die Sirenen zeigen immer noch Spuren ihrer Herkunft von den Vogelfrauen; bis zur Hüfte sehen sie wie Frauen aus und haben Falkenfüße und einen Fischeschwanz. Wir erfahren, daß sie bei gutem Wetter weinen und klagen und ihren Gesang erst beginnen, wenn ein Sturm heraufzieht. Der Steuermann, der sie hört, vergißt sein Schiff und fällt in Schlaf. Dann folgt die unvermeidliche allegorisierte Moral: die Sirenen sind die Güter dieser Welt, das Meer ist die Welt selbst, das Schiff sind die Menschen dieser Welt, und der Steuermann ist die Seele. Die Güter der Welt vollbringen große Taten; sie können zu uns sprechen, davonfliegen, auf uns zulaufen oder uns ertränken. «*Deshalb*», schreibt Philippe de Thaun, «zeichnen wir die Sirene mit Falkenfüßen.»

Im 13. Jahrhundert dichtete Richard de Fournival ein Bestiarium, das sich von allen früheren wesentlich unterscheidet: «*Le Bestiaire d'Amour*.» Er beschreibt darin die Tiere nicht, um wie gewöhnlich eine religiöse Nutzenwendung anzuschließen; sie dienen ihm vielmehr dazu, sein Werben um eine verehrte Dame zu unterstützen.

Im «*Bestiaire d'Amour*» finden sich Zeichnungen der Fabeltiere, genau wie in den anderen mittelalterlichen Bestiarien; das Bild «*La Seraine*» zeigt einen Mann in einem Boot, dem sich eine geflügelte und zwei fischschwänzige Sirenen nähern, um ihn zu verderben. De Fournival folgert daraus für sein Verhältnis zu seiner Dame: wenn die Sirene den Mann töte, der vertrauensvoll unter dem Zauber ihres Liedes eingeschlafen sei, wären eigentlich beide zu tadeln: sie, weil sie sein Vertrauen verrät, und er, weil er blindlings vertraut. Daraus schließt er, in einer direkten Anrede an die Dame: «Ich wage nicht, Euch des Verrates zu bezichtigen. Eher will ich allein die Schuld an meinem Tode auf mich nehmen. Denn ich besäße noch immer mein Leben, hätte ich die Weisheit der Schlange gezeigt, als ich zuerst eure süße Stimme vernahm.»

Man möchte diesem so überaus gescheiterten Ritter de Fournival, der auf

ähnliche Weise auch die anderen Tiere seines Bestiariums für sich sprechen ließ, von Herzen wünschen, daß er durch dieses Buch bekam, was er erhoffte.

Als die Sirenen im Laufe der Zeit ihre Vogelfrauengestalt ablegten und einen Fischeschwanz bekamen, hielten sie plötzlich auch Kamm und Spiegel in Händen; in dieser Gestalt erscheinen sie dann überaus häufig. Nur selten tragen sie auf mittelalterlichen Holzschnitten einmal auch einen Fisch in der Hand. Bis heute ist es ungeklärt geblieben, warum die mittelalterlichen Künstler die Seejungfrau mit diesen Toilettegegenständen ausstatteten.

Ein englischer Altertumsforscher, Robert Graves, schlug zwei Erklärungen vor: der Kamm sei ursprünglich das Plektrum gewesen, mit dem die Sirene die Saiten ihrer Leier schlug. Die Bedeutung dieses Plektrums habe man eines Tages nicht mehr verstanden und deshalb einen Kamm daraus gemacht und dann den Spiegel als natürliche Ergänzung hinzugefügt. Andererseits lasse sich auch vom Spiegel eine Erklärung herleiten: da man alle Seegöttinnen mit dem Mond in Zusammenhang brachte, sei der Spiegel vielleicht ursprünglich eine Mondscheibe gewesen, zu der dann der Kamm als Ergänzung hinzukam.³

Schon im dritten Jahrhundert nach Christus wurde die Erzählung von Odysseus und den Sirenen für kirchliche Zwecke umgearbeitet. Als Beispiel diene der «*Hortus deliciarum*», ein Werk der Äbtissin Herrade von Landsberg. Dieser umfangreiche Band war im Hochmittelalter weithin berühmt und geschätzt; sein Text und besonders die zahlreichen Bilder wurden häufig kopiert. Zeichnung 4 macht uns mit drei lebendigen Darstellungen vom Kampf des Odysseus mit den Sirenen bekannt. Die letzteren besitzen Flügel und Vogelklauen; im übrigen sind sie von menschlicher Gestalt und vom Kopf bis zu den Klauen prächtig gekleidet.

Auf dem ersten Bild schlafen die Matrosen auf dem Schiff, eingelullt von den Liedern der Sirenen, die sich ihnen bedrohlich nähern. Auf dem zweiten Bild sind diese bereits an Bord des Schiffes und kämpfen heftig mit den unglücklichen Seeleuten; einer ist ins Wasser gestürzt worden, und einen zweiten zerrt eine Sirene gerade ohne Pardon hinein. Zwei weitere Sirenen halten die Arme eines Matrosen, der kniend zum Himmel aufblickt und um göttliche Hilfe fleht. Das dritte Bild stellt offenbar das Ergebnis dieser Hilferufe dar: Odysseus und sein Begleiter, glänzend in mittelalterliche Waffenröcke gekleidet, mit Helm, Schild und Schwert, sehen ruhig zu, wie sich unter ihren Augen das Schlachtungsglück wendet. Eine Sirene ertrinkt im Meer, eine andere wird von einem Seemann, der sie ins Wasser gedrängt hat, durchbohrt; und ein Matrose hat die dritte

Sirene bei den Haaren gepackt und ist im Begriffe, sie ebenfalls hinein-
zustoßen.

Die gelehrte Äbtissin aus dem zwölften Jahrhundert verstand das Schiff des Odysseus als ein Gleichnis für die Kirche auf den Fluten der Welt und Odysseus selbst als ein Sinnbild der christlichen Menschheit, «die tausend Verführungen ausgesetzt ist».⁴

Da solche Bestiarierien überall in Europa bekannt waren, holten sich die geistlichen Künstler des Mittelalters gern aus ihnen neue Einfälle; dabei bevorzugten sie vor allem die Seejungfrauen, und die Kirchgänger konnten sich völlig an ihren Anblick gewöhnen. Deshalb dachte niemand daran, ihre Existenz in Frage zu stellen: die Kirche selbst hatte sie ja anerkannt. Sicher zweifelte vor allem aus diesem Grunde niemand an den Geschichten, die über den Fang oder die Beobachtung von Seejungfrauen oder Wassermännern erzählt wurden und die sich vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert ständig weiter vermehrten.

Ein früher Bericht dieser Art erschien im «Speculum regale», einem isländischen Werk aus dem zwölften Jahrhundert. In der Nähe von Grönland, «welches die Reisenden auch Margyr nennen», wurde ein Ungeheuer gesichtet, das «in jeglicher Hinsicht» bis zur Hüfte hinab einem menschlichen Wesen ähnelte und darunter wie ein Fisch aussah. «Den Beobachtern schienen seine Hände lang zu sein, aber die Finger waren nicht voneinander getrennt, sondern durch Schwimmhäute verbunden wie bei den Füßen von Wasservögeln.» Dieses Ungeheuer hatte jedoch «ein scheußliches Gesicht mit einer breiten Stirn, durchdringenden Augen, einem riesigen Maul und einem Doppelkinn».⁵

Einen interessanten Fang machten im Jahre 1167 einige Fischer in der Nähe von Oreford in Suffolk; über den Wassermann, den sie aus dem Meer zogen, wissen wir ungewöhnlich viele Einzelheiten. Raphael Holinshed hat sie in seinen «Chronicles», einer Geschichte der Könige von England aus dem Jahre 1697, verzeichnet; dieser Bericht besitzt einen eigenartigen Zauber: «Im ersten Jahre der Regierung von König Johann fingen in Oreford in Suffolk, nach Fabians Aufzeichnungen (und ich fürchte, daß er sich über den wahren Zeitpunkt täuschte), Fischer auf See in ihren Netzen einen Fisch, dessen Gestalt an einen Mann aus einem wilden Volksstamm erinnerte, und sie brachten ihn vor Ritter Bartholomew de Glanville, der damals im Schlosse von Oreford über Suffolk herrschte. Er war nackt, und all seine Glieder und Körperteile hatten die Maße eines Menschen; behaart war er, wie andere Menschen auch, aber sein Kopf war kahl, und er hatte einen langen, verfilzten Bart und eine behaarte Brust. Der Ritter ließ ihn mehrere Tage und Nächte fern vom



4 Odysseus und die Sirenen; aus dem Hortus deliciarum von Herrade de Landsberg, 12. Jahrhundert

Meer gefangenhalten, und er verschlang gierig Fleisch, das man ihm vorsetzte, und aß auch Fische, roh und gekocht. Rohen Fisch preßte er in der Hand, bis alle Feuchtigkeit heraus war, und aß ihn dann. Er wollte oder konnte keinen sprachlichen Laut hervorbringen, obwohl man ihn an den Füßen aufhängte und elendig quälte, um ihn dazu zu bringen. Für gewöhnlich warf er sich auf sein Lager, sobald die Sonne unterging, und erhob sich bei Sonnenaufgang. Eines Tages brachten seine Hüter ihn zum Hafen und ließen ihn ins Meer steigen. Aber um sicher zu sein, daß er nicht entkomme, hatten sie drei Reihen sehr starker Netze ausgespannt; so wollten sie ihn, zu ihrem Vergnügen, wie sie dachten, wieder einfangen. Aber er tauchte stracks auf den Grund des Hafens hinab, schwamm unter den Netzen durch, kam hinter ihnen wieder herauf und zeigte sich denen, die am Ufer standen und ihn beobachteten. Und er tauchte noch mehrere Male unter und kam wieder hoch, und immer betrachtete er die Menschen am Ufer, die nach ihm Ausschau hielten, als wolle er sie verspotten; denn er hatte sie ja überlistet und war an ihren Netzen vorbeigekommen. Endlich, nachdem er sich eine gute Zeit auf solche Weise ergötzt hatte und als niemand mehr glaubte, daß er zurückkomme, schwamm er aus eigenem Antrieb durchs Wasser zu ihnen zurück und blieb noch zwei folgende Monate dort. Aber schließlich besorgte man ihn nur noch nachlässig und schien ihn nicht mehr zu beachten; da entfloh er heimlich ins Meer, und man sah oder hörte nie wieder von ihm.»

In einer Anmerkung fügt Holinshed hinzu: «Nach dem Bericht von Rafe Cogeshal muß sich dies in den Tagen von König Heinrich II. zuge- tragen haben: ein Fisch wie ein Mensch.»

Dieser Ralph of Coggeshall soll das «Chronicum anglicanum» zusammengestellt haben; diese Chronik berichtet vor allem über den Zisterzienserorden und seine Abtei, verzeichnet aber auch politische Ereignisse und andere Denkwürdigkeiten. Coggeshalls Erzählung über den Meer- mann enthält noch einige interessante Einzelheiten, die sich nicht mehr in Holinsheds «Chronicles» finden. Er schreibt, man habe den Meer- mann in eine Kirche gebracht, aber dort sei er weder auf die Knie gesunken, noch habe er den Kopf geneigt, obwohl es manchmal den Anschein hatte, als verstehe er, daß etwas Heiliges um ihn herum vorging. Zwar ist der Chronist aufs tiefste erstaunt über dieses seltsame Meereswesen; trotzdem bemüht er sich tapfer um seine Einordnung. Er schreibt: Ob er ein Mann war oder ein Fisch in Menschengestalt oder ein böser Geist im Körper eines Ertrunkenen, «ist nicht leicht zu entscheiden».⁶

Ein Freund dieses Ralph of Coggeshall, Gervase of Tilbury, schrieb ein ähnliches, aber umfassenderes Buch, die «Otia imperialia», in dessen

Seiten er auch von Meermännern und Seejungfrauen in britischen Ge- wässern berichtet. Dieses Werk mischt historische und geographische Tat- sachen mit Volksüberlieferung und politischer Theorie, und der dritte und letzte Band enthält vor allem eine Geschichte und Geographie Englands. Hier treffen wir auch wieder auf Brutus, den mythischen Gründer des britischen Volkes. Erstaunlicherweise schreibt Gervase, ohne in nähere Einzelheiten zu gehen, in seinen Tagen habe im «Britischen Ozean» eine sehr große Anzahl von Wassermännern und Seejungfrauen gelebt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach machte es mittelalterlichen Menschen wenig Kopfzerbrechen, solchen lakonischen Behauptungen Glauben zu schenken. Wenn man die Geschichten bedenkt, die über Fabeltiere und Menschen aus entfernteren Gegenden der Erde im Schwange waren, ist die schlichte Feststellung, es gebe in den Gewässern Englands viele See- jungfrauen und Wassermänner, natürlich vergleichsweise bescheiden und reizlos.

Die Kirche tat das Ihre, die Vertrauensseligkeit der mittelalterlichen Menschen und insbesondere ihren Glauben an Fabelwesen kräftig zu unterstützen. Denn die ältesten Kirchenväter, etwa Augustinus im «Got- tesstaat», überlegten sich ja immer wieder, ob Adams Sohn «irgendwelche monströsen Menschenarten gezeugt habe». Augustinus führt unter ande- ren den Cyclops an, der nur ein Auge im Kopf hatte; dann Männer, deren Füße verkehrt herum angewachsen sind; und «einige, die nur ein Bein besitzen, und zwar ohne Knie, jedoch wunderbar geschickt damit laufen können; sie werden Sciopodes genannt, weil sie gewöhnlich unter dem Schatten dieses einzigen Fußes schlafen; und schließlich halslose Männer, die ein Menschengesicht auf der Brust haben». Augustinus begründet die Möglichkeit solcher Wesen durch Berichte über Mißgeburten. Zwar räumt er ein, die Erzählungen über solche Ungeheuer könnten erdichtet sein; aber es liegt ihm fern, sie für gänzlich falsch zu halten.⁷

Da die Kirche solche «Wunder» nicht verdamnte, sondern sogar ihre bildliche Darstellung in Domen und Kirchen gestattete, wagten es die einfachen Menschen des Mittelalters natürlich nicht, den Aussagen von Seefahrern und anderen Reisenden mit Zweifeln entgegenzutreten. Be- sonders, weil man über große Strecken der Erde fast nichts wußte und darauf angewiesen war, selbst die merkwürdigsten Berichte einfach zu glauben. Wer von einer Reise in ferne Länder zurückkam, fand sich in der beneidenswerten Lage, wenigen oder gar keinen Kritikern entgegen- treten zu müssen, die seine wilden Geschichten berichtigen konnten. Noch besser war es, wenn er grundsätzlich mit den klassischen Autoren über- einstimmte; denn das Alter einer Überlieferung galt als das beste Zeugnis

für ihre Richtigkeit. Jeder mittelalterliche Gelehrte zitierte stolz die frühesten, nicht aber (wie heute) die letzten Meinungen über einen Gegenstand. Auf diese Weise wurden die seltsamsten Phantasiegebilde der klassischen Schriften ohne Zweifel oder Skrupel durch die Jahrhunderte weitergereicht.⁸

Sir John Maundeville war ein recht typischer Schriftsteller und Reisender seiner Zeit; er schrieb lange Stücke älterer Schriften ab, schmückte sie nach Gutdünken aus und überlieferte sie uns in seinem «Reisebuch» von 1355; es war damals so beliebt, daß heute noch über 300 handschriftliche Kopien erhalten sind. Nach seinen eigenen Worten war Sir John «ein Ritter aus Inglelond, all dort geboren in der Stadt Sent Albons, und er reiste herum in der Welt, in viele verschiedene Lande, um Wunder und Bräuche von Ländern und verschiedenen Völkern und merkwürdig gestaltete Menschen und Tiere zu sehen. Und alle Wunderdinge, die er sah, schrieb und erzählte er in diesem Buch.»

Und wirklich, er brachte viele sehr aufschneiderische Geschichten zusammen. Das erste Kapitel seines Buches schildert den Weg ins Heilige Land und zu heiligen Stätten, die er möglicherweise wirklich besucht hat. Aber alles übrige ist schamlos von den Klassikern aus früheren Reisebüchern und aus den Bestiarien abgeschrieben, natürlich ohne Quellenangabe; und es gehört fast ausschließlich ins Reich der Phantasie.

Sir John berichtet von Menschen, deren Ohren so groß sind, daß sie bis auf ihre Knie herabhängen. Er erwähnt auch die einbeinigen Äthiopier, welche schon Augustinus kannte; ihr einziger Fuß sei von so ungeheurer Größe, daß sie sich schlafen legen und ihn als Sonnenschutz über sich halten könnten.

Andere Wesen seiner grotesken Sammlung sind Zwerge, die vom Geruch wilder Äpfel leben, und Menschen, die ihr Gesicht unter den Schultern tragen: «Auf einer anderen Insel gibt es Menschen von merkwürdiger Gestalt: ohne Köpfe; in jeder Schulter haben sie ein Auge, und ihre Münder sind rund wie ein Pferdehuf und öffnen sich mitten auf ihrer Brust.»⁹

Dieses Reisebuch ist ein vorzügliches Beispiel eines mittelalterlichen «Bestsellers»; es beweist, wie wenig die Menschen der damaligen Zeit an den wunderlichen Wesen zu zweifeln wagten, die Sir John mit großer Begeisterung schilderte. Merkwürdigerweise erwähnt dieses Buch an keiner Stelle die Seejungfrauen, obwohl sie in fast allen Reiseberichten aus dem Mittelalter als eine typische Gefährdung des Seefahrers vorkommen. So etwa in «The Eastern Travels of John Hesse» von 1389: «Wir kamen zu einem nebelbedeckten zerklüfteten Berg, wo wir Sirenen oder Seejung-

frauen singen hörten, welche die Schiffe durch ihren Gesang ins Verderben ziehen. Wir sahen dort viele scheußliche Ungeheuer und waren von großer Furcht befallen.»

Nach allen Berichten, die auf uns gekommen sind, dürften sich mittelalterliche Reisende keinen Augenblick gelangweilt haben. Jeder Lesekundige kannte die Sirene aus Bestiarien, den Klassikern und aus der volkstümlichen Literatur der Zeit, die meist auf französisch geschrieben war; und schließlich aus zahllosen Legenden und Romanzen, in denen sie einen wichtigen Platz einnahm.

Die berühmteste Seejungfrauenerzählung des Mittelalters ist die von Melusine von Lusignan, einer französischen Wasserfee. Sie war damals alles andere als eine Legendengestalt: vom Adel bis hinunter zum Volk glaubte man in Frankreich an ihre Existenz. 1387 sammelte Jean d'Arras alle Geschichten darüber in seiner «Chronik», und diese Geschichte der Melusine wurde in viele europäische Sprachen übersetzt.

Ein Adoptivsohn Emmerichs, des Grafen von Poitou, namens Raymond kam bei der Jagd vom Wege ab und verlor seine Begleiter. Er fand eine Quelle, an deren Rand drei wunderschöne Mädchen saßen, und hatte schnell sein Herz an die lieblichste von ihnen, die Melusine hieß, verloren; er bat sie, ihn zu heiraten, und sie war einverstanden unter einer Bedingung: jeden Samstag wollte sie völlig ungestört sein. Raymond stimmte diesem seltsamen Wunsch bereitwillig zu, und Melusine, die gewaltige Macht und unermeßliche Reichtümer besaß, heiratete ihn in einem großen Schloß, das sie ihm zum Brautgeschenk machte; nicht ohne ihn nochmals an sein Versprechen zu erinnern, sie samstags niemals zu besuchen. Viele Jahre zogen ins Land, und Melusine gebar eine Menge von Kindern, die unglücklicherweise alle auf irgendeine Weise entstellt oder verkrüppelt waren. Einer ihrer Söhne wurde Mönch, andere berühmte Krieger. Die Liebe Raymonds zu seiner schönen Frau blieb unvermindert, und getreulich hielt er das Versprechen, das sie ihm abgefordert hatte. Aber eines Tages wurden ihm seltsame Dinge von ihren allwöchentlichen Stunden der Abgeschlossenheit erzählt. Er eilte in ihre Gemächer, fand sie in den Baderaum eingeschlossen und blickte durchs Schlüsselloch. Da sah er Melusine im Bade sitzen und gewährte zu seinem Entsetzen, daß ihre schlanken Beine sich in den Schwanz eines ungeheuren Fisches oder einer Schlange verwandelt hatten. Bemerkenswerterweise brachte er es fertig, dieses schreckliche Wissen vor ihr zu verbergen. Bis er eines Tages erfuhr, daß sein Sohn Gottfried-mit-dem-Zahne das Kloster Malliers niedergebrannt und den Abt und hundert Mönche, darunter seinen eigenen Bruder, getötet hatte. Melusine versuchte vergeblich, ihren gramgebeugten

Mann zu trösten; er stieß sie von sich und rief: «Fort mit dir, scheußliche Schlange, Verderberin meiner ehrenwerten Familie!» Als Melusine diese Worte hörte, fiel sie in Ohnmacht. Und als sie wieder zu sich gekommen war, ließ sie ihrem Mann die kleinsten Kinder zurück, verabschiedete sich und prophezeite: wenn immer ein neuer Herr ins Schloß von Lusignan einziehe, werde man sie über dem Schlosse schweben sehen. Dann verschwand sie durch ein Fenster, und ihr Mann sah sie niemals wieder. Aber die Ammen von Melusines zwei kleinen Kindern, Raymond und Dietrich, schworen, jede Nacht komme eine strahlende Figur zu den Wiegen und die Kleinen höben ihr grüßend die Hände entgegen. Natürlich war diese Erscheinung Melusine selbst, die die Kinder stillte und bei Morgengrauen verschwand. Von den Hüften abwärts hatte sie einen blau und weiß schimmernden Fischeschwanz.

Noch eine lange Zeit glaubten die Franzosen, man höre Melusine jedesmal, kurz bevor einer der Herren von Lusignan sterbe, über den Zinnen des Schlosses wehklagen. Als die Familie ausstarb, widmete sie ihre Aufmerksamkeit ganz der königlichen Familie und erschien immer, wenn ein König von Frankreich im Sterben lag.

Ein Dominikanermönch aus dem Hause Lusignan namens Stephan bearbeitete die «Chronik» von Jean d'Arras und verhalf dadurch Melusine zu solchem Ruhm, daß viele adlige Familien, darunter die Häuser Luxemburg, Rohan und Sassenaye, ihre Stammäbäume fälschten, um die berühmte Melusine zu ihren Ahnen zählen zu können. Das Haus Sassenaye war bis dahin auf seine königliche Herkunft stolz gewesen, zog aber nun Melusine vor. Um das zu dokumentieren, wurde verbreitet, Melusine sei, nachdem sie Lusignan verließ, in die Grotte von Sassenaye in der Dauphine gezogen. Sogar Heinrich VII., Graf von Luxemburg und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, war stolz darauf, von dieser Seejungfrau abzustammen.¹⁰

Nach einer Luxemburger Legende half Melusine bei der Errichtung einer Stadt und eines Reiches: sie heiratete nämlich Siegfroid, der später als Gründer des winzigen Königreiches Luxemburg galt. Dieser kaufte im Jahre 963 den mächtigen Bergrücken Bock, ein riesiges Felsmassiv, das kriegerisch ins Tal der Alzette hineinragte. Darauf baute er eine mächtige Festung, einigte das gesetzlose Volk des Alzette-Tals, das diese Festung fürchtete, und konnte so erst diese Stadt und später sein Königreich gründen.

Einige Legenden meinen, der Teufel habe bei der übermenschlichen Leistung, diese Festung zu bauen, seine Hand im Spiele gehabt und Siegfroid habe ihm für diese höllische Hilfe seine Seele verkauft. Andere ver-

sichern dagegen, Melusine habe die Burg als Brautgeschenk für ihren Mann errichtet.

In großen Zügen verlief die Geschichte der Luxemburger Melusine genau wie die von der Melusine von Lusignan: Siegfroid mußte das gleiche versprechen wie Raymond: Auch er durfte samstags seine Frau nicht sehen; aber eines Tages, durch Tratschgeschichten neugierig gemacht, überraschte er sie im Bad und merkte, daß er eine Seejungfrau geheiratet hatte. Voll Schrecken schrie er laut auf, Melusine und ihr Badezuber verschwanden mit einem Donnerschlag im Boden, und Siegfroid sah seine Frau nie wieder.

Hier endet jedoch die Verwandtschaft mit der französischen Geschichte. Die Luxemburger Seejungfrau ist nach der Überlieferung im gewaltigen Felsengrund des Schlosses gefangen, weil sie sich mit einem Sterblichen einließ. Alle sieben Jahre kommt sie auf die Erde herauf, einen goldenen Schlüssel im Mund, und jeder Mann, der ihr den Schlüssel abnimmt und sie dadurch von ihrem Fluch befreit, kann sie zur Frau haben.

Während sie auf ihre Erlösung wartet, fertigt sie ein Hemd aus feinstem Linnen und näht daran alle sieben Jahre einen einzigen Stich. Falls diese Arbeit vor ihrer Befreiung beendet sein sollte, wird Bock, die Festung und Hauptstadt von Luxemburg, in die Erde versinken, und nur ein einziger gewaltiger Donnerschlag wird den Untergang der Stadt ankündigen.¹¹

In vielen mittelalterlichen Legenden bemühen sich die Seejungfrauen darum, eine Seele zu bekommen. Denn während sie fischschwänzig im Wasser leben, besitzen sie keine; ohne Seele aber können sie weder auf Erlösung noch auf ein ewiges Leben hoffen, und diese düstere Aussicht macht ihnen große Sorgen.

Dieses Streben der Seejungfrauen nach einer Seele ist wieder einmal kirchlichen Einflüssen auf die Mythenbildung zuzuschreiben. Die Sirenen des Altertums weinten ihrem geistlichen Heil keine Träne nach; im Gegensatz zu ihnen waren die mittelalterlichen Seejungfrauen jedoch mit der Erbsünde belastet, und trotzdem sangen sie wie ihre griechischen Schwestern, waren immerfort fröhlich und sahen lieblich aus. Sicherlich meinten die Mönche, solch ein sorgenfreies Leben in den Gewässern der Erde stehe ihnen nicht an. Deshalb fügten sie einige neue, unpassende und unwahrscheinliche Elemente in ihre Geschichten ein; vor allem, daß die Seejungfrauen in Wirklichkeit sehr traurig seien ob ihrer Unfähigkeit, sich für einen Aufenthalt im christlichen Himmel gebührend vorzubereiten.

Von einer Meerjungfrau, die man in Holland fing, wissen wir zwar

nicht, ob sie sich um die ihr mangelnde Seele sorgte, weil sie nicht sprechen konnte. Aber immerhin erwies sie dem Kreuz, wie wir erfahren, alle gebührende Ehrerbietung. Im Jahre 1403 brachen nämlich während eines heftigen Sturmes in der Gegend von Edam in Westfriesland einige Deiche, und das Meer überflutete das Land. Durch eine Lücke im Deich wurde eine Seejungfrau hereingespült; man fand sie nahe bei Campen und Edam im Schlamm. Im «Speculum Mundi» von 1635, aus dem wir später noch öfter zitieren werden, berichtet uns John Swan, was darauf mit ihr geschah:

«Als die Seejungfrau nicht mehr ins Meer zurückfand, weil der gebrochene Deich sofort nach der Flut wieder verstopft worden war, entdeckten sie einige Frauen und ihre Dienerinnen, die auf den Wiesen dort ihre Kühe melken wollten. Erst fürchteten sie sich sehr; aber als sie sie mehrmals beobachtet hatten, entschlossen sie sich, sie mit nach Hause zu nehmen. Einmal im Hause, ließ sich die Seejungfrau ankleiden und lebte von Brot, Milch und Fleisch. Immer wieder versuchte sie, sich heimlich ins Meer zurückzustehlen, aber da sie sorgsam bewacht wurde, gelang es ihr nie. So lernte sie schließlich, zu spinnen und andere weibliche Arbeiten zu tun. Zu Anfang mußte man sie vor allem von dem Seemoos reinigen, das sie überall bedeckte. Eines Tages wurde sie dann aus Edam fortgebracht und nun in Harlem gefangengehalten. Dort gehorchte sie ihrer Herrin aufs Wort und kniete auch, wie man sie lehrte, vor dem Kreuz nieder. Aber sie sprach niemals und führte ihr stummes Leben, wie einige sagen, fünfzehn Jahre lang; dann starb sie.»

Nach einer anderen Quelle soll diese Seejungfrau von Edam auf einem Friedhof christlich begraben worden sein.

Ambrose Paré, im Jahre 1510 geboren und später Leibarzt Heinrichs II. von Frankreich, berichtet über das Jahr 1523: «Am dritten Tage des Monats November sah man in Rom ein Seeungetüm von der Größe eines fünfjährigen Kindes, welches, abgesehen von den Ohren, bis zum Nabel wie ein Mensch aussah. Aber im übrigen erinnerte es an einen Fisch.»

Wenn wir die Zeit bedenken, in welcher Paré lebte, dürfen wir ihn schon als einen Mann schätzen, der abergläubische Dinge weit von sich wies. Trotzdem gibt es in seiner «Chronik» ein Kapitel mit dem Titel «Von Ungetümen und Wunderkindern», und dort berichtet er auch von Seejungfrauen und Wassermännern. Über die Wassermänner schreibt er das Folgende (er selbst gibt kein Datum an, andere Quellen nennen das Jahr 1431 oder 1447):

«Gesner erwähnt ein Seeungetüm und berichtet, seine Zeichnung

stamme von einem Maler, der diesen Fisch, den er in Antwerpen sah, selbst porträtierte: der Kopf sieht gespenstisch aus, mit zwei Hörnern und hochgestellten Ohren. Die Arme sind denen eines Menschen nicht unähnlich, aber die anderen Teile des Körpers erinnern an die eines Fisches. Das Tier ward im Illyrischen Meer gefangen, als es aus dem Wasser an Land kam, um sich ein kleines Kind zu fangen. Fischer, die es überraschten, warfen mit Steinen nach ihm und verletzten es. Es entkam zwar ins Wasser, kehrte aber nach kurzer Zeit auf die Küste zurück und starb dort.»

Fast alle Berichte mittelalterlicher Seefahrer enthalten Beobachtungen von Seejungfrauen. Die Logbücher über die Reisen des Columbus enttäuschen da ein wenig; Seejungfrauen nehmen dort nur geringen Raum ein. Offenbar entsprachen die, welche er beobachten konnte, nicht ganz seinen Erwartungen. Ein englischer Chronist berichtet über die Reise:

«Am Freitag, dem 4. Januar des Jahres 1493, verließ er seinen Heimathafen. Unterwegs sah er drei Seejungfrauen hoch aus dem Wasser herausspringen. Er versicherte, diese Wesen seien nicht so schön gewesen, wie sie meistens gezeichnet werden; immerhin hatten ihre Gesichter menschliche Züge. Solche Seejungfrauen konnte er, wie er berichtet, zu einer anderen Zeit schon vor der Küste von Guinea beobachten.»

1552 stellte ein italienischer Jurist namens Alessandri unter dem Titel «Dies geniales» ein lateinisches Buch zusammen, wie es im Mittelalter und in der Reformationszeit beliebt war: ein buntes Durcheinander von Sprachforschung, Kunstgeschichte, Gesetzestexten, Träumen, übernatürlichen Dingen und ähnlichem, welches die Vertrauensseligkeit der Leser auf eine harte Probe stellt.

Ein Kapitel handelt von «Wundern der Tritonen und Nereiden», die man tatsächlich beobachtet haben will; Alessandri meint, Wassermänner gäbe es ganz ohne Zweifel. Unten seien sie Fische, ihr Oberkörper sei menschlich, und sie stellten dauernd Frauen nach. Er berichtet, ein solcher Meermann habe eine Frau aus Epirus in Griechenland überfallen und ins Meer geschleppt, «*concupitus causa*», um mit ihr zu schlafen. Die Bürger der Stadt fingten ihn, aber da er jede Nahrung verweigerte, starb er. In der Folgezeit erließen sie ein Gesetz: keine Frau dürfe sich dem Meer nähern, wenn sie nicht von ihrem Mann begleitet sei. Alessandri behauptet, er finde diese Geschichte vom liebestollen Triton von Epirus wirklich überzeugend.

Als weiteren Beweis für die Existenz von Meermännern schreibt er: in seiner Jugendzeit habe ihm ein Neapolitaner aus einer angesehenen Familie erzählt, als er in Spanien Militärdienst tat, habe er eines Tages an der Küste von Mauretanien einen Wassermann gesehen. Sein mensch-

licher Oberkörper sei «wirklich und wahrhaftig» in einen Fischschwanz übergegangen.

Alessandri bekräftigt dann mit Zitaten aus Aristoteles und einigen anderen Schriftstellern den Bericht über einen Mann, der lieber im Wasser als auf dem Lande lebte und mit unglaublicher Geschwindigkeit durchs Meer schwimmen konnte. Das Verhalten dieses seltsamen Wesens war von den Sternen abhängig: er war um so lebendiger, je höher das Sternbild der Fische stand.

Alessandri beschränkt seine Darstellung jedoch nicht nur auf Meermänner. Theodor von Gaza, ein Mann von feuriger Beredsamkeit und aufs vorzüglichste mit den Grundsätzen der Philosophie vertraut, berichtete ihm, er habe an der Küste des Peloponnes nach einem Sturm eine Seejungfrau gefunden. Diese Nereide, mit menschlichem Oberkörper und einem Fischschwanz, lag atemringend auf der Küste, ganz wie ein Fisch, den man aus dem Wasser gezogen hat. Sie seufzte schmerzvoll und weinte, denn sie fürchtete sich vor den vielen Zuschauern, die zusammengelaufen waren, um dieses merkwürdige Schauspiel zu betrachten. Voll Mitleid hob Theodor sie auf, faßte sie an den Armen und am Schwanz und trug sie zum Wasser, in das sie, laut platschend, hineinsprang.

Im Mittelalter waren zwei besondere Arten von menschengesichtigen Fischen, der Seebischof und der Seemönch, sehr verbreitet. Diese Gestalten entstanden sicherlich in der Phantasie derer, die (bis zum Ende des 18. Jahrhunderts) glaubten, im Meer gebe es ein Gegenstück zu jedem Lebewesen auf dem Lande. Wenn es Meermänner, Seejungfrauen, Seeperle, Seekälber, Seewölfe, See-Elefanten und ähnliches gab, warum sollte da nicht auch eine religiöse Hierarchie im Meer existieren? So zeichneten dann die Naturgeschichtler bereitwillig Seebischöfe in Meßgewändern und Seemönche mit Tonsur.

John Gregory, ein Kaplan der Oxforder Christ Church, berichtet 1750 in seinen «Opuscula» über einen Seebischof, den man 1531 in Polen fing; er kommentierte dieses Ereignis auf durchaus eigenwillige Weise. In seiner «Geschichte von einem Episcopus Piscie oder einem Fisch im Bischofsgewand» berichtet er: «Man darf sich nicht fragen, ob dies *jure divino* geschehe oder nicht; sicherlich erschien dieser Wassergeist in solcher Gestalt und Weise. Bei Gesner und anderen Autoritäten wird man es bestätigt finden, und ich berufe mich ganz auf Rondeletius; dies sind seine Worte: «Es geschah, daß im Jahre 1531 ein Fisch in Polen gefangen wurde von einer Gestalt, welche die Erscheinung und alle Attribute eines Bischofs besaß. Dieses Seeungetüm wurde vor den König gebracht, und nach einiger Zeit schien es ihm klargemacht zu haben, daß es nichts anderes im

Sinne habe, als in sein Heimatelelement zurückzukehren. Als der König dies verstanden hatte, befahl er, so solle es geschehen. Der Bischof wurde zum Meer zurückgetragen und stürzte sich gleich darauf hinein.»

Gregor kommentiert: «Es gibt Dinge an dieser Geschichte, die seltsamer sind, als ihr eigentlicher Inhalt; denn Cromer, der damals lebte und eine Geschichte Polens schrieb, wußte von dieser ganzen Angelegenheit nichts.» Immerhin berichtet eine andere Autorität: «Dieser Fisch war in jeglicher Hinsicht gestaltet wie ein römischer Bischof, *sua mitra, sui que reliquis, ornamentis etc.*» Aber dann bricht Gregors protestantische Seele durch, und er fragt emphatisch: «Also auch im Meere gibt es Papismus? Hinweg mit diesem Babel! Zwar ist es ein Wunder, daß solche Narreteien uns vorgegaukelt werden, um die ewigen Wahrheiten zu verhöhnern. Denn Ihr und ich, wir müssen ja weiterleben. Aber dieses Ereignis sollte uns nicht das geringste bedeuten.»

Noch einem weiteren Seeungetüm widerfuhr die Ehre, einem König vorgestellt zu werden. Es wurde 1550 in Orefund gefangen und nach Kopenhagen gebracht. Entweder war es tot, als es dort ankam, oder starb bald darauf, denn berichtet wird nur, daß Seine Majestät ein (vermutlich christliches) Begräbnis anordnete, da sein Kopf «an den eines Menschenwesens erinnerte: mit kurzgestutztem Haar und einer Mönchskapuze».¹²

Ein gebildeter Chirurg aus der Neuen Welt, Thomas Glover, sah in den Fluten des Rappahamoth in Virginia einen Wassermann; und ein Mann namens Mendax schwor ihm, er habe auf der Insel Ruc «des Nachts Seejungfrauen und Satyrn zusammen mit anderen Fischen gesehen, die meilenweit über das Meer gekommen waren, auf Bäume kletterten und dort Datteln und Nußkerne aßen».¹³

Auch die seltsamen philosophischen Schriften des Paracelsus, eines Arztes und Gelehrten, dessen stürmisches Leben von 1493–1541 verlief, müssen wir noch heranziehen. Wegen seiner unorthodoxen Meinungen, die er bei allen Gelegenheiten vom Katheder herunter vorbrachte, zerstritt sich Theophrastus Bombastus von Hochheim genannt Paracelsus mit den meisten Gelehrten, vor allem mit den Ärzten seiner Tage.

Die Ausdrucksweise seiner Schriften ist recht dunkel. In unserem Zusammenhang ist seine Theorie von Bedeutung, «daß die Wasser sich in Flüssigkeit auflösten und daraus die Nymphen und Seeungetüme entstanden». Als Gott die Elemente trennte, stieg ein Teil des Wassers in die fleischigen Tiere, und ein anderer Teil bildete die Seeungetüme: «Nymphen und Sirenen.» Paracelsus diskutiert auch den Verkehr solcher Wesen mit Sterblichen: «Wenn es manchmal geschieht, daß Nymphen

sich mit Sterblichen vermischen und Kinder gebären, ist es fraglich, ob dies allein durch die Möglichkeit der Fleischeslust begründet ist. Sicherlich aber können, davon getrieben, spätere Wesen wie die Melusinen mit Sterblichen Verkehr haben.»

Über die Frage ihrer Unsterblichkeit meint Paracelsus: «Obwohl verderbenbringende Wesen wie Melusinen und Nymphen tatsächlich irgend etwas Ewiges an sich haben sollen, wollen wir uns hier nicht mit ihrer Kraft, die Menschen zu verderben, beschäftigen.» Und an späterer Stelle meint er: «Diejenigen von ihnen, die auf der Erde wohnen, die Nymphen und Undinen und Salamander, erhalten ihr langes Leben von einer fremden Wesenheit.»

Nichts davon macht uns klüger; zweifellos wollte Paracelsus jedoch seinen Lesern, als er die Melusinen nannte, zu verstehen geben, daß er an fischschwänzige Seejungfrauen glaubte, denn diese Seejungfrauen und Nymphen beanspruchten einen gewichtigen Raum in seiner verwickelten Philosophie des Lebens.

Im Mittelalter hatte natürlich der Buchdruck noch keinen Einfluß auf die Verbreitung der Seejungfrauenlegenden. Vor der Mitte des 15. Jahrhunderts kopierten Schreiber und Mönche die alten und neuen Bücher sorgfältig auf Pergament und schmückten sie gern mit herrlichen Miniaturen. Bücher waren deshalb selten und teuer, und wer das Glück hatte, eines zu besitzen, hielt es hoch in Ehren; die Menschen des Mittelalters waren nur allzu begierig, ihr Wissen aus solchen Schriften zu vergrößern. Die zahlreichen Chroniken, Legenden und Volksüberlieferungen, der wichtigste Lesestoff der gebildeten Stände, erreichte die Analphabeten jedoch nur durch die Geschichtenerzähler. Damals war das Geschichtenerzählen eine gesellige Kunst und wurde überall geübt, vom königlichen Hof bis hinunter aufs Land. Volkstümliche Balladen trugen das Ihre bei, und auch einige von ihnen handelten von Seejungfrauen.

Erzählungen über Seejungfrauen wurden natürlich vor allem von den Seeleuten verbreitet, die nach weiten Reisen auf unbekanntem Meeren zurückkehrten. Je nach Wind und Gezeiten waren die Schiffe damals oft lange Monate unterwegs; und die langweiligen Stunden einer solchen Reise vertrieb man sich damals wie heute mit Geschichtenerzählen. Die jungen Matrosen lauschten mit offenem Mund den Warnungen vor den Künsten der Seejungfrauen. Sie erfuhren, daß man sich vor ihrem Gesang in acht nehmen mußte, denn schon manches Schiff war auf den Felsen zerschellt, als, angezogen vom Gesang der Seejungfrauen, Steuermann und Mannschaft in völlige Reglosigkeit verhext waren. Natürlich erzählte man dann auch, daß Seejungfrauen vor einem Sturm beim Spiel

mit Fischen zu beobachten waren und daß es die Rettung aller Mann an Bord bedeutete, wenn sie die Fische vom Schiff wegwarfen. Warfen sie sie dagegen auf das Schiff zu, bedeutete es «zumindest», daß die ganze Mannschaft untergehen würde. Bei anderen Gelegenheiten dagegen konnte man Seejungfrauen fröhlich über die Wellen tanzen sehen; aber auch das war gefährlich, denn meistens hieß es, die Seejungfrauen tanzten vor Freuden nur, wenn ein Sturm heraufzog.

6

*Von der Reformationszeit
bis ins 18. Jahrhundert*

Das Mittelalter war eine Zeit, in der jeder an Wunder und deshalb auch an die Seejungfrauen glaubte. Im 16. und 17. Jahrhundert dagegen gab es nun wirkliche Wunder: die Wunder der Entdeckungen. Man durchforschte die alte Gelehrsamkeit und die neuen Wissenschaften und vor allem große Teile der Erde, die man zuvor wenig gekannt oder gar nur dunkel geahnt hatte. Die Menschen begannen allenthalben, vernünftige Erklärungen für die Naturerscheinungen zu suchen.

Langsam ließ der Glaube an die Seejungfrauen nach, obwohl sich Seeleute und vor allem Fischer bis ins 19. Jahrhundert bemühten, ihn lebendig zu halten. Unter den Gebildeten kamen jetzt Skeptiker und Zweifler zu Wort, in England allen voraus John Donne, Francis Bacon und Sir Thomas Browne. Bei den weniger Gebildeten stand die Sache anders: als berühmte Forscher und Seefahrer wie Walter Raleigh und Henry Hudson Berichte über Meerungetüme und Seejungfrauen nach England heimbrachten, wagte es selten jemand, an ihren Worten zu rütteln. Denn sie brachten ja Zeugnisse zurück, die nicht von der Hand zu weisen waren: Tabak, Gold aus Eldorado und sogar lebende «Rothäute».

So beobachten wir ein merkwürdiges Hin und Her zwischen dem Glauben an Wundergeschichten und einem Unglauben, der sich auf den Fortschritt der Wissenschaften gründete. Trotz alledem: der Glaube konnte sich auf «wirklich beobachtete» und in Chroniken genau verzeich-

nete «Tatsachen» berufen. Da uns nur wenige Zeugnisse für den Zweifel an der Existenz von Seejungfrauen überliefert sind, beschäftigen wir uns mit ihnen zuerst.

Wahrscheinlich gab der berühmte Dichter John Donne als erster Engländer seinen Unglauben schriftlich kund. Sein berühmtes «Lied», das sich mit dem Griff nach dem Unmöglichen auseinandersetzt, beginnt mit den Worten:

Geh, fang einen Meteor,
Zeug ein Zauberwurzel-Kind!
Sag mir, wo die Vergangenheit blieb,
Warum Teufelshufe gespalten sind!
Sag, was Seejungfrauen singen . . .

Francis Bacon, der erste große englische Essayist, zog es dagegen vor, die Seejungfrauen als Allegorien «weiterzuverwenden»; seine Erläuterungen zu der «Fabel von den Sirenen» erinnert stark an die moralischen Schlußfolgerungen der alten Bestiarien.

Der dritte Zweifler, Sir Thomas Browne, wettete in seinen «Vulgar Errors» gegen die «überhandnehmende Unbildung» seiner Tage und prangerte alle damals geläufigen Irrlehren an. Dabei verhehlte er jedoch nicht, daß er selbst an Hexen glaubte. Er bestreitet nicht ausdrücklich, daß es Seejungfrauen gebe, aber zu verstehen gibt er es uns deutlich genug: «Es gibt nur wenige Menschen, die noch nie ein Bild von einer Seejungfrau gesehen haben. Sie ist nach dem Zeugnis des Horaz ein Ungetüm mit einem Frauenkopf und dem Unterkörper eines Fisches und soll wie die alten Sirenen gebildet sein, die Odysseus zu verführen suchten. Aber diese Sirenen», merkt er an, «sahen ganz anders aus. Sie hatten keine Fischkörper, sondern waren zusammengesetzte Vogelfrauen.» Sir Thomas erläutert, die Gestalt, in der sie uns bekannt seien, hätten sie von Dagon, Atargates oder Derceto übernommen, «von welchen wahrscheinlich die Nereiden und Tritonen in der griechischen Kunst herstammen».

Aber wie wenig konnten solche gelehrten Zweifel und skeptischen Bemerkungen gegen die eindrucksvollen Berichte ausrichten, die es über persönliche Begegnungen mit Wassermännern und Seejungfrauen gab und die von zweifellos ehrenwerten Persönlichkeiten beschworen wurden! Schließlich erschienen von diesen Berichten in den folgenden zwei oder drei Jahrhunderten immer neuere und glaubhaftere!

Sehr überzeugend muß zum Beispiel eine Erzählung geklungen haben, daß man 1560 vor der Küste von Mandar auf Ceylon auf einen Zug sieben Wassermänner und Seejungfrauen in einem Netz fing. Mehrere Je-

suiten bezeugten dieses Ereignis, darunter ein gewisser Bosquez, der Leibarzt des Vizekönigs von Goa; voller Berufseifer sezierte er die sieben unglücklichen Seewesen, und sein Bericht darüber wurde für so wichtig gehalten, daß er als Nummer 276 in der «Histoire de la Compagnie de Jesus» erschien. Bosquez stellte fest, äußerlich und innerlich seien die Wassermänner und Seejungfrauen völlig menschlichen Wesen ähnlich gewesen.

Dies war nicht das erste Mal, daß in Ceylon seltsame Meereswesen entdeckt wurden. Schon im dritten Jahrhundert vor Christus schrieb Megasthenes, ein griechischer Gesandter am Hof des Hindufürsten Chandragupta, in einem geographischen Werk, rund um Taprobane, wie man Ceylon damals nannte, fänden sich Wesen, die zur Hälfte Frauen und zur anderen Hälfte Fische seien.

1556 erschien in Paris ein Buch über «Neuentdeckte Welten oder Antarktika», das der französische Historiker und Reisende André Thevet verfaßt hatte. Er war von Afrika aus nach Nord- und Südamerika und in die Antarktis gereist und konnte deshalb mit einer Menge mittelalterlicher Vorurteile über unbekannte Meere und Länder aufräumen. Aber in einem Kapitel berichtet er doch noch von Seeungetümen in Menschengestalt, die er vor der afrikanischen Küste «beobachtete».

«Ich werde niemals vergessen, was mir glaubwürdige Augenzeugen aus einer Niederlassung dort berichteten: Sie sahen ein Seeungetüm, das die Gestalt eines Menschen hatte. Die Flut spülte es auf den Strand, und man hörte es dort jämmerlich schreien. Mit der nächsten Flut erschien auf gleiche Weise auch noch sein Weibchen, das ebenfalls, voll Sorge um den verlorenen Gefährten, laut schrie; welches wahrhaftig eine wunderbare und seltsame Sache war. Durch diese Beobachtung wissen wir nun, daß das Meer sowohl wie das Land verschiedenartigste und seltsamste Ungeheuer hervorbringen und behausen kann.»

Ein geistlicher Schreiber aus Essex, Samuel Purchas, der niemals England verließ, in seiner Phantasie und in der Lektüre der Reiseliteratur jedoch weite und gefährliche Reisen unternahm, erwähnt in seinem Buch «Purchas his Pilgrimes» (1625) eine Seejungfrauenhaut, die Reisende im Jahre 1565 gesehen haben wollten. In seinem Buch sammelte er eine ungeheure Menge von Informationen über Weltreisen: er exzerpierte nicht weniger als 700 Schriften. Wir zitieren aus dem Kapitel «Vier Tagebücher von Breidenbach, Baumgarten, Bellonius und Christof Furer aus Haimendorf»:

«Am 18. November 1565 kamen wir nach Thora, einer nicht sehr glanzvollen Stadt am Ufer des Roten Meeres; der Hafen ist klein und wird vor allem von Gewürzschiffen aus Arabien, Abessinien und Indien an-

gelaufen. In dieser Stadt sahen wir eine Seejungfrauenhaut, die man vor vielen Jahren erworben hatte. Ihr Unterteil endete wie ein Fisch; von der oberen Hälfte waren nur Nabel und Brüste übrig, Arme und Kopf dagegen verlorengegangen.»

Später werden wir sehen, daß Purchas noch bessere Zeugnisse für die Existenz von Seejungfrauen vorweisen konnte: nicht nur eine unvollständige Haut, sondern die Aussagen einiger wohlbekannter und angesehener Seeleute.

Seejungfrauen gab es nun aber beileibe nicht nur in den Berichten von Seefahrern; auch die Dichter und Dramatiker des 17. Jahrhunderts schrieben immer wieder von ihnen. Shakespeare erwähnt sie zum Beispiel in «Antonius und Cleopatra»; und in der «Komödie der Irrungen» benutzt er das Wort «Seejungfrau» als Bezeichnung einer Kurtisane; in dieser Bedeutung wurde es in der Elisabethanischen Zeit häufig gebraucht.

Shakespeares bekannteste Verse über eine Seejungfrau stehen im «Sommernachtstraum». Oberon sagt dort zu Puck in der ersten Szene des zweiten Aktes (August Wilhelm Schlegel übersetzt «Puck» mit «Droll»):

... weißt du noch wohl,
Wie ich einst saß auf einem Vorgebirge
Und 'ne Sirene, die ein Delphin trug,
So süße Harmonien hauchen hörte,
Daß die empörte See gehorsam ward,
Daß Sterne wild aus ihren Kreisen fuhren,
Der Nympe Lied zu hören?

Im allgemeinen erfreuen wir uns an der Poesie dieser Zeilen und suchen dahinter keine tiefere Bedeutung; aber einige Shakespeareforscher sind der Meinung, diese Stelle bedeute viel mehr. Mit der Sirene oder Seejungfrau, so meinen sie, sei die schottische Königin Maria Stuart gemeint; mit diesem Namen hätten die Dichter der damaligen Zeit versucht, ihren Zauber zu umschreiben. Der Begriff Delphin bezeichne den französischen Dauphin, Marias ersten Gemahl, und die empörte See seien ihre schottischen Untertanen. Diese kamen der jungen Königin schrecklich roh und ungebildet vor, nachdem sie sich einmal an die erlesenen Manieren der französischen Höflinge gewöhnt hatte. Schließlich seien «die Sterne», welche «wild aus ihren Kreisen fuhren», die Grafen Northumberland und Westmoreland und der Herzog von Norfolk, die es mit dem Leben bezahlen mußten, als sie Maria Stuart, die von Elisabeth gefangengehalten wurde, zu befreien versuchten.

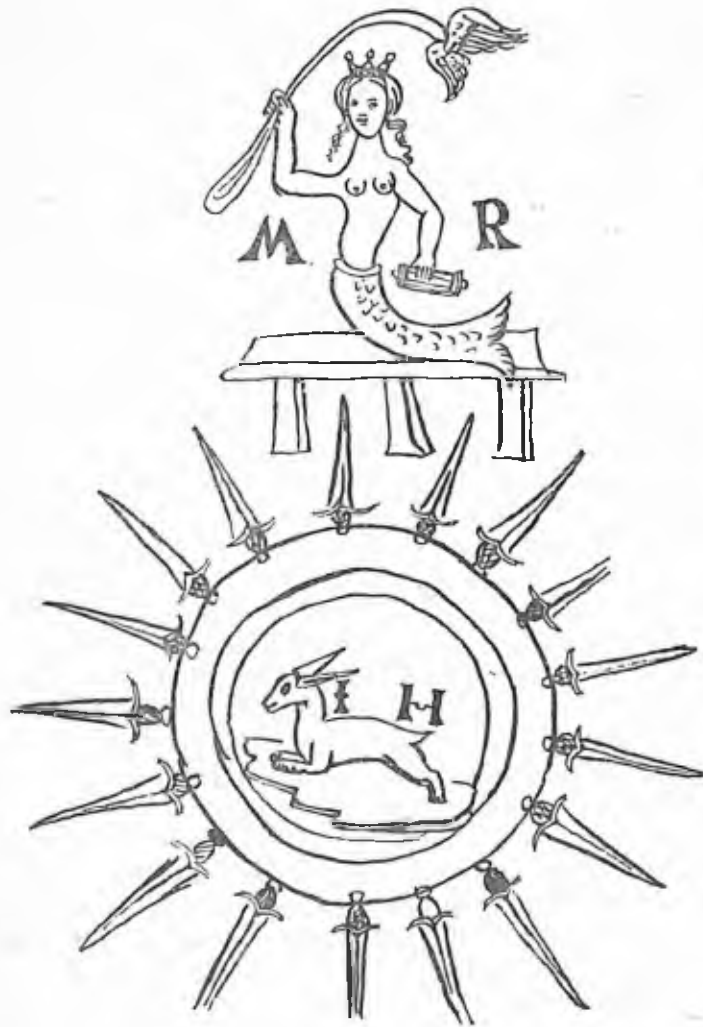
Es ist schwer, heute zu entscheiden, was an dieser Deutung wahr ist; wir wissen aber, daß der Dauphin Maria eine Denkmünze überreichte, auf der sie als Seejungfrau auf dem Rücken eines Delphins dargestellt wird, und daß dieses Bild symbolisch seine Beziehung zu seiner jungen Braut ausdrücken sollte.¹

Dieser Fund unterstützte natürlich die Deutung, mit der Sirene oder Seejungfrau in Shakespeares Versen solle die unglückliche schottische Königin gemeint sein. Bedeutsamer ist aber, daß Maria auf einer schottischen Zeichnung aus dem Jahre 1567 tatsächlich als Seejungfrau abgebildet wird. Sie hatte sich damals übereilt mit dem Herzog von Boswell verheiratet, ihr Heer war geschlagen worden, und Boswell war geflohen.

Die Zeichnung wurde veröffentlicht, als Maria beim calvinistischen Bürgertum aufs äußerste verhaßt war; sie ist teilweise koloriert und zeigt die Königin als Seejungfrau (Zeichnung 5): mit einer Krone, nackt bis zur Hüfte und auf ihrem schuppigen Schwanz halb aufgerichtet. Das Dokument, in dem diese Zeichnung erscheint, der «Calendar of State Papers», beschreibt, sie halte «in ihrer Rechten einen gebogenen Stock mit zwei Flügeln am Ende»; in ihrer Linken trägt sie einen länglichen Gegenstand; zu beiden Seiten ihrer schlanken Hüften stehen die Anfangsbuchstaben MR. Darunter ist ein Hase gezeichnet, umschlossen von einem Kreis aus 17 Schwertern und Dolchen, die nach außen zeigen. Über dem Tier erscheinen die Anfangsbuchstaben IH, welche James Hepburn, den verhaßten Earl of Boswell, bezeichnen; man nahm an, er habe die Ermordung von Darnley, dem zweiten Gemahl der jungen Königin, veranlaßt.

Es hat viele Vermutungen gegeben, was für merkwürdige Gegenstände Maria wohl in Händen hält. Wahrscheinlich ist der Stock mit den Flügeln ein Falkenköder, den sie über ihrem Kopf schwenkt, und der Gegenstand in ihrer anderen Hand ist eine Blendlaterne.² Auf vielen Bildern der Pulververschwörung im 17. Jahrhundert trägt der Verschwörer Guido Fawkes eine solche Blendlaterne; und da Marias Gemahl Darnley dem Schicksal zum Opfer fiel, das eigentlich dem ganzen Parlamentsgebäude zugedacht war, klingt diese Erklärung wahrscheinlich. Auch der Falkenköder ließe sich erklären, denn wir wissen, daß Maria eine ausgezeichnete Reiterin war und oft auf die Jagd ging.

Wütende Demonstrationen des Volkes vor einem Haus, in das sich Maria geflüchtet hatte, nachdem ihr Heer bei Carberry Hill geschlagen war, führten zu ihrem völligen Zusammenbruch. Ein Zeitgenosse berichtet darüber in einem Brief. «Mehrere Male kam sie in einem schrecklichen Zustand ans Fenster. Ihre Haare hingen über die Ohren und Brüste herab, und von der Hüfte nach oben war der größte Teil ihres Körpers nackt und



5 Maria, Königin von Schottland, als Seejungfrau, 1567

unbedeckt. Und niemand, der sie ansah, konnte sich der Scham und des Mitleids erwehren.»³ Wir dürfen deshalb vermuten, daß eine verzerrte Erinnerung an die Königin, die so völlig zusammengebrochen am Fenster erschien, zu dieser Zeichnung von ihr als Seejungfrau Anlaß gegeben hat.

Aber kehren wir zu unseren Chroniken zurück: Resenius berichtet im Jahre 1577 von einer Seejungfrau Isbrandt, welche die Geburt König



5a Scylla, spätarchaisch (etwa 480 v. Chr.), aus Aegina

5b Chinesische Apsara, aus dem 14. oder 15. Jahrhundert





6a 1) Taras reitet auf einem Delphin



6a 2) Scylla schwimmt unter einem Quadriga-Lenker



Melkarth, der höchste Gott der Phönizier 6a 3)



Seejungfrauen auf einer Münze aus Oudh 6a 4)

6b Odysseus am Felsen der Sirenen, athenische Vase aus Stamnos



Christians IV. von Dänemark voraussagte. Er schreibt, die Seejungfrau habe dies einem Bauern von Samsøe gesagt und ihn in mehreren Gesprächen aufgefordert, «er solle den Höllingen, die ganz und gar der Trunksucht verfallen waren, Buße predigen».⁴

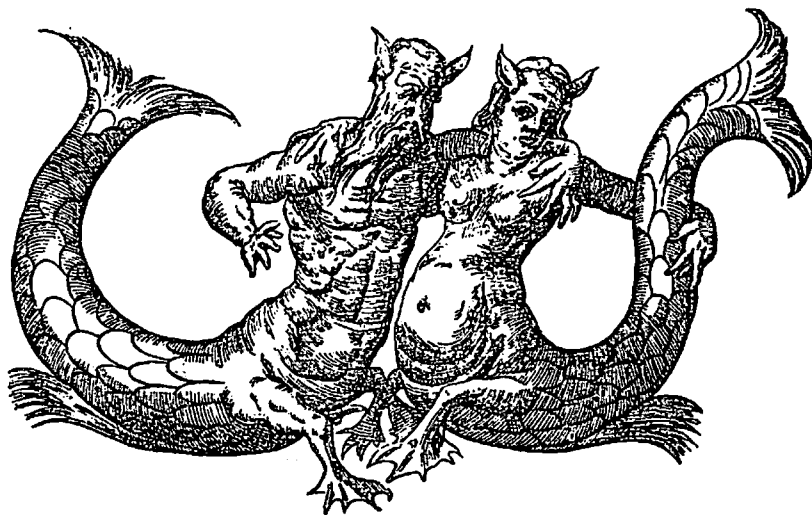
Nach einer späteren Überlieferung prophezeite die Seejungfrau dem König Christian persönlich, die Königin werde ihm einen Sohn gebären. Auch sagte sie ihm, ihr Name sei Isbrandt, und 80 Jahre sei sie alt; ihr Großvater und ihr Urgroßvater hätten jahrhundertlang in den nahe liegenden Seen gelebt. «Diese achtzigjährige Nymphe war ein wunderschönes Mädchen mit langem blondem Haar, einer weißen Brust, frischem und klarem Gesichtsausdruck; und Augen, Nase, Ohren und Mund sowie ihr ganzer Körper waren aufs schönste gestaltet.»⁵

Wir wissen, daß Seejungfrauen in den alten Bestiarien und Naturgeschichten eine bedeutsame Stellung einnahmen; sie erscheinen auch noch in der «Historia monstrorum» von Ulysses Aldrovandi. Dieser Aldrovandi wurde 1522 in Bologna geboren, studierte an der dortigen Universität Medizin und wurde einer der bedeutendsten und gebildetsten Naturforscher des 16. Jahrhunderts. 1567 gründete er in Bologna einen botanischen Garten und stellte ein naturgeschichtliches Museum zusammen. Er hatte mehrere Lehrstühle inne, darunter einen für Botanik, forschte unablässig und veröffentlichte seine Ergebnisse 1599 in einer großen Naturgeschichte.

Diese «Historia monstrorum» von Aldrovandi ist reich illustriert und enthält sehr viele Merkwürdigkeiten. Zu den zahlreichen Ungeheuern, die sie aufführt, gehören natürlich auch Seejungfrauen und Wassermänner. Die Zeichnung eines Wassermannes und seiner Frau verdient besondere Beachtung (Zeichnung 6). Ein französischer Altertumsforscher aus dem 18. Jahrhundert, Benoit de Maillet, ließ 1748 einen sehr passenden Kommentar dazu drucken, in einem Buch mit dem Titel: «Telliamed, oder Unterhaltungen eines indischen Philosophen mit einem französischen Missionar über die Verkleinerung der Gewässer, die Entstehung der Erde und den Ursprung von Menschen und Tieren; sowie andere merkwürdige Erscheinungen aus Naturgeschichte und Philosophie.»

«Ich habe in euren Geschichten gelesen», sagt der indische Philosoph, «daß im Jahre 1592 eurer Zeitrechnung ein Offizier am 18. März in einer der Städte des unterägyptischen Deltas eines Abends mit einigen Freunden am Nilufer entlangging und dort, nahe am Rande des Flusses, einen Wassermann sah, gefolgt von seiner Frau. Der Mann erhob sich mehrmals bis zu seinem Geschlecht aus dem Wasser, die Frau jedoch nur bis zum Nabel. Der Mann hatte einen wilden Gesichtsausdruck und sah

fürchterlich aus; sein Haar war rot und borstig und seine Haut bräunlich gefärbt; er war in allem, was zu sehen war, uns Menschen ähnlich. Im Gegensatz zu ihm schien die Frau von zartem und mildem Wesen zu sein; ihre Haare, von schwarzer Farbe, wallten über die Schultern; ihr Körper war weiß und die Brüste stattlich. Der Offizier, seine Freunde und Leute aus der Nachbarschaft, die gekommen waren, um solch eine seltsame Sache zu sehen, beobachteten diese Ungetüme fast zwei Stunden lang. Man fertigte ein Protokoll darüber, und der Offizier und viele andere Zeugen unterzeichneten es und schickten es an Kaiser Maurice, der damals regierte.»



6 Wassermann und Seejungfrau aus dem Nil; Historia monstrorum von Aldrovandi

Obwohl der Wassermann und seine Frau mindestens zwei Stunden zu sehen waren, unternahm man nicht den geringsten Versuch, sie zu erschrecken oder gar zu verletzen. Dies ist bemerkenswert, weil bei späteren Gelegenheiten die Erscheinung eines seltsamen Meereswesens fast immer der Anlaß war, es sogleich anzugreifen. Für allzu viele Menschen ist das Auftauchen eines seltsamen Lebewesens kein Anlaß zum ruhigen Wundern, sondern ruft nur eine Reaktion hervor: es sieht anders aus, also müssen wir es töten.

Ein ausgezeichnetes Beispiel für diese merkwürdige Reaktion bietet das Ungetüm von Loch Ness, falls es wirklich existiert; aber es gibt ja

auch aus neuester Zeit wahrscheinlich klingende Zeugnisse über sein Erscheinen. In den dreißiger Jahren, als der Wirbel um dieses Ungetüm seinen Höhepunkt erreichte, wurden zahlreiche Pläne geschmiedet, wie man dies Tier, das nach allen Beobachtungen völlig friedfertig sein mußte, töten oder einfangen könne. Der Vorschlag wurde gemacht, man solle es harpunieren oder Kabel über den See spannen, um es zu fangen. Das Aquarium von Brighton bot für das lebend gefangene Ungeheuer tausend Pfund und ein gewisser Bertram Mills sogar zwanzigtausend. Da die schottischen Behörden in den letzten 25 Jahren streng verboten haben, dem Ungetüm irgend etwas zuleide zu tun, können alle, die daran glauben, immer noch vielleicht Bestätigung finden, wenn durch Radar, Echolot oder andere moderne Hilfsmittel seine Existenz bewiesen werden kann, ohne es zu verletzen.

In der Elisabethanischen Zeit gab es, soweit wir wissen, im Loch Ness keine Ungeheuer. Aber die abenteuerlustigen Seeleute Ihrer Majestät brachten dafür aus den überseeischen Gebieten viele seltsame Geschichten mit. Der Bericht von Sir Walter Raleigh über seine Entdeckung British Guianas beweist, wie leicht elisabethanische Forscher sich beeindruckt lassen. Raleigh war in dieser Zeit geistigen Aufschwunges sicherlich ein großer Mann: zugleich Soldat, Seemann, Gelehrter, Historiker, Dichter, Forscher, Abenteurer und Wissenschaftler; von starker Einbildungskraft, aber gewiß nicht leicht zu verblüffen. Trotzdem ist er in seinem kleinen Buch von 1596 «Über die Entdeckung des großen, reichen und schönen Landes Guiana im Jahre 1595 durch Sir Walter Raleigh» durchaus bereit, an Menschen zu glauben, die ihre Köpfe unterhalb der Schultern tragen; an Wesen also, die sonst nur in den Bestiarien und auf alten Phantasie-landkarten erschienen.

«In der Nähe von Arui gibt es zwei Flüsse: Atoica und Caoraa. Und an dem einen, der Caoraa heißt, lebt ein Stamm von Menschen, deren Köpfe nicht auf ihren Schultern sitzen. Dies mag als pure Erfindung verurteilt werden, aber ich für meinen Teil bin sicher, daß es wahr ist, denn jedes Kind in den Provinzen Arromaia und Canuri kennt diese Tatsache. Man nennt diese Wesen Ewaipanoma und berichtet, ihre Augen hätten sie in den Schultern, ihre Münder mitten auf der Brust, und ein Büschel langer Haare wachse ihnen hinten zwischen den Schultern.»

Raleigh klagt: «Unglücklicherweise hörte ich von ihnen erst, als ich schon wieder abgereist war. Hätte ich ein Wort davon gesagt, als ich noch dort war, so hätte ich eins von ihnen mitbringen können, um alle Zweifel darüber aus der Welt zu schaffen.»

Wenn ein Mann vom Ansehen Sir Walter Raleighs öffentlich ver-

sicherte, er glaube an die Existenz von Menschen mit Gesichtern unterhalb ihrer Schultern, so ist es kaum verwunderlich, daß Berichte über die Beobachtung oder gar den Fang eines Wassermannes oder einer Seejungfrau immer wieder bereitwillig aufgenommen wurden, da sich's an sie auf jeden Fall leichter glauben läßt als an diese kopflosen Menschen.

Im städtischen Museum von Salzburg, das viele herrliche Bilder und Schnitzereien aus dem Mittelalter zu seinen Schätzen zählt, findet sich eine bemerkenswerte Seejungfrauenplastik aus dem 16. Jahrhundert; die Seejungfrau ist, wenn man ihren Ursprung bedenkt, in einer sehr merkwürdigen Haltung dargestellt: sie hängt wie ein Leuchter an eisernen Ketten von der Decke herab. Ihr Körper ist bis zur Hüfte weiblich und endet in einem nach oben gebogenen schwarzen, schuppigen Schwanz. Den Oberkörper bedeckt ein engsitzendes rotes Hemd, dessen Ärmel über die Handgelenke ihrer ausgestreckten Arme fallen; kleine, ordentliche Locken umrahmen ihren Kopf – eine bemerkenswerte Ausnahme, da die Seejungfrauen sonst immer lange wallende Haare tragen. Ebenso seltsam sind die zwei Schaufeln eines Elchgeweihs, in die ihr Fischkörper endet und die wie zwei Paddel aussehen (Tafel 7 c).

Im Jahre 1601 wurde die «Naturgeschichte» des Plinius ins Englische übersetzt. Die Menschen der Elisabethanischen Zeit, denen der Text dadurch zugänglich wurde, ließen sich gern von den genauen Darstellungen überzeugen und waren weit davon entfernt, an der Existenz von Tritonen und Seejungfrauen zu zweifeln; besonders, da ja ihre Zeitgenossen ständig Bestätigungen dafür beibrachten.

Im Logbuch von Henry Hudson, einem Seefahrer und Forscher aus dem 17. Jahrhundert (nach ihm wurde die Hudson Bay benannt), finden wir einen erstaunlichen nüchternen Eintrag über eine Seejungfrau. Zwei Monate nach Beginn seiner zweiten Fahrt auf der Suche nach einer Ost-West-Passage durch Nordamerika schreibt Hudson:

«Den 15. (Juni 1608): ganzen Tag und ganze Nacht klarer Sonnenschein; Ostwind, geographische Breite am Mittag 75° 7'; wir kamen, nach unseren Zählungen, 13 Seemeilen nach Westen. Am Nachmittag beruhigte sich die See; bei Ostwind setzten wir Segel, kreuzten nach Süden und Osten in Richtung Süd-Südost. An diesem Morgen blickte einer von unseren Leuten über Bord und sah eine Seejungfrau. Als er einen anderen herbeirief, sie zu betrachten, tauchte noch eine zweite auf; um die Zeit war die erste dicht an die Reling herangekommen und blickte die Männer ernsthaft an. Aber kurz danach trieb ein Brecher sie fort. Vom Nabel nach oben war ihr Rücken und ihre Brust wie die einer Frau gebildet (das sagen alle, die sie sahen), und ihr Körper war so groß wie unserer. Ihre

Haut war weiß, und lange Haare hingen hinten herunter, von schwarzer Farbe. Als sie untertauchte, erblickten die Männer auch ihren Schwanz, der wie der eines Tümmers aussah und gefleckt war wie der einer Makrele. Die Namen jener, die sie sahen, sind Thomas Hilles und Robert Raynar.»

Ein Zeitgenosse kommentiert diese Erscheinung: «Wie immer man sie auch erklären mag, der übliche Hinweis auf einen Seehund oder ein Walroß verfängt nicht: Seehunde und Walrösser waren diesen Matrosen so bekannt wie Kühe einem Milchmädchen. Falls diese Geschichte nicht eine Lüge war, welche die beiden Männer ohne Grund miteinander abgesprochen hatten (und das ist unwahrscheinlich, weil Henry Hudson wußte, wem seiner Leute er vertrauen konnte), müssen sie eine Art von Lebewesen beobachtet haben, die man bisher noch nicht kannte.»

Eine andere Seejungfrau, die 1610 in der Nähe von Bayonne gesichtet wurde, erfuhr von den Seeleuten, die sie sahen, einen ganz anderen Empfang; der Kapitän, Jan Schmidt aus Hamburg, beschloß sofort, sie anzugreifen. Er berichtete: «Ich wußte, daß sie irgend jemanden ins Wasser ziehen würde; deshalb befahl ich den Männern, sie mit Stangen und Pikken wegzustoßen. Als sie merkte, daß wir ihr Widerstand leisteten, stieß sie einen markerschütternden Schrei aus und tauchte ins Meer hinab.»⁶

Im gleichen Jahr zeichnete Kapitän Whitbourne eine sehr ins einzelne gehende Beschreibung von einer Seejungfrau auf, die ihm und seiner Mannschaft in einem Hafen von Neufundland entgegengeschwommen kam.

«Jetzt will ich es auch nicht unterlassen, etwas von einer seltsamen Kreatur zu erzählen, die ich zum ersten Male im Jahre 1610 frühmorgens sah, als ich im Hafen von St. John am Ufer stand. Ich sah sie gewandt in meiner Richtung schwimmen, und sie sah aus wie eine Frau bezüglich Gesicht, Augen, Nase, Mund, Kinn, Ohren, Hals und Stirn. Sie schien sehr schön zu sein und war, soweit ich sie sah, wohlgebildet. Rund um den Kopf fielen ihr blaue Strähnen bis zum Hals hinunter, die an Haare erinnerten. Und sicherlich waren es Haare, denn ich betrachtete sie lange Zeit, und mit mir ein Matrose meiner Mannschaft, der noch lebt und der damals in der Nähe stand. Als ich sie so schnell auf mich zuschwimmen sah, trat ich zurück, denn sie war bis auf Lanzenlänge herangekommen. Sowie dieses seltsame Wesen bemerkte, daß ich vor ihm zurückwich, tauchte es unter Wasser und schwamm so zu der Stelle, wo ich vorher gestanden hatte. Dabei sah ich seine Schultern und den Rücken bis zur Hüfte, und sie waren so glatt, weiß und weich wie der Rücken eines Menschen; nach unten liefen sie spitz zu wie ein breiter Pfeil mit Widerhaken.

Wie das Wesen, abgesehen von Hals und Schultern, von vorne aussah, weiß ich nicht. Aber kurz danach tauchte es bei einem Boot auf, in dem ein gewisser William Hawkrige saß; damals war er mein Untergebener, wurde dann Kapitän auf einem Schiff nach Ostindien und stand später auf der gleichen Route in Dienst von Sir Thomas Smith. Das Wesen legte seine beiden Hände auf den Rand des Bootes und versuchte, sich zu ihm und den anderen, die in dem Boot saßen, hineinzuziehen, worüber sie sehr in Furcht gerieten; einer von ihnen traf es mit einem kräftigen Schlag auf den Kopf, und es fiel ins Wasser zurück. Aber danach belästigte es noch zwei andere Boote im Hafen, und die Männer darin flohen voll Furcht aufs Land. Dies war, wie ich vermute, eine Seejungfrau. Da schon viele Leute über Seejungfrauen geschrieben haben, unternahm ich es hier, zu berichten, was ich mit Sicherheit von diesem seltsamen Wesen aussagen kann, das ich in Neufundland beobachten konnte. Ob es eine Seejungfrau war oder etwas anderes, weiß ich nicht; das zu beurteilen überlasse ich anderen.»⁷

Kapitän Whitbourne bemüht sich in diesem Bericht sicherlich aufs äußerste, seine Beschreibung so genau zu machen, daß andere urteilen können, welche Art von Seewesen er beobachtete. Obwohl er sehr vorsichtig ist und sich nicht festlegen will, merkt man: Kapitän Whitbourne hatte das Wesen lange Zeit betrachtet und hegte nur wenig Zweifel daran, daß es («so wunderschön gestaltet») wirklich eine Seejungfrau war.

Im Jahre 1614 sah ein anderer Kapitän, John Smith, vor einer westindischen Insel ebenfalls eine Seejungfrau. Zuerst konnte er sie nicht recht erkennen; aber der obere Teil ihres Körpers erinnerte völlig an den einer Frau, und sie schwamm «mit aller nur denkbaren Geschicklichkeit» in der Nähe der Küste. Der Kapitän gibt eine pedantisch genaue Beschreibung und ist dabei nicht wenig kritisch: Sie hatte «große Augen, vielleicht etwas zu rund, eine feingebildete Nase (ein bißchen zu kurz), gut herausgearbeitete Ohren, etwas zu lang, und ihr langes grünes Haar gab ihr eine eigentümliche Note, die nicht im geringsten abstoßend war». Kapitän Smith starrte dies bezaubernde Wesen mit den ungewöhnlich hinter ihr hertreibenden Haaren an und war schon dabei, «die ersten Anzeichen von Liebe zu empfinden», als sie eine unbedachte Bewegung machte und ihn sehen ließ, daß «diese Frau unterhalb der Hüften ein Fisch war».

Im Jahre 1535 veröffentlichte John Swan ein Buch «Speculum Mundi, oder ein Glas, das die Gesichter der Welt spiegelt, woran sich anschließt eine Erläuterung der Schöpfung nebst einer Erörterung solcher Dinge, die für jegliches Tagwerk wichtig sind». Darin handelt er auch von Wassermännern, Seejungfrauen, Seebischöfen und Seemönchen. Und er läßt uns

keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß er den Glauben seiner Zeitgenossen daran voll und ganz teilte. Er schreibt: «Seejungfrauen und Fischmenschen sind für mich die seltsamsten Fische des Wassers. Manche haben geglaubt, sie seien Teufel oder Geister; vor allem wegen der heulenden Geräusche, die sie von sich geben. Denn gleich, nachdem sie gerufen haben, blasen Stürme, tobt die See und bricht der Himmel, als stünde es in ihrer Macht, außerordentliche Wetter und Ungewitter hervorzurufen.»

Trotzdem zögert der Autor des «Speculum Mundi», seinen Seejungfrauen und Fischmenschen die Fähigkeit zuzugestehen, Stürme hervorzurufen: «Zweifellos vermitteln ihnen die natürlichen Instinkte eine schnellere Erkenntnis, plötzlichere Empfindungen und vor allem eine Voraussicht auf diese Dinge, wie es für Menschen nicht mehr möglich ist. Das können wir bei anderen irdischen Wesen beobachten; zum Beispiel bei den Vögeln, welche Luftveränderungen im Flaum und in den Kielen ihres Gefieders spüren und auf diese Weise sehr klar eine Änderung des Wetters voraussagen können, ehe wir sie auch nur bemerken.» Aber dann schreibt John Swan: «Der Verfasser der *Chronik von Du Bartas* berichtet über einen Ferdinand Alvares, der Vorsteher eines Lagerhauses in Indien war; dieser beschwor hoch und heilig, er habe, nicht weit vom Vorgebirge des Mondes entfernt, einen jungen Wassermann aus dem Meer kommen sehen, der den Fischern ihren Fang stahl und roh verzehrte.»

Und er zitiert eine andere Autorität, Olaus Magnus: «Es gibt Ungeheuer im Meer, die die Gestalt von Menschen nachzuahmen scheinen; sie geben eine traurige Art von Geheul oder Gesang von sich, wie die Nereiden. Auch gibt es Wassermänner mit wunderbar menschlich gebildeten Körpern; manchmal beobachtet man, daß sie nachts auf Schiffe steigen und den Teil des Schiffes, auf dem sie sich niederlassen, ins Wasser drücken, und wenn sie lange bleiben, sinkt das ganze Schiff. Und wahrhaftig, dies weiß ich von ehrlichen norwegischen Fischern: wenn einmal einer von ihnen gefangen und nicht sofort wieder freigelassen wird, erhebt sich ein schrecklicher Sturm, verbunden mit einem ungeheuren Geschrei dieser Wesen und anderer Seeungetüme in der Nähe, daß ein Mensch glauben könnte, der Himmel stürze ein und das gewölbte Dach der Welt falle der Zerstörung anheim. Deshalb versicherten sie, es gebe ein Gesetz unter ihnen, daß jeder, der zufällig einen solchen Fisch am Haken habe, schnell die Angelschnur durchschneiden und ihn entkommen lassen müsse.»

«Diese Stürme», kommentiert John Swan, «sind tatsächlich sehr merkwürdig, und zu erklären, wie sie mit solch erstaunlicher Schnelligkeit entstehen können, übersteigt die Grenzen menschlicher Fähigkeiten. Deshalb

vermutet man meistens, solche Untiere seien in Wirklichkeit Teufel, denn nur ihre Kraft könne solche Stürme heraufbeschwören.»

Da John Swan jedoch entschlossen war, Seejungfrauen und Wassermänner einzig als Mahner vor schlechtem Wetter anzuerkennen, und ihnen nicht die höllischen Kräfte zugestehen wollte, es hervorzurufen, widerspricht er dem alten Fischerglauben. Diese Seeungetüme seien keineswegs Teufel, meint er, vielmehr ließen sich die Stürme, für die man sie verantwortlich machte, weit einfacher erklären. Diese Ungewitter kämen so zustande:

«Durch ein Verdicken und Brechen der Luft, welche das gurgelnde Grunzen und das Geheul dieser Tiere, die sich in kaum mehr zählbarer Menge zusammenfinden, hervorruft. Denn es ist sicher, daß Lärm die Luft bricht und verändert. Ich habe von einer Stadt gehört, die durch den Donnerschall der Kanonen von der Pest befreit wurde. Deshalb vermute ich: die wilden Bewegungen dieser Tiere wühlen das Wasser auf, spritzen es hoch und verdicken so die Luft. Durch ihr Heulen und Grunzen unter Wasser blasen sie es in die Luft, verdünnen die Wellen und werfen sie hoch in einem Zustand, der feiner ist als der, in dem sie sonst gebildet sind. Auf solche Weise und mit dieser Hilfe werden solch plötzliche Naturerscheinungen bewirkt, zum Erstaunen der Seeleute und als Gefahr für ihr Leben und ihre Schiffe. Außerdem: können wir glauben, daß Geister und Gespenster sich zu nähren versuchen und dumm genug sind, an einen Köder am Haken anzubeißen? Möglicherweise haben sie überirdische Kräfte, um unglaubliche Dinge zu tun, wie der Stein der Weisen; aber Geister oder Teufel sind sie nicht. Denn die Erfahrung lehrt uns: wenn sie gefangen sind, sterben sie bald, und ein Geist könnte auch kaum wie sie Fleisch und Knochen besitzen.»

Die Verwandlung eines Menschen in ein Meereswesen, und zwar die einzige, soweit wir wissen, wird 1679 aus Spanien berichtet: ein gewisser Francesco de la Vega wurde 1657 im Dorfe Lierjanas, in der Nähe von Santander, als Sohn armer Eltern geboren; der Junge zeigte seit frühester Kindheit eine heftige Liebe zum Meer, und eines Tages, als er mit seinen Freunden baden gegangen war, verschwand er im Meer, und man vermutete, er sei ertrunken. Im Jahre 1679 beobachteten einige Fischer vor Cadiz ein seltsames Wesen, das sich im Meer tummelte; sie hielten es für einen Wassermann und versuchten, es zu fangen, aber zwei Tage lang konnte es ihnen immer wieder entkommen. Erst am dritten Tag hatten sie Erfolg, fingen es in einem Netz und trugen ihre Beute ins Franziskanerkloster von Cadiz.

Als man den Gefangenen untersuchte, merkte man schnell, daß er ein

Mensch war. Alles Fleisch auf seinem Körper war farblos und gedunsen, und er besaß weder an den Händen noch an den Füßen Nägel; sein Haar war kurz und rötlich, und auf dem Rücken hatte er einige Schuppen. Zwei Tage lang blieb er völlig stumm; erst am dritten sprach er ein Wort deutlich aus: «Lierjanas.» Die Franziskaner überlegten sich, dies sei vielleicht der Name eines Dorfes, und stellten Nachforschungen an. Schließlich übernahm es einer von ihnen, den Wassermann nach Lierjanas zu bringen. Als die zwei einen Hügelkamm oberhalb des Dorfes erreicht hatten, hielt der Bruder an. Ohne Zögern stieg sein Begleiter ins Dorf hinab und lief geradewegs zur Hütte der la Vegas, wo ihn die Mutter und seine Brüder sofort erkannten und freudig begrüßten. «Aber er zeigte kein Zeichen von Liebe oder Erinnerung, glotzte sie aus kalten Fischaugen an und ließ ihre Umarmungen ungerührt über sich ergehen.»

Obwohl in der Folgezeit Francesco de la Vega bei seiner Familie blieb, waren seine Lebensgewohnheiten seltsam und haben den Familienkreis sicherlich wenig glücklich gemacht. Er sprach kein einziges Wort, mochte keine Leckereien essen und verabscheute alle Kleidung; jedesmal streifte er alles sofort wieder ab, was man ihm anzulegen versuchte. Nach neun Jahren dieses ungeselligen Lebens verschwand er aufs neue und wurde in Lierjanas nie wieder gesehen.

Aber es gibt eine Fortsetzung dieser Geschichte: in späteren Jahren beschworen Fischer, sie hätten ein Wesen, das wie Francesco aussah, in der Bucht von Asturias beobachtet. Aber sie konnten es nicht fangen, und so blieb es in seinem Element, das es liebte. Ludwig Tieck hat 1835 in einem Buch mit dem Titel «Der Wassermensch» alle Überlieferungen darüber gesammelt und gesichtet, und es scheint danach sicher, daß sie auf verbürgten Tatsachen beruhen müssen.

Ein dänischer Geistlicher, Lucas Debes, war knappe zweihundert Jahre davor ebenfalls der Ansicht, die Wassermenschen seien keine Erfindungen müßiger Phantasie. In seiner «Geschichte der Faröer» schreibt er über das Jahr 1670:

«Die Einwohner des Gebietes westlich von Wualboe Eide und andere aus verschiedenen Gegenden von Suderoe sahen eine Seejungfrau dicht an der Küste. Sie stand dort zwei und eine halbe Stunde und war bis zum Nabel im Wasser verborgen. Auf ihrem Kopf hatte sie lange Haare, die um sie herum bis auf den Spiegel des Wassers herabgingen. In ihrer rechten Hand hielt sie einen Fisch mit dem Kopf nach unten.» (In einer solchen Pose finden wir die Seejungfrau häufig als Schnitzwerk in mittelalterlichen Kirchen.)

Debes berichtet, im gleichen Jahre sei nördlich der Faröer noch einmal

eine Seejungfrau gesehen worden. «Ob diese Ungeheuer der Insel irgend- ein Übel antun, wird sich erst mit der Zeit herausstellen.»

Der ernsthafte und gelehrte Debes beschäftigte sich im allgemeinen besonders gern mit übernatürlichen, bösen Kräften. Ein Kapitel seiner Geschichte widmet er ganz den «Geistern und satanischen Vorspiegelungen der Faröer». Auch sonst schreibt er eine Menge über Hexen: «Noch heute werden täglich viele Wunderdinge von Hexen vollbracht, und die Kinder des Lichtes können das nur schwerlich begreifen, viel weniger, es ihnen nachtun.»

Die Einstellung von Debes spiegelt genau die gängige seiner Zeit wider: Königin Elisabeth I. von England erklärte die Hexerei zum Kapitalverbrechen, und ihr Nachfolger James I. glaubte nicht nur an die Taten der Hexen, sondern schrieb sogar ein kleines Buch darüber.

John Josselyn berichtete 1674 in seiner «Beschreibung zweier Reisen nach Neu-England» wieder einmal, wie grausam die Menschen jener Zeit mit seltsamen Wesen aus den Tiefen des Meeres umsprangen. «Ein Mr. Mittin berichtete von einem Tritonen oder Meermann, den er in Cascobay antraf. Er sah den Tritonen, wie er seine Hand auf den Rand des Kanus legte, und Mr. Mittin schlug ihm diese Hand mit dem Beile ab; sie war in jeglicher Hinsicht wie die Hand eines Menschen geformt. Augenblicks tauchte der Triton unter, färbte das Wasser mit seinem roten Blut und wurde nie wieder gesehen.»

In der Zeit um 1641 will man auch in der Gegend des Kaps der Guten Hoffnung Seejungfrauen beobachtet haben. Sie waren nicht sehr schön anzusehen, da sie keine Häuse, aber sehr breite Nasenlöcher und zwei Schwänze aufwiesen.

1658 lockte eine verführerische Ankündigung im damaligen «Almanach von Aberdeen» Erholungsuchende an die Mündung des Flusses Dee. Es hieß, Besucher «werden dort zweifellos eine hübsche Gesellschaft von Seejungfrauen zu sehen bekommen: Wesen von bewundernswürdiger Schönheit», und zwar an einigen bestimmten Tagen, vor allem im Mai. Vielleicht war diese Notiz ein schlechter Scherz oder gar eine Reklamelüge aus dem 17. Jahrhundert. Auch eine vernünftige Erklärung ist möglich: da in jener Zeit Maskenzüge zu Wasser sehr beliebt waren, wie es die Londoner Fischhändlergilde beweist, welche Wassermänner und Seejungfrauen auf der Themse erscheinen ließ, wurden damals vielleicht solche Schauspiele zum Vergnügen der Besucher Aberdeens hergerichtet. Trotzdem, die ganze Sache bleibt uns ein Rätsel.

Wir kehren deshalb vom Rätselraten zu den geschriebenen Berichten zurück. Albrecht Herport verzeichnet in seinem «Querarium Indicum»

am Morgen des 29. April 1661 habe man in der Nähe der Kirche von Taquan im Meer einen Wassermann gesehen, und am Nachmittag des gleichen Tages sei an der gleichen Stelle auch noch eine Seejungfrau aufgetaucht.

Es ist merkwürdig, wie oft katholische Priester in der Nähe waren, wenn Wassermänner oder Seejungfrauen erschienen. Aus dem Jahre 1643 besitzen wir ein Zeugnis von einem Pater Kircher. Er beschreibt lang und ins einzelne gehend einen Fisch mit einem Menschengesicht und Brüsten, den man, wie er berichtet, in Ostindien «zu gewissen Zeiten des Jahres» fing; als Zeugen dafür nennt er Bobadilla, einen Konsul auf den Philippinen.

Ein anderer Gottesmann, der Kapuzinermissionar Merolla, weiß ebenfalls von Seejungfrauen zu erzählen. Er fuhr an den Kongo, um dort zu missionieren, und schilderte 1682 seine Erlebnisse in einem Buch über «Die Reise zum Kongo».

Merolla schreibt, die Passagiere seines Schiffes hätten «eine Art von Seeungetümen, ganz wie Menschen gestaltet», beobachten können, welche bestimmte Arten von Pflanzen suchten und mit ihnen ins Meer zurücksprangen. Die Schiffsreisenden sammelten deshalb einige solche Pflanzen, und die Ungetüme nahmen sie ihnen ab und brachten voll Dankbarkeit vom Grunde des Meeres eine große Menge von Korallen und anderen «Meerespflanzen» herauf. Dabei gelang es diesen Wesen aufs beste, Netzen, mit denen man sie fangen wollte, auszuweichen.

Als er im Kongogebiet angekommen war, fand Merolla dort das Königreich Matamba, «das ganz von Frauen beherrscht war» und von der Königin von Singa regiert wurde. Der Fluß Zaire, so schreibt er, entspringt in diesem Königreich, und seinen ganzen Lauf entlang findet man Seejungfrauen, «die oberhalb der Hüften einigermaßen an Frauen erinnern, was Brüste, Brustwarzen, Hände und Arme betrifft. Aber darunter bestehen sie ganz aus einem Fischkörper, der in einen langen Schwanz ausläuft.»

Im Flusse Zaire gab es auch Wasser- oder Seepferde, die doppelt so groß waren wie gewöhnliche Pferde und deren Männchen als besonders gefährlich galten. Merolla behauptet, er habe eines im Wasser beobachtet, als es wie ein Pferd graste, «an welches es sehr stark erinnerte».

Der «Telliamed», aus dem wir bereits zitierten, enthält auch noch weitere Berichte über Wassermänner, darunter über einen, den man 1682 fing, und einen anderen, «einige sieben oder acht Jahre vorher». Dieser kam durch die übertriebene Pflichterfüllung eines wachhabenden Soldaten zu Tode.

«Im Jahre 1682 wurde in Sestri ein Wassermann gefangen, und alle Einwohner dieser kleinen Stadt sahen ihn. Er war in jeder Weise gestaltet wie der, den man bei Martinico fing; nur hatte er statt Haaren und Bart eine Art von Moos auf seinem Kopf, etwa einen Zoll lang; und ein wenig davon, sehr kurz, auch auf dem Kinn. Unter Tags setzte man ihn auf einen Stuhl, wo er eine lange Zeit sehr ruhig sitzen blieb. Das beweist, daß sein Körper biegsam war und daß er Gelenke hatte, welche die Fische nicht besitzen. So lebte er einige Tage, weinte und schrie klagend, aber nahm keinerlei Essen oder Trinken an. Ich hörte diese Erzählung vor 25 Jahren in Sestri, wo ich eine Dame kennenlernte, die sehr gebildet und wißbegierig war und die sich, wie ich selbst, über all diese Einzelheiten unterrichtet hatte. Genauso sah ein anderer Meermann aus, der des Nachts durch einen Musketenschuß getötet wurde. Das geschah vor sieben oder acht Jahren in einem Graben unter der Stadtmauer von Boulogne, wohin ihn die zurückgehende Flut getragen hatte und aus dem er herauszukommen versuchte. Die Wache hielt ihn für einen gewöhnlichen Menschen, der sich zu sprechen weigerte, und erschoss ihn. Mr. Mason hat ihn in einem Buch beschrieben, das er über die Fische und Schalentiere jener Gegend verfaßte und in Paris drucken ließ.»

Der Bericht schließt recht merkwürdig: «Dieser unterschiedliche Haar- und Bartwuchs bei den Wassermännern beweist, daß die Mitglieder der menschlichen Rasse, die wie die Weißen langes Haar haben, und die anderen, die auf Kopf und Kinn wie die Schwarzen eine Art von Wolle zeigen, gleichermaßen ihren Ursprung aus dem Meere herleiten.»

Daran schließt Maillet eine eigene Überlegung an: «Die Beispiele sind gar nicht so spärlich, wie man im allgemeinen glaubt. Und wenn solche Wassermänner in den häufig befahrenen Meeren gefunden werden, ist es dann nicht wahrscheinlich, daß sie in weit größerer Zahl vor fernen und menschenleeren Küsten zu finden sind?»

Im Jahre 1700 boten die Seejungfrauen Anlaß für eine gelehrte Diskussion über einen sehr verwickelten Streitfall: man hatte gehört, daß die Neger aus Angola in Afrika Seejungfrauen fingen und sie aßen. Nun hatten aber Seejungfrauen zur Hälfte menschliche Körper. War es deshalb strafbarer Kannibalismus, sie zu verspeisen? Das Problem erschien wohl unlösbar, denn eine Einigung darüber wurde nicht erzielt.⁸

1701 versicherte Louis Daniel Le Comte, nicht nur gäbe es viele Fische mit warmem Blut, wie es sonst nur Menschen haben, sondern einige hätten sogar Gesichter wie wir: diese Wesen kenne man in Siam als Fischfrauen.

Sechzehn Jahre später wurde diese Feststellung noch übertroffen: das

Porträt einer Seejungfrau, «nach dem Leben gezeichnet», erschien im zweiten Band eines naturgeschichtlichen Werkes mit dem Titel: «Poissons, écrevisses et crabes de diverse couleurs et figures extraordinaires, que l'on trouve autour des Isles Moluques.» Es wurde in Amsterdam 1717 von Louis Renard veröffentlicht und enthielt viele handkolorierte Kupfer nach Zeichnungen von Samuel Fallours. Fallours hatte sie nach den Objekten einer Sammlung von Van der Stell, dem regierenden Gouverneur der Provinz Amboine, angefertigt. Diese Illustrationen waren so farbenfreudig gehalten, daß der Herausgeber es geraten fand, von Geistlichen und anderen ehrenwerten Männern Zeugnisse beizufügen, die Farben entsprächen ganz und gar der Natur.

Eine der «*figures extraordinaires*» aus Band II ist ein bemerkenswertes Bild eines «Seeweibs» (so nannten die Holländer die Seejungfrauen), welches als «Seejungfrau von Amboine» berühmt wurde (Tafel 10b). Die Beschreibung besagt:

«Dieses Ungeheuer, das an eine Sirene erinnerte, wurde in der Nähe der Insel Borne oder Boeren in der Provinz Amboine gefangen. Es war 59 Zoll lang und wie ein Aal gestaltet. Auf dem Land lebte es in einem Topf Wasser vier Tage und sieben Stunden lang. Von Zeit zu Zeit stieß es kleine Schreie aus wie eine Maus; es wollte nichts essen, obwohl man ihm kleine Fische, Muscheln, Krabben, Hummerfleisch und dergleichen anbot.» Das Haar hatte «die Farbe zarter Algen; der Körper war olivfarbig, oliv auch die Schwimmhaut zwischen seinen Fingern, deren jeder vier Gelenke aufwies. Der Ring um seine Hüfte war orange gefärbt, mit einer blauen Begrenzung; die Flossen grün, das Gesicht schiefergrau. ein feiner Kamm von rosa Haaren lief die Länge seines Schwanzes entlang.»

Als der Drucker Louis Renard 1716 die Bildertafeln zur Veröffentlichung vorbereitete, besuchte ihn Peter der Große in Amsterdam interessierte sich besonders für dieses Bild einer Seejungfrau. Der «Zar aus Muscovy» erfuhr, der Maler habe diese Seejungfrau vier Tage lang in Amboine leben gesehen, und Seine Majestät äußerte den Wunsch, diese Beobachtung verbürgt zu bekommen. Der Drucker tat, was er konnte: er wandte sich hilfeschend an M. François Valentijn, den ehemaligen Superintendenten der Kolonialkirche, der später, in den Jahren 1724 bis 1726, ein Buch über seine Reisen nach Holländisch-Ostindien schrieb und darein auch ein Bild der Seejungfrau von Amboine aufnahm.

M. Valentijn antwortete Renard, er bedaure sehr, das originale Ungeheuer weder gesehen noch von ihm gehört zu haben, aber es sei nicht unmöglich, daß seit seiner Abreise aus Indien der Maler solch ein Wesen habe sehen können.

«Hätte ich dieses Wesen in meinem Besitz», so schreibt er, «dann würde ich es aus vollem Herzen Ihrer Majestät dem Zaren schenken, dessen Begeisterung für die Erforschung seltsamer Dinge das Lob der ganzen Welt verdient.»

Da er aber nicht imstande war, ein solches Untier zu beschaffen oder seine Existenz zu beschwören, steuerte M. Valentijn wenigstens eine Kleinigkeit bei, die, wie er offensichtlich hoffte, dem königlichen Sammler von seltsamen Dingen gefallen konnte:

«Als Beweis, daß es in der Natur Wesen gibt, die an diese Sirenen erinnern, darf ich sagen, daß ich dies mit Sicherheit weiß: im Jahre 1652 oder 1653 sah ein Leutnant im Dienste unserer Compagnie zwei dieser Wesen im Golf in der Nähe des Dorfes Nennetelo, bei der Insel Ceram und Boero, im Regierungsbezirk Amboine. Sie schwammen Seite an Seite, und er nahm an, das eine sei das Männchen und das andere das Weibchen. Sechs Wochen später erschienen sie an derselben Stelle wieder und wurden von mehr als fünfzig Leuten beobachtet. Diese Ungetüme waren von grüngrauer Farbe und hatten vom Scheitel bis zur Hüfte genau die Gestalt menschlicher Wesen mit Armen und Händen, aber dann war ihr Körper nicht mehr zu sehen. Eines der Tiere war größer als das andere und sein Haar besonders lang.»

Schließlich, um des Guten noch mehr zu tun, schloß M. Valentijn einen eigenen Bericht über ein Wesen an, das er auf seiner Rückreise aus Indien beobachtete:

«Ich sah am 1. Mai 1714, long. 12°18' und auf dem Meridian, während klaren, ruhigen Wetters auf eine Entfernung von drei oder vier Schiffslängen ein Ungetüm von blaugrüner Farbe, das offensichtlich eine Art Meermann war. Es erhob sich deutlich über der Wasseroberfläche und schien eine Art von Fischermütze aus Moos auf dem Kopf zu haben; und die ganze Schiffsmannschaft sah es so gut wie ich. Obwohl es uns seinen Rücken zukehrte, schien das Tier zu merken, daß wir zu nahe herankamen, denn plötzlich tauchte es unter Wasser, und wir sahen es nicht mehr.»

All dies war ohne Zweifel interessant, aber der Zar erfuhr daraus doch nichts Wesentliches über die «Seejungfrau von Amboine».

1723 wurde eine königlich-dänische Untersuchungskommission zusammengestellt, die erforschen sollte, ob es Seejungfrauen und ähnliche Wesen in Wirklichkeit gebe; falls diese Kommission fände, daß sie nur in der Phantasie existierten, sollte es fürderhin gesetzwidrig sein, von Seejungfrauen zu sprechen. Glücklicherweise wurde keine solche Änderung der bestehenden Gesetze nötig, denn die Kommission war schnell bereit, die Existenz der Seejungfrauen anzuerkennen; aus einem sehr

guten Grund: ihre Mitglieder sahen einen Meermann vor den Faröerinseln. Als ihr Boot näher kam, tauchte er unter, kam aber bald wieder hoch und starrte eindringlich und offenbar auch aufdringlich die Mitglieder der Kommission an; die bekamen es nach kurzer Zeit mit der Angst zu tun und ruderten fort. Der Meermann blies daraufhin seine Backen auf, ließ ein tiefes Röhren hören und tauchte unter.

Offenbar hatten die wackeren Männer aber doch den starren Blick des Meermannes erwidert, denn sie brachten eine sehr genaue Beschreibung mit nach Hause: daß seine Augen tief im Kopf lagen und daß er einen langen schwarzen Bart besaß, «der aussah, als sei er gestutzt worden»¹⁰.

Die Forschungsergebnisse dieser königlich-dänischen Kommission werden sicherlich kaum auf das Verständnis von Kapitän Nathaniel Uring gestoßen sein. In seinen «Voyages and Travels» von 1726 befeißigte sich dieser grobschlächtige Seemann, sehr offen über Seejungfrauen und andere Wundertaten zu urteilen. Sein Buch zeigt ihn als einen vorzüglichen Beobachter, der sehr genau beschreiben konnte, was für Ladungen er mitführte, und der die Orte und Völker, auf die er traf, gut charakterisiert. Einen deutlichen Hinweis, wie nutzlos es sei, in seinem Buche Wunder- und Phantasiegeschichten zu suchen, gibt schon sein «Vorwort an den Leser»:

«Es hätte mir ferngelegen, die Welt mit einem Bericht über meine Reisen und über die besonderen Schicksalsschläge, die mich dabei trafen, zu belästigen, hätten mich nicht meine Freunde förmlich dazu gezwungen. Die Falschheiten und Erfindungen, die man so oft in Büchern dieser Art antrifft, besonders in zahlreichen Berichten über Seereisen, die in letzter Zeit von unbekanntem Leuten veröffentlicht wurden und die allesamt erfundene Geschichten sind, welche die Welt verblüffen und Geld einbringen sollen, erweckten in meinen Freunden den Wunsch, ein Buch zu bekommen, auf das sie sich verlassen konnten; und sie beehrten mich, von mir zu erhoffen, daß ich ein solches liefern könnte. Ich würde mich deshalb freuen, hätte ich ihre Erwartungen erfüllt. Was meine ungelenke Ausdrucksweise betrifft, so glaube ich, sie wird bereitwillig von jedem übersehen werden, der bedenkt, wie viele wechselhafte Lebensumstände ich durchgestanden habe, und zumeist inmitten der schwerfälligsten und ungebildetsten Menschen.»

Nach einem solchen Vorwort ist es keine große Überraschung, wie realistisch der Kapitän die Seejungfrauen des Pater Francis de Pavia abtut. Er setzt sich mit ihnen in einem Kapitel auseinander, das seine Reise nach Loango im Königreich Angola zu Beginn des Jahres 1701 beschreibt. Die Seejungfrauen, so hieß es, lebten im Matamba, einem See

des gleichnamigen Königreichs, «welches im Hinterland des Kongogebiets liegt». Kapitän Uring berichtet: «Der Pater erzählt uns, im Matamba fände man Fische, die wie Männer oder Frauen gestaltet sind. Die Königin des Landes habe einen von ihnen in einem Netz fangen lassen, um den Pater von der Wahrheit dieses Volksglaubens zu überzeugen. Denn er zweifelte, bevor er selbst gesehen hatte, und war der Meinung, das sei eine Lügengeschichte, die die Neger erfunden hätten. Das Tier, das sie fingen, war ein Weibchen, trüchtig mit Jungen. Er beschreibt es so: Seine Farbe war schwarz, es hatte langes Haar, große Nägel auf langen Fingern und unterschied sich von Menschenwesen durch nichts als dadurch, daß es nicht sprechen konnte. Es lebte noch 24 Stunden, nachdem man es gefangen hatte, und starb dann.»

Der ehrenwerte Kapitän kann es nicht über sich bringen, die Sache auf sich beruhen zu lassen, sondern nimmt dem Leser sofort alle Illusionen; er schreibt: «Dieses Wesen, das der gute Pater eine Seejungfrau nannte, kann nichts anderes gewesen sein als ein Manati. Die Beschreibung paßt ganz genau auf ihn, außer, daß der Pater aus den Flossen Hände und Arme gemacht hat . . . Die Fische im Matamba sind, wie ich glaube, von dieser Art; nur die blühende Phantasie des guten Paters hat ihnen eine menschliche Gestalt gegeben.»

Im «Gentleman's Magazine» vom November 1737 wird berichtet, in der Nähe von Exeter sei in britischen Gewässern ein Wassermann gefangen worden:

«Als einige Fischer in der Nähe dieser Stadt ihre Netze an Land zogen, sprang ein Wesen heraus und lief sehr schnell fort. Da sie es nicht einholen konnten, warfen sie ihm Knüppel nach und brachten es so zu Fall, und als sie herankamen, lag es im Sterben und stöhnte wie ein menschliches Wesen. Seine Füße hatten Schwimmhäute wie die einer Ente, aber seine Augen erinnerten an die eines Mannes; nur war die Nase etwas eingedrückt. Dazu besaß es einen Schwanz wie ein Lachs, zum Rücken hinauf gebogen und vier Fuß lang. Es wurde hier öffentlich gezeigt.»

Der Herausgeber des «Scots Magazine» eröffnete 1739 seinen erstaunten Lesern, die Mannschaft des Schiffes «Halifax», das soeben aus Ostindien zurückgekehrt sei, habe dort Seejungfrauen gegessen. Die Männer beschrieben diese Wesen als große Fische, die zweihundert oder dreihundert Pfund wogen und vor der Insel Mauritius zu fangen waren. Sie berichteten, die Köpfe dieser riesigen Seejungfrauen seien besonders groß gewesen, aber ihre Gesichtszüge hätten sich wenig von denen eines Mannes oder einer Frau unterschieden. Die Männchen hatten Bärte von vier bis fünf Zoll Länge und die Weibchen einen kurzen Hals und sehr

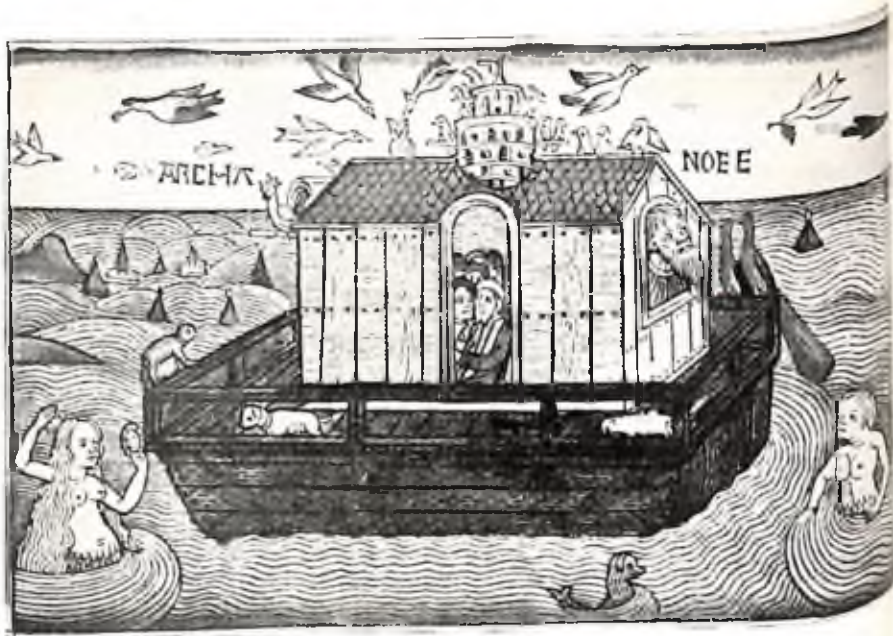
Seejungfrau auf einem Kreuz, Campbeltown (Argyllshire), 14. Jahrhundert



7b Seejungfrau auf einer Kirchenbank, Zennor (Cornwall), 15. Jahrhundert



Hängende Seejungfrau, Salzburg, 16. Jahrhundert



8a Arche Noah. Holzschnitt aus der Biblia Sacra Germanica, Nürnberg 1483

8b Wappen der Fischhändlergilde auf einer Sargdecke;
als Wappenträger: Wassermann und Seejungfrau



menschliche Brüste. Wenn man sie gefangen hatte, und das geschah meistens auf dem Land, weil sie amphibische Wesen waren, schrien und trauerten sie «mit großer Empfindsamkeit». Aber dies rührende Schauspiel scheint die Herzen der Männer von der *Halifax* wenig berührt zu haben. Sie versicherten, gebraten hätten die Seejungfrauen wie Kalbfleisch geschmeckt.

Im gleichen Jahr wußte das «Scots Magazine» vom Fang eines merkwürdigen ziegenköpfigen Meermannes zu erzählen:

«Aus Vigo in Spanien wird uns berichtet, kürzlich hätten einige Fischer an der Küste eine besondere Art von Ungetüm, einen Meermann, gefangen, der fünfeinhalb Fuß von den Fersen bis zum Kopf maß; und sein Kopf war wie der eines Ziegenbockes gebildet. Er hatte einen langen Kinnbart und einen Schnurrbart, und seine schwarze Haut war ziemlich behaart. Sein Hals war sehr lang, seine Arme kurz und die Hände breiter und größer, als sie nach den Maßen des übrigen Körpers hätten sein dürfen. Er besaß lange Finger wie ein Mensch, mit Nägeln wie Klauen, sehr lange Zehen, verbunden wie die Füße einer Ente, und an den Fersen Flossen, die an die Flügelfüße Merkurs auf alten Bildern erinnerten. Dazu noch eine Flosse am Unterende seines Körpers, die zwölf Zoll lang und fünfzehn oder sechzehn Zoll breit war.»

Im Januar 1747 erschien im «Gentleman's Magazine» ein Bericht über eine Seejungfrau in britischen Gewässern, der uns durch seine lakonische Kürze verblüfft: «Wir hören aus dem Norden Schottlands, daß im Verlaufe dieses Monats ein Seewesen, das man unter dem Namen Seejungfrau kennt und das vom Bauche aufwärts einen menschlichen Körper besitzt, aber darunter völlig ein Fisch ist, einige Meilen den Fluß Devron hinaufgespült wurde.»

Im September 1749 weiß das «Gentleman's Magazine» wieder von einer Seejungfrau zu berichten, diesmal aus Dänemark. «Bei Nyköping in Jütland wurde kürzlich eine Seejungfrau gefangen, die von den Hüften nach oben menschliche Gestalt hatte, aber der Rest war wie ein Fisch gebildet; ihre Finger waren durch Schwimmhäute verbunden. Im Netz kämpfte sie um ihre Befreiung und schlug sich selbst zu Tode.»

Wir bemerkten schon einmal, wie oft katholische Missionare und Ordensgeistliche für Seejungfrauen bürgten. Ein protestantischer Gottesmann, Erik Pontoppidan, der nicht nur Bischof von Bergen, sondern auch Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften war, verteidigte ihre Existenz sehr wortgewaltig in seiner «Naturgeschichte Norwegens» von 1755. Um diese Zeit begegnete man in den skandinavischen Ländern den Seejungfrauen mit so viel Skepsis, daß der Bischof, trotz seiner dop-

pelten Autorität als Geistlicher und als Wissenschaftler, den zweiten Band mit dem Vorwort eröffnete:

«Ich sehe schon voraus, daß einige Leser bei der Lektüre des achten Kapitels, welches von der Seejungfrau handelt, der großen, mehrere hundert Fuß langen Seeschlange, und dem Kraken, dessen ungewöhnliche Ausmaße alle Wahrscheinlichkeit übersteigen, mich verdächtigen werden, ich sei allzu leichtgläubig. Wenn dem so ist, will ich mich gern und geduldig ihrem Urteil unterwerfen, bis sie das Kapitel zu Ende gelesen haben; denn danach, so schmeichle ich mir, werde ich keines Wortes der Entschuldigung mehr bedürfen.»

Die Berichte über die *Hav-Manden* und *Hav-Fruen*, Wassermänner und Seejungfrauen, so meint er, «sind oft erdichtet, aber nicht immer. Es gibt solche Wesen wirklich, das beweisen, über alle Zweifel erhaben, die Aussagen von vielen norwegischen und anderen Seeleuten.» Am häufigsten beobachtet man sie in der Nordsee; aber dann gesteht der Bischof ganz offen: «Die meisten Berichte, die wir über sie besitzen, sind allzu sehr mit reiner Erfindung untermischt und können als müßige Phantasiegebilde betrachtet werden.» Zu diesen Phantasiegebilden rechnet er sowohl «die Seejungfrau mit der klangvollen Stimme» wie den Wassermann, den einige Fischer von Hordeland in der Nähe seiner eigenen Diözese Bergen gefangen haben wollten und der «ein unmusikalisches Lied über König Hiorlief sang».

Nach der «Entlarvung» dieser Geschichten glaubt Erik Pontoppidan sich genügend vom Vorwurf der Vertrauensseligkeit gereinigt zu haben und bringt nun seine Argumente für «einen sicheren Beweis» der Existenz von Seejungfrauen vor, sofern glaubwürdige Zeugen über sie berichten. Er meint, es gebe unzweifelhaft eine Ähnlichkeit zwischen gewissen Land- und Seewesen (Seepferden, Seekühen, Seewölfen, Seehunden usw.); deshalb sehe er keinen Grund, warum man nicht im Meer «einen Fisch oder ein anderes Wesen finden sollte, welches die menschliche Rasse genauer nachbildet als irgendein anderes». Eine derartige Begründung trugen, wie wir gesehen haben, schon andere vor ihm vor. Pontoppidan geht noch einen Schritt weiter: er tadelt alle, die sich ihr nicht anschließen wollen; wer diese Möglichkeit leugne, tue dies nur aus Eigenliebe: er glaube nämlich, weil der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen sei, habe nur er allein ein Anrecht auf eine «solch edle und himmlische Gestalt, welche andere Wesen nicht besitzen dürfen».

Nachdem der Bischof auf diese Weise die Leser überredet hat, wenigstens die Möglichkeit anzuerkennen, daß es Seejungfrauen gibt, führt er sie selbst vor: er versichert, mehrere hundert ehrenwerte Zeugen hätten

solche Wesen in seiner Diözese Bergen beobachtet: «Manchmal aus einiger Entfernung, zu anderen Zeiten aber auch ganz dicht an ihren Booten; sie standen aufrecht im Wasser und waren bis zur Mitte ihrer Körper wie menschliche Wesen gestaltet, aber sonst konnte man nichts sehen.»

Darauf schildert Pontoppidan die *Marmale* oder *Marmaete*, welche man, wie er berichtet, als die Nachkommen von Wassermännern ansieht. Diese kleinen Wesen haben «die Größe eines Kindes von einem halben Jahr» und können so groß werden wie ein dreijähriges. Ihr Oberkörper sieht aus wie der eines Kindes, der Unterleib wie der eines Fisches. Meistens werfen die Fischer sie schnell wieder ins Meer zurück, aber Bauern nehmen sie öfters mit nach Hause und geben ihnen Milch zu trinken. «Sie erzählen uns, diese Wesen rollten dann seltsam mit ihren Augen, als seien sie neugierig oder erstaunt darüber, etwas zu sehen, das sie vorher nicht kannten. Jeder, der es wagt, sie mit nach Hause zu bringen, hofft, daß sie ihm die Zukunft voraussagen. Aber man behält sie nie länger als 24 Stunden und fühlt sich dann, abergläubischerweise, verpflichtet, sie wieder aufs Meer hinauszurudern und an derselben Stelle auszusetzen, wo sie gefunden wurden.»

Wer skandinavische Legenden und Balladen kennt, die häufig von Seejungfrauen handeln, sieht sich außerstande, die wunderschönen Sirenen, die dort geschildert werden, mit den Wesen unter einen Begriff zu bringen, die Pontoppidans Buch in genauen und sehr häßlichen Einzelheiten beschreibt: schließlich hatte der Bischof keine Zeit für «müßige Einbildung» und «reine Erfindung».

Aber kehren wir von Norwegen auf die britischen Inseln und nach Wales zurück: dort finden wir eine der genauesten Beschreibungen eines Wassermannes, die jemals aufgezeichnet wurde. Der Gewährsmann, ein Bauer, beobachtete dieses Wesen Ende Dezember 1782 in Haverfordwest und berichtete darüber einer gewissen Mrs. Morgan, die in ihrer «*Tour to Milford Haven in the Year 1791*» alles getreulich aufzeichnete.

Die Verfasserin schreibt, der Bericht, den sie zitiere, sei in einer den Umständen entsprechenden einfachen Sprache abgefaßt; ihr Zeuge sei fest überzeugt gewesen, alles, was er berichtete, wirklich gesehen zu haben. Er hieß Henry Reynolds, stammte aus Pennyhold in der Gemeinde Castlemartin in Pembroke, war ein einfacher Bauer und galt nach allem, was wir von ihm wissen, als ein ehrenwerter Mann; er erklärte sich bereit, die Wahrheit seiner Erzählung zu beeden.

Eines Morgens, so sagte er, ging er zu den Klippen, die die Grenze seines Grundstücks markierten; da sah er östlich seines Landes in einer Bucht bei Linny Stack, und zwar, wie er glaubte, vor ihrem westlichen

Ufer, einen Menschen baden, «welcher von der Mitte seines Körpers nach oben über der Wasseroberfläche erschien». Da er wußte, daß das Meer an dieser Stelle besonders tief war, überraschte ihn dieser Anblick; deshalb ging er näher heran, um das genauer zu ergründen. Die Beobachtung aus kürzerer Entfernung ließ ihn auf die Idee kommen, dies sei «ein Mensch, der in einer Wanne sitzt». Als er auf zehn oder zwölf Meter herangekommen war, sah er, daß dieses Wesen wie ein Junge von sechzehn oder achtzehn Jahren aussah; es hatte eine «sehr weiße Haut», «und es saß sehr gerade aufgerichtet, und von etwa der Mitte seines Körpers an ragte dieser über das Wasser».

Kein Windhauch regte sich, und das Wasser war ruhig und klar. Deshalb konnte Reynolds eine umfangreiche «braune Masse» erkennen, auf der das Wesen zu sitzen schien. Aber als es sich bewegte, sah er sehr deutlich, daß diese «Masse» ein Teil des Wesens war:

«Von seiner Hüfte nach unten erstreckte sich ein Schwanz, der an den eines großen Aales erinnerte. Im tiefen Wasser ragte der Schwanz nach unten, aber im seichten Wasser legte er sich auf die Seite; die Spitze führte dauernd kreisende Bewegungen aus. Die äußere Gestalt seines Körpers und seiner Arme war völlig menschlich, aber seine Arme und Hände schienen einigermassen dick zu sein und waren im Verhältnis zum Körper kurz. Auch die Form seines Kopfes und alle Züge des Gesichtes schienen menschlich zu sein, aber die Nase saß hoch zwischen den Augen, war ziemlich lang und endete sehr spitz. Sein Kopf war weiß wie sein Körper und ohne Haare, aber über seine Stirn wölbte sich ein braunes Zeug, drei oder vier Finger breit, das seinen Kopf bedeckte und über seinen Rücken bis ins Wasser hinunterhing. Dieses Zeug erinnerte nicht im geringsten an Haare, war aber dünn, fest und glatt und einem breiten Band nicht ganz unähnlich. Hinten an seinem Kopf, Hals und Rücken war es nicht festgewachsen, denn das Wesen hob es von seinem Halse hoch, um darunter zu waschen. Es wusch sich auch wiederholt unter den Armen und am ganzen Körper. Dann schwamm es in der Bucht herum und umkreiste besonders einen kleinen Felsen, in dessen Nähe, zehn oder zwölf Meter entfernt, Reynolds stand. Er blieb ungefähr eine Stunde dort und betrachtete es. Dabei kam es so dicht an ihn heran, daß er seine Bewegungen im Wasser beobachten und sehen konnte: sie waren sehr schnell, und wenn das Tier sich umdrehte, streckte es eine Hand ins Wasser, blickte dabei aber ihn die ganze Zeit an. Es betrachtete ihn und die Klippen aufmerksam und schien besonders auf die Vögel zu achten, die über seinem Kopf kreisten. Sein Gesichtsausdruck war wild und kriegerisch, aber es machte keinerlei Geräusche und verzog sein Gesicht kein einziges

Mal, nicht einmal zu einem Grinsen. Als Reynolds endlich ging, war es etwa dreihundert Fuß von ihm entfernt; und als er mit einigen anderen zurückkehrte, um es weiter zu beobachten, war es verschwunden.»

Eine bekannte englische Zeitschrift, «Notes and Queries», die am 12. Mai 1860 diesen Bericht zitierte, will wissen, diese Geschichte sei von einem sehr angesehenen Arzt, Doktor George Phillips aus Haverfordwest, aufgezeichnet worden, und mehrere Einwohner des Ortes hätten ihre Richtigkeit bestätigt.

Schließlich finden wir, gegen Ende des Jahrhunderts, noch einmal einen genauen Bericht über die Begegnung von Seeleuten und einem seltsamen, menschenähnlichen Meereswesen. In seiner «Reise zum Südatlantik» von 1793 berichtet Kapitän Colnett, er und seine Mannschaft hätten um acht Uhr morgens «in der Nähe der Küste von Chile» ein Tier neben dem Schiff aus dem Wasser auftauchen sehen. Es stieß Klagelaute aus, «die klangen wie die Schreie von Frauen, welche allertiefste Trauer ausdrücken sollen». Diese Schreie dauerten drei Stunden an und versetzten alle, die sie hörten, in Furcht und Schrecken.

Als sich nun das Vertrauen auf die Vernunft immer weiter ausbreitete, als England und Frankreich um die Herrschaft über die Meere stritten, als Newton das Gesetz der Schwerkraft fand und Napoleon die Freiheit Europas bedrohte, da konnte man annehmen, das Interesse der Allgemeinheit an wunderbaren und mythischen Dingen werde allmählich nachlassen. Aber weit gefehlt! Wir werden sehen: immer wieder, wenn sie in Zeitungen erschienen, fanden Berichte über Seejungfrauen, die besonders vor den britischen Küsten erschienen sein sollten und in vielen Fällen von ehrlichen, zuverlässigen Augenzeugen bestätigt wurden, begeisterte Leser. Ohne Zweifel ließ der allgemeine Glaube an Seejungfrauen erheblich nach; aber Interesse und Neugier blieben davon unberührt. Natürlich wurden jetzt öfter als je zuvor Seejungfrauen «nachgemacht» und ausgestellt, aber das Phänomen als solches war auch im ganzen 19. Jahrhundert noch durchaus strittig.

Im neunzehnten Jahrhundert

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten die Fabelgeschichten von Plinius und aus den Bestiarien und Naturgeschichten des 16. und 17. Jahrhunderts endgültig alle Glaubwürdigkeit verloren; die «Wunder», an denen sich das Mittelalter ergötzte, galten jetzt nur noch als Kuriositäten.

Man durfte deshalb annehmen, die Seejungfrau, von der man wußte, daß sie allein aus der Einbildungskraft der Menschen entsprang, werde nun endgültig aus dem Reiche des Möglichen verbannt, genau wie Augustins Männer, die ihre Gesichter auf der Brust tragen sollten. Man durfte hoffen, sie werde nun endlich Ruhe finden in der großen Galerie seltsamer, zusammengesetzter Wesen, an deren Realität man solange geglaubt hatte. Aber genau das Gegenteil geschah: immer wieder tauchten neue Geschichten über Seejungfrauen auf, die man im Meer oder an einer Küste gesehen oder gefangen haben wollte; und zwei der am besten verbürgten Berichte dieser Art stammen gerade aus dem 19. Jahrhundert.

Gleichgültig, ob sie eine Fabelgestalt war oder nicht, die Seejungfrau hielt die Einbildungskraft des Volkes weiterhin gefangen; und jedesmal, wenn eine in einer Zeitung oder Wochenschrift «erschien», gingen Berge von Leserbriefen bei der Redaktion ein. Die Zahl derer, die an sie glaubten, wuchs ständig. Viele, die früher schon den Gedanken, daß es Seejungfrauen gebe, belächelt hatten, wurden zu ihrem Bedauern durch eigenen Augenschein überzeugt und verteidigten sie nun in Zeitungen und anderswo beharrlich und mitunter voll edler Streitlust. Sie machten sich meist sogar die Mühe, detaillierte Berichte aufzusetzen und alles förmlich bezeugen zu lassen, um jedem möglichen Widerspruch entgegenzuarbeiten und zu beweisen, daß alles wahr sei, was sie gesehen hatten.

Ein früher «Augenzeugenbericht» über eine Seejungfrau gelangte um 1806 aus der Neuen Welt nach Europa: die kurze Notiz, voll stillen Humors, handelt von einem Missionar, der eines Tages eine Seejungfrau belauschte. Offenbar hatte sie eine eigene Meinung über diesen Einbruch in ihr Privatleben, denn sie tauchte unter Wasser, kam gleich wieder hoch, öffnete ihren großen Mund und spuckte den Missionar von oben bis unten naß.

Das nächste Mal in diesem Jahrhundert hören wir in einem sehr merk-

würdigen Zusammenhang von einer Seejungfrau: in einem «Aufsatz über die tödlichen Fieber der Westindischen Inseln» von Dr. Ghisholm. Dem Titel nach könnte man glauben, die Seejungfrauengeschichte sei das Erzeugnis von Fieberphantasien, aber nichts dergleichen. Vielmehr berichtet der Doktor, im Flusse Berbice habe man Seejungfrauen beobachtet; besonders war er offenbar von ihren Schwänzen beeindruckt, die er als «riesengroß», gegabelt und «nicht unähnlich denen eines Delphins» schildert.

Der erste der zwei erwähnten Berichte wurde von William Munro, einem Lehrer aus Turso in Caithness, an die «Times» geschickt und dort am 8. September 1809 abgedruckt:

«Vor etwa zwölf Jahren war ich Gemeineschullehrer in Reay; eines Tages spazierte ich am Ufer der Sandside-Bucht entlang und ging, da es ein schöner, warmer Sommertag war, noch weiter bis zum Sandside-Hügel. Dort wurde meine Aufmerksamkeit von einer plötzlich erscheinenden Gestalt gefangengenommen, die an eine unbedeckte menschliche Frau erinnerte; sie saß auf einem Felsen, der über das Meer hinausragte, und war offensichtlich damit beschäftigt, ihre Haare zu kämmen, welche die Schultern umwallten und von hellbrauner Farbe waren. Die Ähnlichkeit dieser Gestalt mit einer Frau erschien mir nach allem, was ich sehen konnte, so verblüffend, daß ich sie wirklich für eine menschliche Gestalt hätte halten müssen, hätte ich nicht gewußt, daß der Felsen, auf dem sie saß, für Badende nur unter größter Gefahr zu erreichen war. Wer diesen Umstand nicht kannte, wäre jedoch zweifellos auf falsche Schlüsse gekommen. Ihr Kopf war ganz mit Haar von der obenerwähnten Farbe bedeckt, welches am Scheitel etwas dunkler wurde. Die Stirn war rund, das Gesicht sympathisch gebildet, die Wangen rot, die Augen blau; und Mund und Lippen waren so natürlich geformt, daß sie an menschliche erinnerten; Zähne konnte ich allerdings nicht entdecken, da sie den Mund geschlossen hielt. Brüste, Bauch, Arme und Finger hatten die rechten Größenverhältnisse zu einem ausgewachsenen menschlichen Körper. Nach der Tätigkeit zu urteilen, in der sie befangen waren, schienen die Finger nicht mit Schwimmhäuten zusammengewachsen zu sein, aber dessen bin ich mir nicht sicher. Nachdem ich sie einmal bemerkt hatte, blieb sie noch zwei oder drei Minuten auf dem Felsen und war die ganze Zeit damit beschäftigt, ihr Haar zu kämmen, welches lang und dicht war und auf das sie stolz zu sein schien. Dann ließ sie sich ins Meer fallen, das ihr bis zu den Hüften gereicht hatte, und erschien nicht mehr wieder. Ich konnte alle ihre Züge deutlich beobachten, da ich in geringer Entfernung auf einer Erhöhung oberhalb des Felsens stand, auf dem sie saß, und da die Sonne

sehr hell schien. Kurz bevor sie sich in ihr gewohntes Element zurückfallen ließ, schien sie mich bemerkt zu haben, denn ihre Augen richteten sich auf die Bodenerhebung, auf welcher ich stand. Ich haite es für notwendig, anzumerken, daß ich, bevor ich dieses Wesen beobachtete, des öfteren und von mehreren Leuten darüber gehört hatte; und einige von ihnen waren von unzweifelhafter Wahrhaftigkeit und behaupteten, sie hätten ebensolch eine Erscheinung gesehen, wie ich sie gerade beschrieb. Aber damals war ich, wie viele andere, nicht gesonnen, ihrem Zeugnis über diese Sache zu vertrauen. Wie immer, wenn es um Wahrheiten geht, war ich erst, als ich die Erscheinung selbst gesehen hatte, voll von ihrer Existenz überzeugt. Wenn der obige Bericht in irgendeiner Weise dazu dienen kann, die Existenz eines Wesens zu begründen, das bisher den Naturwissenschaftlern unglaublich erschien; oder wenn er die Skepsis jener widerlegen kann, die alles abstreiten, was sie nicht ganz begreifen können – dann machen Sie bitte Gebrauch davon. Ich bin, sehr verehrter Herr,

Ihr sehr ergebener und untertäniger Diener
William Munro.»

Im Jahre 1811 gab ein Bauer namens John M'Isaac zu Protokoll, er glaube fest an die Existenz eines Seewesens, das halb ein Mensch und halb ein Fisch war und das er in der Nähe von Campbeltown gesehen hatte. Er beschwor die Richtigkeit seiner Beobachtungen vor dem Vizesheriff seiner Heimatstadt und ließ sich auch durch ein Kreuzverhör nicht erschüttern. An seine Aussage schließt sich die eines jungen Mädchens, das unabhängig von ihm und zu einer anderen Zeit das Seewesen ebenfalls gesehen hatte, und es besteht kein Zweifel daran, daß beide fest glaubten, was sie schilderten. John M'Isaac beobachtete die Erscheinung fast zwei Stunden lang ganz aus der Nähe, und seine Aussage stellt seiner Fähigkeit, genaue Beobachtungen zu machen, ein vorzügliches Zeugnis aus.

«In Campbeltown, den 29. Oktober 1811. In Gegenwart von Duncan Campbell, Vizesheriff von Kintyre, erschien John M'Isaac, Pächter in Corphine, wurde vereidigt, verhört und sagte folgendes aus: Gegen drei oder vier Uhr nachmittags am Sonntag, den 18. dieses Monats, sei er zum Ufer des Meeres gegangen und habe, vom Rand einer Klippe oberhalb der Küste, in einiger Entfernung die Erscheinung eines weißen Wesens auf einem schwarzen Felsen beobachtet . . . Er kroch auf allen vieren durch ein Kornfeld, bis er zwischen Felsen hindurch in die Nähe des obenerwähnten weißen Wesens gelangt war, und dann von Felsen zu Felsen bis auf zwölf oder fünfzehn Schritt an den Felsen heran, auf dem

es lag. Als er das Wesen mit einiger Aufmerksamkeit betrachtete, wurde er mit großem Schrecken und Staunen über seine ungewöhnliche Erscheinung erfüllt . . . Seine obere Körperhälfte war weiß und wie ein menschlicher Körper gestaltet; aber die andere Hälfte, dem Schwanz zu, war gestreift, von rötlich-grauer Farbe und offensichtlich mit langen Haaren bedeckt. Der Wind, der vom Lande herkam, blies manchmal das Haar auf dem Kopfe des Wesens hoch; jedesmal, wenn ein Windstoß dies tat, legte das Tier sich auf eine Seite, hob die andere Hand, strich sich das Haar zurück und legte sich dann in ähnlicher Weise auf die andere Seite seines Kopfes zurück. Dabei strich es, an beiden Seiten seines Kopfes, in der beschriebenen Weise die Haare nach hinten. Auch spreizte es seinen Schwanz auseinander wie einen Fächer, und zwar zu einer erstaunlichen Breite, und wenn er so ausgebreitet war, machte der Schwanz zitternde Bewegungen. Wenn er aber zusammengezogen war, war er völlig regungslos; er schien dem Aussagenden etwa zwölf oder vierzehn Zoll breit zu sein und lag flach auf dem Felsen . . . Im ganzen war, soweit er das beurteilen konnte, das Tier zwischen vier und fünf Fuß lang. Es besaß einen Kopf, Haare, Arme und einen Körper, der bis zu den Hüften ganz menschlich aussah. Nur waren die Arme im Verhältnis zum Körper kurz und schienen etwa so dick zu sein wie die eines jungen Burschen; von den Hüften an verzüngte sich der Körper zur Schwanzspitze hin. Immer, wenn das Wesen sich über den Kopf strich, wie oben erwähnt, hielt es seine Finger dicht zusammengepreßt; deshalb kann er nicht aussagen, ob sie mit Schwimnhäuten zusammengewachsen waren. Er blieb in seinem Versteck und betrachtete das Tier fast zwei Stunden lang, und der Felsen, auf dem es lag, war die ganze Zeit trocken. Nachdem die Flut weiter zurückgegangen war, ließ sie den Felsen in einer Höhe von fünf Fuß über der Wasseroberfläche völlig trocken. Da lehnte sich das Tier zuerst auf einen Arm, dann auf den anderen, zog seinen Körper vorwärts an den Rand des Felsens und plumpste ungeschickt ins Meer. Daraufhin erhob sich der Aussagende sofort in seinem Versteck, und etwa eine Minute danach konnte er beobachten, wie das Tier ganz dicht bei dem besagten Felsen über Wasser erschien, und in dem Augenblick sah er zum ersten Mal sein Gesicht. Er konnte jeden Zug gut erkennen, und es schien ihm genau ein menschliches Gesicht zu sein; allerdings mit sehr tief liegenden Augen. Auf besondere Befragung meinte er, die Wangen hätten dieselbe Farbe wie der Rest des Gesichtes gehabt. Der Hals schien kurz zu sein, und das Tier rieb und wusch mit beiden Händen seine Brust, die halb im Wasser untergetaucht blieb und deshalb natürlich nur ungenau zu sehen war. Aus diesem Grund könne er nicht genau sagen, ob die Brust wie eine weibliche

geformt gewesen sei oder nicht. Einer der Gründe dafür, daß er so lange verborgen blieb, sei dieser gewesen: er habe erwartet, die Flut werde zurückgehen und den Felsen und einen Teil der Küste im Trockenen lassen, bevor das Tier von dort entkommen konnte. Er sagte weiter aus, er habe gehört, daß einige Jungen in der benachbarten Bucht von Ballinatumie ein Wesen von der obenerwähnten Gestalt im Meer sahen, und zwar am gleichen Sonntagnachmittag, dicht an der Küste. All dies erklärt er für die reine Wahrheit und beschwört sie bei Gott. Nach seiner eigenen Aussage kann er nicht schreiben.

Duncan Campbell, Vizesherriff.»

«Campbeltown, 29. Oktober 1811

Wir, Pfarrer Dr. George Robertson und Pastor Norman MacLeod von Campbeltown sowie James Maxwell, Kammerherr aus Mull, bezeugen hiermit, daß wir gegenwärtig waren, als der obenerwähnte John M'Isaac sein Zeugnis ablegte, wie oben beschrieben; daß wir keinen Grund wissen, warum seine Wahrhaftigkeit bezweifelt werden könnte; und daß wir aus der Art, wie er seine Aussage machte, die Überzeugung gewannen, er glaube fest daran, das Tier, das er beschrieb, habe so ausgesehen, wie er aussagte.

Geo. Robertson
Nor. Macleod
Ja. Maxwell, J. P.»

«In Campbeltown, am 2. November 1811

In Gegenwart von Duncan Campbell, Vizesherriff des Distrikts Kintyre, wurde Katherine Loynachan, Tochter des Hirten Lachlan Loynachan aus Ballinatumie, verhört und befragt und erklärt, sie habe an einem Sonntagnachmittag vor etwa drei Wochen für ihren Vater am Meer Vieh gehütet. Als sie das Vieh nach Hause trieb und um diese Zeit dicht am Ufer entlangkam, beobachtete sie ein Wesen, das auf seinem Bauche von einem Felsen in ihrer Nähe ins Meer kroch. Sie beobachtete, daß dieses Wesen einen Kopf besaß, der mit langem Haar von dunkler Farbe bedeckt war; daß Schultern und Rücken weiß waren und daß der Rest des Körpers wie der eines Fisches verlief und, wie sie meinte, eine dunkelbraune Farbe zeigte. Nachdem es von dem Felsen heruntergerutscht war, verschwand es unter Wasser, tauchte aber unmittelbar wieder auf; etwa sechs Meter weiter draußen wendete es um und blickte zur Küste, wo die Aussagende stand. Es legte eine Hand, die so groß wie die Hand eines Jungen war, auf einen Felsen in der Nähe des ersten und zog sich näher

an die Küste heran. Deshalb konnte die Aussagende das Gesicht sehr genau betrachten: es sah aus wie das Gesicht eines Kindes und war genauso weiß. Zu dieser Zeit war das Tier damit beschäftigt, seine Brust mit einer Hand zu reiben oder zu waschen, und es hielt dabei die Finger dicht zusammen. Das Mädchen erklärt, nachdem das Tier sie etwa eine halbe Minute lang angeblickt habe, sei es hinausgeschwommen und verschwunden. Aber sehr kurz darauf sah sie seinen Kopf und sein Gesicht noch einmal über den Wellen; es schwamm in südlicher Richtung zum Hofe von Corphine hin, verschwand bald darauf und wurde nicht mehr gesehen. Sie erklärt, sie habe vermutet, dies sei ein Junge, der aus einem vorbeifahrenden Schiff gefallen war und im Wasser vor der Küste um sein Leben schwamm. Schnell lief sie nach Hause und erzählte ihrer Mutter, was sie, wie vorher berichtet, an der Küste gesehen hatte . . .

Duncan Campbell, Vizesherriff.»

«Lachlan Loynachan, Hirt aus Ballinatumie, Vater der obigen Zeugin, sagt aus: Sonntag, den 13. Oktober, habe er vor Sonnenuntergang sein Haus verlassen, um nach dem Vieh auf seinem Hof zu sehen; es war ein stürmischer Tag. Seine Frau rief ihn zurück und sagte ihm, ihre Tochter Katherine sei von der Küste gekommen und habe behauptet, dort schwimme ein Junge entlang; sie forderte ihn auf, nachzusehen, was es damit auf sich habe. Er erklärt, er, seine Frau und seine Tochter Katherine seien zum Ufer hinuntergegangen, wo nach ihrer Aussage der Junge schwimmen mußte. Aber kein Junge oder irgendeine andere Gestalt sei zu sehen gewesen.

Duncan Campbell, Vizesherriff.»

Außerhalb der vielen Berichte, die ganz offenbar legendärer Herkunft sind, geschieht es sehr selten, daß eine Seejungfrau einmal nicht nur gesehen, sondern auch gehört wird; obwohl gerade der Gesang nach allen Traditionen eines ihrer wichtigsten Kennzeichen ist. Noch seltener geschieht es, daß jemand eine Seejungfrau beobachtet, die noch deutliche Zeichen ihrer Verwandlung von einer Vogelfrau zu einer fischschwänzigen Seejungfrau aufweist. Ein einziger Glücklicher, ein gewisser Mr. Toupin aus Exmouth, behauptete, er habe am 11. August 1812 eine Seejungfrau dieser Art gesehen und singen hören. Ihr Hals und ihr gesamter Rücken waren mit «kurzen, runden, breiten Federn bedeckt». Ihr Gesang, so behauptete er, habe aus «wilden Melodien» bestanden, die so ähnlich klangen wie die einer Äolsharfe.¹

Am 20. August 1814 überraschte die «Aberdeen Chronicle» ihre Leser mit der Beschreibung eines Wassermannes und seiner Frau, welche am

Nachmittag des 15. August zwischen drei und vier Uhr in der Nähe von Port Gordon beobachtet wurden. Der Bericht stammte, als Brief an den Herausgeber, von George McKenzie, einem Lehrer aus Raffan. Er hatte sich so sehr von der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit der zwei Fischer beeindrucken lassen, die diese Wesen sahen, daß er ihr Zeugnis schriftlich fixierte, es an seine Heimatzeitung schickte und gelassen auf sich nahm, der Leichtgläubigkeit geziehen zu werden.

Er schrieb, das Meer sei ruhig gewesen; die Fischer kehrten gerade zur Küste zurück, «da sahen sie, etwa eine viertel Meile vor ihrem Boot, den halben Körper eines Wesens über den Wellen, das ihnen den Rücken zuwandte, gelblichbraun gefärbt war und wie ein Mensch aussah, der mit geneigtem Körper irgendwo sitzt. Voll Erstaunen darüber steuerten sie ihr Boot bis auf eine Entfernung von wenigen Fuß heran. Das Geräusch des näherkommenden Bootes veranlaßte das Wesen, sich herumzudrehen; so hatten die Männer vorzüglich Gelegenheit, es genauer zu beobachten. Seine Haut war dunkel, seine Haare kurz, lockig und grünlichgrau gefärbt, seine Augen klein, die Nase platt, sein Mund ziemlich breit und die Arme außergewöhnlich lang. Über den Hüften sah es wie ein Mann aus, aber weil das Wasser sehr klar war, konnten meine Gewährsleute beobachten, daß sich sein Körper von der Hüfte nach unten beträchtlich verjüngte. Sie sagten, er habe ausgeschaut wie der eines großen Fisches ohne Schuppen, aber das Ende konnten sie nicht deutlich sehen.»

Wie es fast immer bei solchen Begegnungen geschah, startete das Wesen die Männer einige Augenblicke scharf an, tauchte dann unter und erschien in einiger Entfernung noch einmal. Dieses Mal jedoch in Begleitung seines Weibchens, wie die Fischer vermuteten, denn das Wesen hatte Brüste. Sein Haar war nicht so lockig wie das des Männchens, sondern fiel glatt auf die Schultern hinab. Die Männer hielten sich nun nicht länger auf, sie hatten genug gesehen. Voll Furcht ruderten sie in aller Eile zur Küste, wo sie ihre Geschichte erzählten und dem Lehrer gegenüber beharrlich alle Einzelheiten beschworen.²

Vor der Küste von Irland, welche häufig, wie wir erfuhren, von Seehundsmädchen heimgesucht wurde, erschien 1819 eine winzige Seejungfrau. Sie hatte etwa die Größe eines zehnjährigen Kindes, und ihre Haare waren lang und so dunkel wie ihre Augen. Unglücklicherweise versuchte ein grausamer Zuschauer nach ihr zu schießen; daraufhin tauchte die winzige Seejungfrau mit einem durchdringenden Schrei ins Meer zurück.

Der englische Forscher und Kapitän James Weddell erkundete in den Jahren 1822 bis 1824 die Meere um den Südpol und beschrieb diese Fahrten in einem Reisebuch von 1827. Dort berichtet er von einem Seewesen

in Menschengestalt, das einer seiner Matrosen beobachten konnte. Der Mann war auf der Insel Hall allein zurückgelassen worden, um die Vorräte des Schiffes zu bewachen; er hörte eines Tages an der Küste musikalische Laute und sah Gesicht und Schulter einer menschlichen Gestalt, die rötliche Farbe hatten. Das Wesen blieb etwa zwei Minuten lang zu sehen und verschwand dann im Meer. Kapitän Weddell machte sich erst über die Geschichte lustig; aber der Mann, ein Katholik, beschwor vor dem Kreuz die Wahrheit seiner Aussage. Daraus schloß der Kapitän, entweder müsse er wirklich die Wahrheit sagen, oder er leide an Halluzinationen. Wahrscheinlich neigte er mehr dazu, seinem Matrosen zu glauben; denn immerhin machte er sich die Mühe, den Vorfall aufzuzeichnen.

Von Benbecula auf den Hebriden besitzen wir eine besonders überzeugende Geschichte. Alexander Carmichael hörte um 1900 von einer winzigen Seejungfrau; darüber berichten ihm «mehrere Leute, die noch am Leben sind und das seltsame Wesen sehen und anfassen konnten»; sie gaben eine sehr genaue Beschreibung seines Äußeren:

Irgendwann um das Jahr 1830 herum schnitten die Einwohner von Benbecula an der Küste Seegras, und eine Frau lief zu einem niedrigen Riff, um sich die Füße zu waschen. Die See war ruhig; deshalb veranlaßte ein klatschendes Geräusch die Frau, aufzublicken und ins Meer hinauszuschauen. Voll Schrecken über ihre Beobachtung schrie sie laut auf, und die übrigen eilten herbei und sahen voll Erstaunen ein Wesen «in Gestalt einer winzigen Frau», das einige Fuß entfernt im Meer schwamm. Die kleine Seejungfrau ließ sich durch die vielen Zuschauer nicht stören, sondern spielte fröhlich im Wasser, schlug Purzelbäume und ergötzte sich auf alle erdenkliche Weise. Einige Männer wateten hinaus und versuchten, sie zu fangen; darauf schwamm sie mit Leichtigkeit weiter hinaus, wo sie nicht mehr zu erreichen war. Da begann ein kleiner, grausamer Junge, Steine nach ihr zu werfen, und traf sie am Rücken.

«Das nächste Mal hörte man von ihr einige Tage später, als sie, zum Bedauern aller, bereits tot war. Etwa zwei Meilen von der Stelle, wo man sie zuerst gesehen hatte, trieb ihr Körper an Land. Sie wurde sehr genau untersucht, und wir erfahren: «Der obere Teil dieses Wesens hatte die Größe eines gutgenährten drei- oder vierjährigen Kindes und zeigte außergewöhnlich entwickelte Brüste. Das Haar war lang, dunkel und glänzend und die Haut weiß, weich und zart. Der Unterteil des Körpers war wie ein Lachs gestaltet, hatte aber keine Schuppen.» Der leblose Körper der kleinen Seejungfrau zog große Mengen von Neugierigen an die Küste, und alle waren überzeugt, nun endlich eine wirkliche Seejungfrau gesehen zu haben.

Aber damit ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Ein gewisser Duncan Shaw, Gutsinspektor von Clanranald, Friedensrichter und Sheriff der Gegend, befahl, nachdem er den Körper gesehen hatte, man solle für die Seejungfrau einen Sarg anfertigen. Dann wurde sie in Gegenwart vieler Menschen in geringer Entfernung oberhalb der Stelle, wo man sie gefunden hatte, begraben. Diese Handlung des Sheriffs spricht deutlicher als jedes Zeugnis. Ein Mensch in seiner Position konnte kaum leichtgläubig sein; und die Tatsache, daß er für dieses seltsame kleine Wesen, das an seine Küste gespült wurde, einen Sarg beschaffen ließ, läßt vermuten, daß er es zumindest teilweise für menschlich hielt.

Im Jahre 1833 bemerkten sechs schottische Fischer aus Shetland vor der Insel Yell, daß sich eine Seejungfrau in ihre Angelschnüre verfangen hatte. Sie zogen sie ins Boot, befreiten sie von den Schnüren und zogen einen Haken, der in ihren Körper eingedrungen war, heraus. Wir erfahren darüber von einem gewissen Mr. Edmondston, der als ein «dortzulande wohlbekannter Mann und vorzüglicher Beobachter» geschildert wird.

Die Fischer hatten viel Zeit, ihre kleine Gefangene genau zu beobachten: sie hielten sie drei Stunden lang in ihrem Boot. Nach ihrem Bericht war sie etwa drei Fuß lang; ihr Oberkörper erinnerte an den einer Frau, nur sahen Gesicht und Hals eher wie die eines Affen aus. Ihre kleinen Arme hielt sie über der Brust gekreuzt, und ihre Finger waren nicht durch Schwimmhäute verbunden. «Wenige harte Borstenhaare wuchsen auf ihrem Kopf und hingen bis auf ihre Schulter hinunter. Sie konnte sie ganz nach Lust und Laune sträuben und wieder glatt legen, wie manche Vögel es mit ihren Federn tun.» Das Wesen hatte weder Kiemen noch Flossen, und sein Körper wies weder Haare noch Schuppen auf. Nach unten hatte es die Gestalt eines Fisches und erinnerte an den dort bekannten Hundsfisch.

Das seltsame Wesen «wehrte sich nicht und versuchte auch nicht, zu beißen»; aber sein dauerndes klagendes Stöhnen muß mit der Zeit doch Eindruck gemacht haben auf die abergläubischen shetländischen Fischer: nach drei Stunden setzten sie es ins Wasser zurück, in dem es sogleich «gerade nach unten» verschwand. Mr. Edmondston verhörte den Skipper des Bootes sehr genau und fragte auch noch einen aus der Mannschaft. Er war von ihrem Bericht so beeindruckt, daß er seine Ergebnisse dem Professor für Naturgeschichte an der Edinburger Universität mitteilte. «Kein einziger von den sechs Männern dachte einen Augenblick daran, zu bezweifeln, daß es sich um eine Seejungfrau handelte. Man kann ihren Bericht auch nicht abtun, indem man sagt, sie hätten wahrscheinlich vor Furcht gar nicht erst richtig hingeschaut. Denn Seejungfrauen sind für

diese Fischer gar nichts Schreckliches. Vielmehr gelten sie als durchaus willkommene Gäste und werden nur dann für gefährlich angesehen, wenn man sie schlecht behandelt.»

Soweit die Reaktion der Fischer. Mr. Edmondston ließ den Universitätsprofessor nicht im geringsten Zweifel über das, was er selbst dachte; er schloß seinen Bericht: «Der übliche Einwand der Skeptiker, daß See- und andere Tiere des Meeres, die unter bestimmten Bedingungen erscheinen, eine erregte Einbildungskraft belasten und dadurch die Beobachtungsgabe täuschen, verfängt hier nicht. Es scheint mir unmöglich, daß sich diese sechs Shetländer Fischer in solcher Weise geirrt haben.»

So wurde die Existenz der Seejungfrauen immer wieder verteidigt, das gibt auch Thomas Moule in seiner «Heraldik der Fische» 1842 zu; dann schreibt er allerdings: «Ich finde es nötig, darauf hinzuweisen, daß Wesen von der Art, wie sie gewöhnlich beschrieben werden, in den Weiten des Meeres völlig ohne Verteidigung leben und eine willkommene Beute von Haifischen und anderen Raubtieren des Meeres sein müssen. Denn sie können weder sehr schnell entkommen noch irgendwelchen Widerstand leisten. Seejungfrauen könnten im Meer nur dann existieren, wenn sie, wie andere Fische, die sich nicht verteidigen können, in großen Schwärmen erschienen und wenn sie ihre Art dadurch vor der Ausrottung bewahrten, daß sie immer in großen Zahlen auftreten. Wenn dem aber so wäre, müßte ihre Existenz, die man immer noch bezweifelt, schon lange Zeit bewiesen sein.»

Dieser Einwand gegen die Existenz der Seejungfrauen ist völlig neu; aber der gesunde Menschenverstand neigt dazu, ihm zuzustimmen. Das von Thomas Moule beschworene Bild einer großen Herde von Seejungfrauen ist gewiß nicht ohne Reiz; es erinnert uns an die Ozeaniden, von denen es ja immerhin dreitausend gab. In den Gewässern des griechischen Altertums waren, nach allen Überlieferungen, diese lieblichen Seenymphen in so großen Scharen zu sehen, daß Moules Sorge um ihren Fortbestand grundlos wäre.

Inzwischen erfreuten die britischen Zeitungen ihre Leser immer aufs neue mit Berichten über Seejungfrauen. Ein Artikel aus der «Shipping Gazette» vom 4. Juni 1857 veröffentlichte die Aussagen einiger schottischer Matrosen; sie beschworen, vor der englischen Küste ein Wesen «von der Gestalt einer Frau, mit voll entwickelter Brust, dunkler Haut und einem sympathischen Gesicht» gesehen zu haben.

Im gleichen Jahr schrieb ein englischer Forscher, der sich mit schottischen Volksüberlieferungen beschäftigt hatte, vor «weniger als fünfzig Jahren» sei eine Seejungfrau für die Menschen seines Heimatortes

Cromarty noch ein sehr alltäglicher Anblick gewesen. Das betreffende Wesen hegte eine besondere Vorliebe für einen Felsen östlich der Stadt und war in mond hellen Nächten in der überlieferten Pose aller Seejungfrauen zu sehen.

1870 berichtete ein gewisser Sir Hugh Reid noch einmal über eine Seejungfrau, die von damals noch lebenden Zeugen gesehen wurde. Er selbst, so schreibt er, sprach mit einem Mann aus dem Dorfe Buchan, «der unter einer großen Klippe der Bullers of Buchan eine Seejungfrau gesehen und mit ihr gesprochen hatte».

Am 31. Oktober 1881 brachte eine amerikanische Zeitung aus Boston einen Bericht von einer Seejungfrau, welche in der Aspinwall Bay gefangen und nach New Orleans gebracht wurde:

«Dieses Wunderwesen aus der Tiefe ist ganz vorzüglich erhalten. Kopf und Körper einer Frau sind gut und deutlich zu erkennen; alle Züge des Gesichtes sowie Augen, Nase, Mund, Zähne, Arme, Brüste und Haare entsprechen genau denen eines menschlichen Wesens. Das Haar auf ihrem Kopf ist von einer bleichen, seidigen, blonden Farbe und mehrere Zoll lang. Ihre Arme enden in Klauen mit scharfen Nägeln anstelle von Fingern, wie die Klauen eines Adlers. Von den Hüften nach oben ist die Ähnlichkeit mit einer Frau vollkommen. Aber von dort nach unten sieht ihr Körper genauso aus wie ein gewöhnlicher Thunfisch aus unseren Gewässern: mit Schuppen, Flossen und einem vollständigen Schwanz. Viele alte Fischer und Angler, die aus Liebhaberei aufs Meer fahren, behaupten, nachdem sie sie betrachtet hatten, sie hätten niemals einen derartigen Fisch gesehen; Wissenschaftler und Forscher sind bereit, die Existenz eines solchen Fisches anzuerkennen, und meinen, wenn Seejungfrauen wirklich Fabelwesen seien, könnten sie diesen seltsamen Fang aus dem blauen Meer nicht recht einordnen.»³

Auf den ersten Blick neigt man zu der Vermutung, dieses Wunder aus der Tiefe der Meere sei wieder einmal eine jener Seejungfrauen, die das ganze 18. und 19. Jahrhundert hindurch angeblich auf hoher See gefangen und dann ausgestellt wurden. Aber die Seejungfrau aus der Aspinwall Bay war wohl doch keine Fälschung: der Zeitungsartikel behauptet ausdrücklich, sie sei sehr gut erhalten gewesen. Die erfahrenen Fischer und Wissenschaftler, die sie untersuchten, würden einen Betrug wohl schnell aufgedeckt haben; ihr Urteil lautete jedoch: wenn das Wesen keine Seejungfrau sein könne, weil es Seejungfrauen nicht gebe, dann wüßten sie nicht, was es sei.

Auch gegen Ende des 19. Jahrhunderts erschienen noch immer neue Seejungfrauen. 1890 sah man eine bei Deerness in Orkney, und zwei Jahre

später konnten ein paar Fischer sie noch einmal beobachten. Sie hatte «einen kleinen schwarzen Kopf, einen weißen Körper und lange Arme». Kurz darauf wurde vor derselben Küste noch einmal ein Seewesen gesichtet, das man für die gleiche Seejungfrau hielt. Dieses Mal versuchte einer der Beobachter, sie durch Flintenschüsse zu erlegen, aber ihr Körper konnte nicht geborgen werden.⁴

Nach einem anderen Bericht aus der gleichen Zeit sah eine Bauersfrau in Birsay zwischen den Küstenfelsen ein Seeungetüm. Sie holte ihren Mann rechtzeitig genug herbei, so daß er das Tier noch gut betrachten konnte. Er beschrieb, «es sei mit braunem Haar bedeckt gewesen». Seine Frau faßte ihren Eindruck in wenigen Worten zusammen: «Es war eine gutaussehende Person.» Die beiden versuchten, es zu fangen, aber das Wesen war klug genug, schnell unter Wasser Zuflucht zu suchen, und tauchte nicht wieder auf.

Ein englischer Chronist notierte in seinen «Annalen von Peterhead», daß «nach der Erinnerung einiger alter Männer eine Seejungfrau sich einmal auf den Bugspriet eines kleinen Bootes aus Peterhead setzte, das zwischen den Felsen in der Nähe von Slains Castle durchzufahren versuchte. Bei dieser Fahrt ertranken alle Mann an Bord außer einem; dieser brachte die Nachricht davon an Land».

Die ganze Geschichte beruht also auf dem Zeugnis eines einzigen Mannes, eines Schiffbrüchigen, und sie unterscheidet sich nicht unwesentlich von allen bisher erwähnten. Denn sie gibt ja wohl zu verstehen, daß das Schiff nur deshalb unterging, weil sich eine Seejungfrau auf seinen Bugspriet gesetzt hatte. Sie gehört also zu jener Gruppe von Überlieferungen, in welchen eine Seejungfrau durch ihr Erscheinen ein Schiff und seine Mannschaft ins Verderben stürzt.

Unsere Leser werden bemerkt haben, daß kein einziger Augenzeuge in diesen Geschichten auch nur den Versuch unternahm, die Seewesen, welche er beobachtete, den legendären Vorstellungen von Wassermännern und Seejungfrauen ähnlich zu machen. Nur äußerst selten singen oder sprechen diese halb menschlichen und halb meerrischen Wesen. Auch sagen sie weder die Zukunft voraus, noch beschwören sie Unglück herauf. Und nur selten haben sie irgend etwas mit den schönen Seejungfrauen der alten Legenden gemein; im Gegenteil: meistens werden sie als ausgesprochen häßlich beschrieben. Und obwohl diese Seejungfrauen fast ausschließlich Männern erschienen, scheinen sie niemals ihre lange gefürchteten Verführungskräfte erprobt zu haben.

Alle Berichte scheinen ehrliche, unverfälschte Erzählungen dessen zu sein, was Augenzeugen sahen oder zu sehen glaubten. Die Gewährsleute

widerstanden der Versuchung, ihre Geschichten auszuschnücken und die Wesen, die sie sahen, mit der Seejungfrauenüberlieferung in Einklang zu bringen. Besonders im Fall der zwei vorzüglich dokumentierten Beobachtungen aus Campbeltown und aus Benbecula erschwerte diese Tatsache es aufs äußerste, ein Urteil zu fällen, was für eine Art von Seewesen nun wirklich so genau beobachtet und so getreulich beschrieben wurde.

Andererseits können wir uns, nach dem Vergleich vieler Berichte über Erscheinungen von Seejungfrauen auf englischen Küsten, nicht ganz des Verdachtes erwehren, daß die Öffentlichkeit recht häufig mit Absicht irreführt und getäuscht wurde. Jedenfalls wissen wir dies bei einem der Berichte ganz genau.

Ein exzentrischer junger Mann namens Robert S. Hawker, der später Vikar von Morwenstow wurde, spielte vor der Küste von Bude mit einem Vergnügen, das sich nicht recht mit seinem späteren geistlichen Beruf vereinbaren ließ, eines Tages eine Seejungfrau. Im Juli 1825 oder 1826 schwamm er in einer Vollmondnacht zu einem Felsen vor der Küste und machte sich eine lange Perücke aus Seegras. Seinen Unterkörper wickelte er in Olhaut, stülpte die Perücke auf und saß nun, von den Hüften an nackt, auf dem Felsen. Einen Spiegel in der Hand haltend, sang er so lange, bis die Aufmerksamkeit einiger Leute auf der Küste erregt war. Sie verbreiteten natürlich schnellstens die Nachricht, in Bude sei eine Seejungfrau mit einem Fischschwanz zu sehen, die auf einem Felsen sitze, singe und ihr Haar kämme.

In hellen Scharen kamen die Leute an jenes Ufer, hörten sich den Seejungfrauengesang an und starrten voll geheimer Furcht so lange hinaus, bis die Seejungfrau endlich ins Meer tauchte und verschwand. Mehrere folgende Nächte hindurch kamen die Leute auch aus den Nachbardörfern herbei, um dieses Wunder des Meeres zu sehen und zu hören. Und die Seejungfrau war so freundlich, pünktlich jede Nacht zu erscheinen, sich auf dem Felsen niederzulassen und zu singen. Allerdings sang «sie» alles andere als schön, wenn man einer späteren Monographie über den Vikar von Morwenstow Glauben schenken darf.

Nachdem Robert Hawker so mehrmals hintereinander erschienen war, wurde er heiser und war seine Vorstellungen leid. Deshalb beendete er eines Abends sein Programm mit einem gut erkennbaren *God-save-the-King*-Geheul und sprang ins Wasser; seitdem ward die Seejungfrau von Bude nicht mehr gesehen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir einige Beispiele von falschen Seejungfrauen betrachten. Im 19. Jahrhundert häuften sich die gescheiten

und plumpen Versuche, einem leichtgläubigen Publikum vorzuspiegeln, es betrachte wirklich eine gefangene Seejungfrau.

Seit dem 16. Jahrhundert wissen wir es mit Sicherheit, aber möglicherweise gab es derlei auch schon früher, daß kluge Geschäftsleute ohne zu zögern Wunschdenken und Neugierde ihrer Mitmenschen ausnutzten, indem sie abnorme und gefälschte Wesen öffentlich ausstellten und mit dem Eintrittsgeld ihre Taschen füllten.

Wie gut die Menschen der Elisabethanischen Zeit auf solche Gegenstände ansprachen, schildert Shakespeare überaus deutlich im 2. Akt des «Sturm»: als Trinculo den mißgebildeten Caliban sieht, fragt er sich: «Was gibt's hier? Ein Mensch oder ein Fisch? . . . Ein seltsamer Fisch . . . Beine wie ein Mensch, seine Floßfedern wie Arme.» Und Trinculo überlegt sich, voll Trauer, welche Reichtümer er mit Caliban erwerben könnte: «Wenn ich nun in England wäre, wie ich einmal gewesen bin, und hätte den Fisch nur gemalt, jeder Pflingstnarr gäbe mir dort ein Stück Silber. Da wär ich mit dem Ungeheuer ein gemachter Mann. Jedes fremde Tier macht dort seinen Mann. Wenn sie keinen Deut geben wollen, einem lahmen Bettler zu helfen, so wenden sie zehn dran, einen toten Indianer zu sehen.»

Ein Hinweis, daß es auch im 17. Jahrhundert falsche Seejungfrauen gab, erscheint im Reisebericht des Boullaye le Gouz. Er hatte eine mumifizierte Hand «einer Sirene oder Fischfrau» an Bord seines Schiffes mitgenommen, mußte sie aber zu seinem großen Ärger ins Meer werfen, weil die abergläubische Mannschaft sich davor fürchtete.

Im sechsten Kapitel dieses Buches hörten wir bereits von der unvollständigen Haut einer Seejungfrau: «Am 18. November 1565 . . . sahen wir eine Seejungfrauenhaut, die man vor vielen Jahren erworben hatte. Ihr Unterteil endete wie ein Fisch, von der oberen Hälfte waren nur Nabel und Brüste übrig, Arme und Kopf dagegen verlorengegangen.» Wahrscheinlich war auch dies eine Fälschung.

Verständlicherweise setzte man viel lieber Seejungfrauen als Wassermänner zusammen, aber es gibt ein paar Zeugnisse, daß man den Wißbegierigen auch falsche Wassermänner aufzuschwatzen versuchte. Einer der merkwürdigsten Berichte handelt nicht einmal von einem künstlich zusammengesetzten Wassermann, sondern einem lebenden Menschen. Er erscheint in einer spanischen Novellensammlung aus der Zeit des Cervantes und beschreibt, daß spanische Matrosen einen von der Witterung und vom Ungeziefer grausig entstellten Matrosen auf einer Insel entdeckten, auf welcher er als Schiffbrüchiger gestrandet war. Sie retteten ihn, taten aber dann dem unglücklichen Mann etwas Schreckliches an: Sie zwangen

ihn, «nackt, schmutzig und tätowiert» in einem Zuber voll Wasser zu leben, und stellten diese traurige Gestalt in ganz Spanien zur Schau.⁵

Gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als die Skeptiker immer mehr die Oberhand über die Leichtgläubigen gewannen, wurden die Fälschungen zahlreicher und vor allem öffentlich bekannt. Die Herausgeber der damaligen Zeitungen und Zeitschriften gierten natürlich nach allen Neuigkeiten, und ihre Mitarbeiter lieferten fleißig die unmöglichsten «Berichte». Viele Artikelschreiber redeten sich gewaltig in Rage, wenn es darum ging, sich über Seejungfrauen zu zerstreiten.

Im allgemeinen waren die künstlich zusammengesetzten Seejungfrauen und Wassermänner recht abstoßende Wesen, aus dem Oberkörper eines Affen und dem Schwanz eines Fisches zusammengenäht. Japanische Handwerker erwiesen sich bei der Herstellung solcher falscher Seejungfrauen als besonders geschickt und wandten große Mühe darauf, die Fälschung nicht allzu leicht aufdecken zu lassen. Obwohl diese mumifizierten Wesen wenig Ähnlichkeit mit den lieblichen Seejungfrauen der alten Legenden hatten, so waren doch alle, die sie untersuchten, darüber einig, daß solche Präparatorkunststücke auf ihre Weise zweifellos kleine Kunstwerke waren. Neugierige, die gegen hohes Eintrittsgeld solche Seejungfrauen besichtigten, bekamen meist eine ganz realistisch klingende Geschichte zu hören über ihre Entdeckung und ihren Fang, der gern in weitentfernte Meere gelegt wurde.

Am 23. Januar 1738 behauptete jedoch eine Anzeige in der Londoner «Daily Post»:

«Zu sehen ist neben der Crown Tavern in der Threadneedle Street hinter der Königlichen Börse, um einen Schilling pro Person, der Wunderfisch oder die Seejungfrau, von acht Fischern am Freitag, dem 9. September vorigen Jahres, bei Topsham Bar in der Nähe von Exeter gefangen. Sie wurde vielen Gebildeten gezeigt, auch den Herren der Universitäten in Exeter, Bath und Bristol, und diese erklärten, sie hätten niemals Ähnliches gesehen; so bemerkenswert ist diese Absonderlichkeit unter den Wundertaten der Schöpfung. Diese ungewöhnliche Naturerscheinung stellt vom Schlüsselbein den ganzen Körper hinunter dar, was die Alten eine Seejungfrau nannten; trägt auf jeder Schulter einen Flügel wie der Cherub, den die Bibel erwähnt; hat, wie ein gewöhnlicher Mensch, Rippen, Brüste, Schenkel, Füße und Gelenke, die deren rechte Bewegung gestatten, und auf jedem Schenkel eine Flosse. Der Schwanz, ähnlich dem eines Delphins, ringelt sich bis zu den Schultern empor; die Vorderseite des Körpers ist sehr weich, aber die Haut auf dem Rücken rauh. Der Hinterkopf ist mit einer Löwenmähne bewachsen; das Wesen hat einen

großen Mund, scharfe Zähne, zwei Augen, Kiemen, Nasenlöcher und einen dicken Hals.»

Daß dieses Wesen wie ein Cherub auf jeder Schulter einen Flügel trug, ist ein ganz eigener Zug, der wohl besonders die gottesfürchtigen Leute diesem Wunder der Schöpfung zuführen sollte. Aber die scharfen Zähne, die Kiemen und der dicke Hals dieser Seejungfrau müssen viele Leute veranlaßt haben, all ihre altgewohnten Vorstellungen von einer Seejungfrau zu revidieren.

Im Dezember 1820 berichtete der Herausgeber des «Gentleman's Magazine»: «Eine der naturgeschichtlichen Seltsamkeiten, an welche viele Menschen um keinen Preis der Welt glauben wollen und die man als Seejungfrau bezeichnet, ist an Bord der *Borneo*, die jetzt in der Themse vor Anker liegt, angekommen. Sie wurde in Bencoolen in Sumatra erworben. Vom Kopf bis zu den Hüften ist sie eine vollkommene menschliche Gestalt, und der Rest des Körpers besteht aus einem Fischschwanz, der an den eines Delphins erinnert.»

Als sich dann im Mai 1821 ein Leser noch einmal nach diesem Wesen erkundigte, antwortete ihm der Herausgeber ohne Zögern, es habe sich dabei um ein Säugetier gehandelt, das man «irrtümlich Seejungfrau nennt». Er schreibt, diese besondere Tierart habe Flossen, die ähnlich wie eine menschliche Hand aussehen, und die Weibchen hätten großentwickelte Brüste. Solche Wesen, meint er, hätten den bekannten Volksglauben hervorgerufen; jedoch: «Das Gesicht sieht alles andere als menschlich aus, der Kopf trägt nicht nur keine langen, sondern überhaupt keine Haare.»

1822 jedoch kam ein Amerikaner nach London, um mit der Ausstellung einer Seejungfrau ein gutes Geschäft zu machen. Er war Kapitän und Teilhaber eines Handelsschiffes gewesen und hatte seine Anteile verkauft, um für sechstausend Dollar dieses «achte Weltwunder» zu erwerben, das er in China entdeckt hatte. Missionare und andere Reisende hatten ihm davon berichtet; einer, der es vor seiner Abreise in die westliche Hemisphäre gesehen hatte, soll ausgerufen haben: «Jetzt kann ich Gott preisen und sterben, denn ich habe eine Seejungfrau gesehen.»

Der Amerikaner hatte vor, diese Seejungfrau in Europa auszustellen, und kam nach London in der Hoffnung, er werde seine sechstausend Dollar schnell zurückhaben. Er mietete in der St. James Street einen Ausstellungsraum, in dem er die Seejungfrau zeigte, und mußte pro Tag «für die zu erwartende Abnutzung der Teppiche im Haus» fünf Guineen zahlen. Er versprach, wenn er das Geld wiederhabe, das er für sie ausgegeben hatte, wolle er die Seejungfrau zur Verfügung stellen, damit sie seziiert und ihre Echtheit bewiesen werde.

Obwohl viele Leute sie für echt ansahen, waren die meisten Londoner wenig gesonnen, der gütigen Vorschung für diese Seejungfrau zu danken; sie interessierten sich nur wenig dafür, und schon nach wenigen Tagen mußte die Ausstellung schließen; der Vermieter der Teppiche hatte sein Geld verdient, und die Seejungfrau brauchte kein Seziermesser zu fürchten.

Kurz nachdem diese erfolglose Ausstellung geschlossen hatte, hörte der städtische Magistrat in der Bow Street von einer anderen Seejungfrau, die in wesentlich schlechterer Gesellschaft am Strand zur Schau gestellt wurde.

Eine Zeitung vom 8. Dezember 1822 berichtet: «Zitternd vor Furcht, betrat ein Mann das Magistratsbüro und bat um den Schutz seiner Person, seiner Seejungfrau und seines klugen Schweines.»

Als die Magistratsbeamten seine verwirrten Reden durch Fragen zu klären versuchten, erläuterte der erregte Mann, er besitze eine Seejungfrau und ein kluges Schwein und stelle diese Merkwürdigkeiten am Strand aus, den er eigens zu diesem Zweck gemietet habe. Als er eine Gesellschaft besserer Damen und Herren am Donnerstagabend durch seine Sammlung geführt habe, seien zwei wildaussehende Gesellen hereingestürmt, «einer in ein schwarzes Seidengewand gekleidet und mit einem Schnurrbart», und hätten die Ausstellungsobjekte sehen wollen. Der Besitzer erklärte ihnen, «er denke nicht daran, sie in dieser seltsamen Aufmachung unter sein besseres Publikum in die Räume zu lassen, aber er wolle ihnen gerne alles zeigen, wenn sie am nächsten Morgen wiederkämen». Die Männer gaben sich mit diesem Angebot nicht zufrieden und erhoben solch ein Geschrei, daß sich der Inhaber der Ausstellung, der um seinen Ruf fürchtete, gezwungen sah, die Türen schließen zu lassen und sie hinauszuerwerfen, worauf sie «eine erregte Volksmenge vor dem Hause sammelten». Nach einiger Zeit gingen sie fort und schworen laut, sie würden in der nächsten Nacht wiederkommen und «ihn in die Luft sprengen, sein Schwein rösten und die Seejungfrau zerhacken».

Der Besitzer nahm diese schreckliche Drohung sehr wörtlich und bat um den Schutz des Magistrats. Die Beamten fragten ihn, ob es sich um die gleiche Seejungfrau handle, die bei St. James' ausgestellt worden war. Darauf erwiderte er: «Um Gottes willen, nein! Aber es ist etwas sehr Ähnliches.» Gut vorbereitet, wie Schausteller sind, zeigte er ihnen einen Handzettel, damit sie selbst beurteilen konnten, was für Seltsamkeiten er einem geschätzten Publikum zur Besichtigung bot. Die Beamten wimmelten den Mann ab, indem sie ihm zu erklären versuchten, wahrscheinlich sei der Zwischenfall nicht mehr als das Randalieren zweier Betrunkener;

nach ihrer Meinung brauche er keine Furcht zu haben. Falls er aber wirklich glaube, daß die Männer zurückkommen und ihre Drohung ausführen würden, wollten sie ihm einen Polizisten des zuständigen Reviers zur Verfügung stellen, dem er die zwei übergeben solle.

Vor dem Zivilgericht von Chancery prozessierte man im Jahre 1836 ganz öffentlich um eine nachgemachte Seejungfrau. Damals verkündeten Zeitungsanzeigen, aus fernen Ländern sei eine Seejungfrau angekommen und werde im West End von London ausgestellt. Obwohl dieses Wesen in seinem Glaskasten äußerst abstoßend aussah, hatte die Ausstellung großen Erfolg, und ihre Inhaber verdienten viel Geld dabei. Aber dann konnten sie sich über die Teilung des Erlöses nicht einig werden und brachten ihren Fall vor Gericht, das den wahren Eigentümer der Seejungfrau feststellen sollte. Man erfuhr später, daß sie aus der Haut eines Affen gemacht war, welche man ausgestopft, lackiert und mit dem Körper und Schwanz eines Lachses zusammengenäht hatte. Matrosen eines holländischen Schiffs hatten sie in Malacca gekauft, und die Leute dortzulande, so hieß es, verehrten dieses Affenfräulein sehr.

Phineas Taylor Barnum zählte eine gefälschte Seejungfrau zu den Attraktionen seiner berühmten «Größten Schau der Welt», welche er 1871 zum erstenmal zusammenstellte. Diese Seejungfrau brachte dem geschickten alten Geschäftsmann beträchtliches Geld ein, obwohl er sie ganz umsonst ausstellte, wie er in einem Vortrag über den «Humbug» eingestand: sie war für einen Schilling zusammen mit allen anderen Kuriositäten seines «Museums» zu sehen. Draußen hing ein blickfängerisches Bild dreier lieblicher Frauen mit langen Haaren und Kamm und Spiegel, die sich in einer Grotte unter dem Meere verschönerten. Barnum war jedoch so klug, mit keinem Wort zu versprechen, daß seine Seejungfrau wie die abgebildeten Schönheiten aussah. Aber das Bild zog unwiderstehlich die Leute an, und die Ankündigung: «Neuerdings ist im Museum eine Seejungfrau zu sehen – keine erhöhten Eintrittspreise», lockte Tausende von Menschen an die Kasse. Sie sahen ein scheußliches Wesen, aber Barnum meinte: obwohl die Seejungfrau nicht so recht das war, was sie erwartet hatten, lohnten doch die anderen Kuriositäten das Eintrittsgeld von einem Schilling.

1878 machte ein englischer Geistlicher, der sich viel mit Dämonenglauben und Hexenwesen seiner Zeit beschäftigte, eine interessante Beobachtung; er schrieb: «Vor nicht langer Zeit stand ich vor einem Schaukasten in Ostende, in dem eine japanische Sirene ausgestellt war. Die geschickte Fälschung interessierte mich weit weniger als die Bemerkungen der vorbeigehenden oder eine Zeitlang das Wesen anstarrenden Men-

schen. Am häufigsten fragten sie einander sehr ernsthaft, ob sie singen könne, ihre Haare kämme, ein verzaubertes Wesen sei oder eine Seele besessen habe, die man retten könnte. Jede dieser Fragen zeigte, daß man dabei an Circe, Odysseus, die Sirenen und an andere antike Überlieferungen dachte.»

Zwei nachgemachten Seejungfrauen widerfuhr sogar die Ehre, im Museum der Königlichen Chirurgenschule in London ausgestellt zu werden. Eine davon hatte man erst 1937 von einem bekannten Kuriositäten-sammler erworben. Beide Seejungfrauen fielen dem zweiten Weltkrieg zum Opfer, und genaue Beschreibungen von ihnen sind nicht zu erhalten.

Aber es gibt immer noch falsche Seejungfrauen. 1961 faßte das Britische Museum voll Humor in einer Ausstellung die gefälschten Bücher, Bilder, Plastiken und Antiquitäten aus seinen Beständen zusammen. In einer Vitrine gab es auch zwei falsche Seejungfrauen, die wahrscheinlich im 17. Jahrhundert gefertigt wurden. Eine besteht ganz klar erkennbar aus dem Kopf und Oberkörper eines Affen, woran ein Fischeschwanz genäht ist. Die andere und überzeugendere Fälschung zeigt eine kleine Seejungfrau, deren winziger runder Kopf graziös auf ihrer rechten Schulter ruht; ihren Schwanz hat sie weit über den Rücken emporgereckt. Das Museum bekam sie aus einer Familie, in deren Besitz sie dreihundert Jahre überstanden hatte. Sie war so schön präpariert, daß man es nicht für ausgeschlossen hielt, sie könne vielleicht doch echt sein. Aber eine Röntgenfotografie machte deutlich die Drähte sichtbar, mit denen ihr Inneres geschickt zusammengehalten ist.

Trotzdem: diese zwei kleinen Fälschungen strahlten einen eigenen Zauber aus, ein wenig traurig und ein wenig unheimlich. Das Interesse des Publikums war ihnen jedenfalls immer sicher.

In der Volksüberlieferung von England, Wales und Irland

Die alten Seegottheiten, welche man in der englischen Frühzeit verehrte, mußten dem Christentum weichen; wie langsam sie das taten, sahen wir bereits. Auch die Flußgottheiten und die Nymphen der Seen und Bäche wurden im Laufe der Zeit durch den neuen Christengott in den Hintergrund gedrängt; sie verschwanden aus den Gegenden, die sie hervorgebracht hatten. Aber als ferne Nachklänge blieben sie weiter vernehmbar: einige ihrer Riten und Zeremonien gingen anstandslos in der neuen Religion auf; andere wurden von denen weiter gepflegt, die dem alten Glauben nicht gänzlich abschwören mochten, und blieben zum Teil sehr lange Zeit lebendig. Wir erinnern daran: irische Fischer von der Insel Lewis brachten dem Seegott Shony noch im 19. Jahrhundert Trankopfer dar. So werden tatsächlich noch heute zahlreiche Wassernymphen und Meergeister aus vorchristlichen Zeiten an jenen Orten, wo man sie auch früher schon verehrte, im besten Angedenken gehalten.

Die Seejungfrauen, deren Ahnenreihe weiter zurückreicht als die der anderen See- und Flußgötter Britanniens, überlebten sie alle. Noch lange Zeit, nachdem man sie sozusagen offiziell als ganz und gar mythische Gestalten entlarvt hatte, blieben sie eine Macht, mit der man rechnen mußte. Mehr noch, in entlegeneren Gegenden Englands ist der Glaube an Seejungfrauen, so verborgen er auch blüht, bis zum heutigen Tage immer noch nicht ganz ausgestorben. Und genau, wie es Familien und Sippen gibt, die von Seehunden abstammen wollen, so ist eine ganze Reihe englischer Familien auf einen Wassermann oder eine Seejungfrau als Vorfahr ihres Geschlechtes stolz.

Seejungfrauen spielen also in den britischen Volksüberlieferungen eine große Rolle. Aber fast überall folgen die Geschichten über sie den alten erzählerischen Mustern und bewahren auf diese Weise, was je von Seejungfrauen gedacht und geglaubt wurde. Einmal erscheinen sie als gefährliche Sirenen, vor deren Kraft weder Schiffe noch Matrosen sicher sind; ein anderes Mal als Meermädchen, die sich danach sehnen, eine Seele zu bekommen, und deshalb sterbliche Menschen heiraten.

Manchmal zwingt ein Mensch eine Seejungfrau, auf dem Lande zu leben und ihn zu heiraten, indem er ihr die Zauberkappe raubt, ohne die sie nicht ins Meer zurückkehren kann. Geschichten dieser Art enden meistens damit, daß die Seejungfrau die Kappe eines Tages findet und sofort ins Meer entflieht.

Durch Verwünschungen, die sich immer erfüllen, nimmt sie Rache an Menschen, welche sie beleidigt oder mißachtet haben. Sie besitzt, wie die Seegottheiten des alten Griechenland, prophetische Kräfte und kann zum Dank für gute Taten, die man ihr zuliebe tat, Wünsche erfüllen.

In den verschiedenen Gegenden des Landes kennt man sie immer wieder unter anderen Namen, aber die Geschichten sind überall, wo sie heimisch war, eng miteinander verwandt.

Eine Darstellung der Rolle, die sie in der Volksüberlieferung der britischen Inseln spielt, würde allein ein ganzes Buch füllen. Deshalb mußten wir hier, nicht ohne Bedauern, eine Auswahl aus dem überlieferten Material treffen, in der manch eine Geschichte, die des Erzählens wert wäre, nur in Andeutungen erwähnt werden konnte.

Wir hörten, daß Gervase von Tilbury 1211 in seinen «Otia imperialis» versicherte, in den Meeren Britanniens finde man eine große Zahl von Wassermännern und Seejungfrauen. Aber im Vergleich mit anderen britischen Inseln gab es an den Küsten Englands eigentlich recht wenige; die meisten noch an der Küste von Cornwall.

Dort nannte man sie *merrymaids*, und sie galten als Verwandte der bretonischen Morgan (Seejungfrau) und der Morverch (Seetochter). Wahrscheinlich leiten die Dörfer Morva und Morvell, in der Nähe von Liskeard, ihre Namen von Morverch her, sind also nach einer Seejungfrau benannt.¹ Es ist möglich, daß auch das Dorf Morwenstow von einer Seejungfrau seinen Namen bekam, obwohl die meisten Forscher vermuten, die Gemeinde verdanke ihren Namen dem Heiligen Morwenna, welcher vor 1500 auf einer Felsklippe als Einsiedler lebte; die Kirche des Ortes ist noch heute ihm geweiht.²

Der Pastor Hawker, ein Vikar aus Morwenstow, von dessen sehr erfolgreicher Seejungfrauendarstellung wir bereits hörten, wußte genau, daß in seiner Gemeinde noch viele Christen an Seejungfrauen glaubten. Eines Tages unterhielt sich Hawker mit einem alten Herrn, Anthony Clevedon aus Wellcome, den man dort nur als Onkel Tony kannte.

Onkel Tony sagte: «Herr Pfarrer, es gibt da etwas, das ich Sie fragen möchte; wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, so ist es dies: Warum verliert eine Seejungfrau, die selbst bei schrecklichstem Sturm auf dem Wasser schwimmt, nie ihren Spiegel und ihren Kamm?»

Darauf antwortete, nach einigem Nachdenken, der Vikar: «Nun, mein lieber Tony, ich denke mir: wenn es überhaupt solche Wesen gibt, dann müssen Kämme und Spiegel wohl auf irgendeine Weise an ihre Körper angewachsen sein, wie die Flossen an einen Fisch.»

«Wer hätte das gedacht!» sagte Tony und kicherte vergnügt. «Was ist es für eine herrliche Sache, die heiligen Schriften so gut zu kennen wie Sie, Herr Pfarrer. Ich hätte das niemals herausbekommen.»

Dann klagte der alte Mann, er habe nun schon fünfzig Jahre gewartet und keinen Augenblick den Glauben und die Hoffnung aufgegeben, aber: «Ich hatte nie in meinem Leben Gelegenheit, eine Seejungfrau zu sehen.» Dies enttäuschte ihn um so mehr, als sein Vater zweimal solches Glück hatte; zuerst hörte er die Seejungfrauen nur singen. Zwar konnte er den Text ihres Liedes nicht verstehen, «aber er klang genau wie die Stimme von Bill Martin, der den zweiten Bariton im Kirchenchor singt». Die Musik war traurig und feierlich, andererseits aber «so süß, daß er all seine Kraft zusammennehmen mußte, sich zurückzuhalten und nicht unverzüglich der Stimme ins Meer hinein nachzustürzen». Bei der zweiten Gelegenheit überraschte er eine Seejungfrau, die auf einem Felsen saß und ihre langen Haare mit solcher Aufmerksamkeit kämmt, daß sie den heranschleichenden alten Mann nicht bemerkte. Dieser träumte gerade davon, nun könne er sie gewiß «um die Hüften fassen», da drehte sie sich um und sah ihn. Sie tauchte unverzüglich ins Meer «und sprang dann vergnügt im Wasser herum, warf meinem armen Vater spöttische Blicke zu und grinste wie ein Seehund».

Am bekanntesten wurde eine Seejungfrau aus Zennor in Cornwall; sie ist auf einer Kirchenbank im Dom des Städtchens, die im 15. Jahrhundert geschnitzt wurde, abgebildet; nach alten Überlieferungen soll sie oft auf dieser Bank gesessen haben (Tafel VIIa).

«Die Seejungfrau kam den kleinen Fluß vom Meer heraufgeschwommen, um dem herrlichen Gesang eines Chorknaben namens Matthew Trewhella zu lauschen. Es gelang ihr, ihn zur Küste hinunterzulocken; dort zog sie ihn ins Meer, und er ward nie wieder gesehen. Noch viele Jahre danach konnte man in Pendour Cove seine Stimme hören: er sang unter der Wasseroberfläche für seine Seejungfrauenbraut.»

Obwohl man Matthew Trewhella in Zennor niemals wiedersah, beweist eine merkwürdige Fortsetzung dieser Geschichte, daß seine Vereinigung mit der Seejungfrau von Nachwuchs gesegnet war. Einige Jahre nachdem er verschwunden war, tauchte eine Seejungfrau aus dem Meer auf; sie beklagte sich bei einem Kapitän, dessen Schiff vor Pendour Cove festgemacht hatte, sein Anker liege direkt vor der Tür ihrer untersee-

ischen Wohnung, und nun könne sie nicht zu ihrem Mann, Matthew Trewella, und zu ihren Kindern zurückkehren. Der Kapitän gab unverzüglich Befehl, den Anker zu lichten, und als er nach Zennor zurückkam, berichtete er den Einwohnern der Stadt von Matthews Weiterleben. Daraufhin beschlossen sie, «um an den seltsamen Zwischenfall zu erinnern und andere junge Männer vor den Lockungen der Merrymaids zu warnen, die Gestalt der Seejungfrau in der Kirchenbank einschneiden zu lassen».

Auch in anderen Küstenstädten Cornwalls gibt es alte Seejungfrauenüberlieferungen. Eines dieser Wesen, das sich besonders des Hafens von Padstow angenommen hatte, ist allein dafür verantwortlich, daß das Hafenbecken jetzt hoch mit Treibsand gefüllt ist. Heute ist es kaum noch zu gebrauchen, obwohl in früheren Zeiten das Wasser dort tief genug war, um die größten Schiffe aufzunehmen. Denn eines Tages, als die Seejungfrau sich im Meer vergnügte, schoß ein Mann nach ihr, und sie schwor, bevor sie verschwand, der Hafen werde für ewige Zeiten unbrauchbar sein. Nach der Aussage eines Einwohners von Padstow wird der Hafen weiterhin unbenutzbar bleiben, «es sei denn, die Priester finden heraus, wie sie diesen Fluch der Seejungfrau aufheben können».³

Von der Stadt Seaton in der Nähe von Looe gibt es eine sehr ähnliche Geschichte: auch ihr Hafen wurde durch Treibsand versperrt, als ein Matrose der ehemals blühenden Hafenstadt eine Seejungfrau verletzt hatte.

Die Seejungfrauen waren, wie wir sehen, immer schnell bei der Hand, sich für Unbill zu rächen, das ihnen von Menschenhand widerfuhr. Viel seltener geschieht es, daß sie sich einem Mitglied der menschlichen Rasse dankbar erweisen, indem sie ein Unrecht, das ihm geschah, sühnen. Dies geschieht zum Beispiel in der tragischen Geschichte einer gewissen Selina, die in der Gemeinde Perranzabuloe lebte.

Als kleines Mädchen brachte man sie eines Tages zu einer Bucht zwischen den hohen Felsen von Perran, in der, nach dem Volksglauben, Seejungfrauen hausen sollten. Ganz plötzlich war das Kind vor Freude und Lust wie umgewandelt, sprang ins Wasser und verschwand. Aber bald darauf tauchte es wieder auf, und voll Erstaunen sah man, daß sein kleines Gesicht vor Glück erglänzte und daß es sehr viel hübscher geworden war. Auch sonst hatte das Mädchen sich verändert: Selina liebte jetzt das Tanzen über alles und zeigte eine seltsame Abneigung dagegen, sich in einer Kirche aufzuhalten. Als sie zu einer schönen jungen Frau herangewachsen war, erschien Walter Trewoofe, ein Soldat, Neffe des Bürgermeisters und Bösewicht, auf der Bildfläche. Tom Chennalls, ein erfolgloser Bewerber um die Hand von Selinas Mutter, half ihm voll Niedertracht dabei, Selina zu verführen; sie starb im Kindbett.

Seitdem sah sich Walter Trewoofe vom Zorn einer Seejungfrau verfolgt: sie hatte in jener Bucht gelebt und das Mädchen Selina seit seiner Kindheit unter ihren besonderen Schutz gestellt. Mit der Absicht, sich für sie zu rächen, nahm die Seejungfrau das Gesicht und die Gestalt Selinas an und erschien eines Tages so an der Küste vor Trewoofe. Der Mann ließ sich täuschen und meinte, er sähe Selina; die Seejungfrau hatte deshalb nicht die geringsten Schwierigkeiten, ihn so weit zu bringen, wie sie ihn haben wollte: sie umschlang Trewoofe eng und fest, und sogleich erhob sich ein schrecklicher Sturm, und das aufgewühlte Meer drohte beide zu verschlingen. Der Mann sah nun, in welcher Gefahr er schwebte, und rang verzweifelt, sich aus der tödlichen Umarmung der Seejungfrau zu lösen. Aber ohne Erfolg, er ertrank. Damit hatte die Seejungfrau Selina gerächt.⁴

Manches Mal bedürfen die Seejungfrauen aber auch menschlicher Hilfe. Ein Mann aus Cornwall mit Namen Lutey ging eines Tages bei Ebbe an der Küste in der Nähe von The Lizard spazieren und fand eine gestrandete Seejungfrau, die über ihr Schicksal klagte. Sie konnte die weite Strecke Sandes, welche sie vom Meere trennte, nicht mehr überqueren und befürchtete, wenn sie nicht schnell zu ihrem Gemahl, einem Wassermann, zurückkehre, den sie im Schlafe verlassen hatte, dann würde er hungrig aufwachen und ihre Kinder verschlingen. Denn das, so erzählte sie dem erstaunten Lutey, war eine unnatürliche Leidenschaft von ihm. Lutey fand sich bereit, die Seejungfrau ins Meer zu tragen, und als Belohnung für diese Hilfe schenkte sie ihm einen goldenen Kamm mit einem Perlengriff. Sie sagte ihm, er solle den Kamm nur dreimal durchs Wasser schwenken, wenn er in Schwierigkeiten sei, und dabei dreimal «Morvenna» rufen; dann käme sie ihm bei der nächsten Flut zur Hilfe. Darüber hinaus versprach sie, ihm drei Wünsche zu gewähren, und er entschloß sich, dies zum Besten anderer zu nutzen. Er bat um die Macht, die Kraft der Hexerei zu brechen; um die Herrschaft über die Geisterwelt, so daß er Geister zwingen könne, ihre üblen Pläne gegen seine Nächsten einzugestehen; und darum, daß diese zwei Gaben für alle Zeiten in seiner Familie weitervererbt würden. All dies versprach sie ihm; und als Lutey sie ins Meer zurückgebracht hatte, versuchte sie ihn zu überreden, mit ihr zusammen in ihre Wohnung unters Wasser zu kommen. Aber Lutey wollte nicht, so sehr sie auch in ihn drang, und schließlich schwamm die Seejungfrau fort und sang dabei: «Lebwohl, mein Lieber, neun endlose Jahre lang; dann werd ich zu dir, mein Geliebter, zurückkehren.» Lutey merkte schnell, daß er nun tatsächlich Kräfte besaß, die weit über die eines weißen Hexenmeisters hinausgingen; von nah und fern kamen

Leute, die seine Hilfe brauchten. Aber schließlich mußte er für die Gaben der Seejungfrau doch noch teuer bezahlen. Auf den Tag genau, neun Jahre nach seiner ersten Begegnung mit ihr, fischte er mit einem Begleiter auf ruhiger See, als plötzlich das Wasser um ihr Boot herum aufbroderte und beide eine Seejungfrau auf sich zuschwimmen sahen. «Meine Stunde ist gekommen», schrie Lutey und stürzte ins Meer. Eine kurze Strecke schwamm er neben der Seejungfrau, und dann versanken beide unter den Wellen. Sein Körper wurde niemals gefunden, und einmal alle neun Jahre fordert das Meer einen seiner Nachkommen als Opfer.

Es gibt eine zweite Fassung dieser Geschichte, nach welcher der Fischer, der diese Wünsche erfüllt bekam, bis ans Ende seiner Tage unbehelligt auf dem Land lebte und seinen Nachkommen jene Kräfte vererbte, die er von der Seejungfrau erhielt. Den Kamm der Seejungfrau, den der Ahn der Familie erhalten hatte, bewahrten die Nachkommen bis in unsere Tage auf und zeigten ihn als Beweis dafür vor, daß sie übernatürliche Kräfte besaßen.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts gab es in Cornwall noch mehrere Familien, die von sich selbst behaupteten (und ihre Nachbarn unterstützten sie darin), sie besäßen übernatürliche Fähigkeiten, die einer ihrer Ahnen von einem Wassermann oder einer Seejungfrau erworben hätte.

Auf der Insel Man, wo die Seejungfrauen «Ben-Varrey» und die Wassermänner «Doinney-Varrey» genannt werden, erzählte man sich um 1740, eigentlich sei Oliver Cromwell verantwortlich dafür, daß es an ihren Küsten so überaus viele Seejungfrauen und Wassermänner gebe. Nachdem Cromwell die Herrschaft über England an sich gerissen habe, hätten nämlich nur noch sehr wenige Schiffe die Insel angelaufen. Weil dadurch das Meer nun nicht mehr aufgewühlt wurde, sondern meist ruhig und menschenleer blieb, hätten die Wassermänner und Seejungfrauen, die am liebsten ganz unter sich leben, viel häufiger Gelegenheit gehabt, diese Küsten zu besuchen.

Immer wieder konnte man in mond hellen Nächten Seejungfrauen beobachten, die ihr Haar kämmten und sich in gemeinsamem Spiel ergötzen; aber sobald ein Mensch sich näherte, verschwanden sie im Meer. Verständlicherweise waren die Küstenbewohner aufs eifrigste bestrebt, doch einmal eine von ihnen zu fangen. Einigen gelang es schließlich, nachts ein Netz aufzustellen und eine Seejungfrau festzuhalten:

«Als sie ihr Netz öffneten und die Gefangene betrachteten, erkannten sie an der Größe ihrer Brüste und der Zartheit ihrer Haut, daß sie eine Frau sein mußte. Nichts konnte lieblicher und schöner gestaltet sein; in jeglicher Hinsicht erinnerte sie, oberhalb der Hüften, an eine ausgewach-

sene junge Frau. Aber darunter war sie ebenso vollständig ein Fisch, mit Flossen und einem großen, breiten Schwanz.»

Diese Seejungfrau wurde in ein Haus gebracht und aufs liebevollste behandelt; nur ließ man sie nicht mehr ins Meer zurück. Aber obwohl die Leute, die sie gefangen hatten, ihr die erlesensten Gerichte vorsetzten, die sie sich leisten konnten, war die Gefangene nicht zu bewegen, davon zu essen oder zu trinken. Auch ließ sie sich keinen einzigen Laut entlocken. Nach drei Tagen sah sie krank und verhungert aus, und ihre Hüter beschlossen, sie nun doch wieder freizulassen: einerseits aus Mitleid, dann aber auch von Furcht davor erfüllt, daß die Insel von einer schrecklichen Katastrophe heimgesucht werde, wenn die Seejungfrau darauf als Gefangene sterbe. Deshalb öffneten die Fischer, bei denen sie wohnte, die Tür für sie, «und sobald sie das sah, erhob sie sich von dem Lager, auf dem sie geruht hatte, und glitt mit unglaublicher Geschicklichkeit auf ihrem Schwanz zum Ufer hinab. Die Leute folgten ihr in einiger Entfernung und sahen, wie sie schließlich ins Wasser sprang. Dort begrüßte sie eine große Anzahl von Geschöpfen ihrer Art, und eines davon fragte sie, was ihr bei den Menschen der Erde aufgefallen sei. Sie antwortete: «Nichts sehr Bewundernswürdiges. Aber so dumm sind sie, daß sie Wasser weg-schütten, in dem sie Eier gekocht haben.»»

Der englische Chronist, der davon berichtet, war über diesen merkwürdigen Kommentar ziemlich überrascht; aber seine Gewährleute versicherten ihm: «Die Frage sowie auch die Antwort wurde von allen, die an der Küste standen und dies beobachteten, deutlich gehört.»

Eines Tages verliebte sich eine Seejungfrau in einen jungen Hirten, der seine Schafe auf einem Felsen an der Küste hütete. Sie tauchte täglich aus dem Meer auf und brachte ihm Korallen, Perlen und Muscheln zum Geschenk, «so strahlend in Farbe und Glanz, daß sie jedes Auge blendeten, das darauf fiel. Immer, wenn sie diese Geschenke brachte, lächelte sie dem Jüngling zu, streichelte seine Wangen und zeigte alle Anzeichen einer ehrlichen, zärtlichen Leidenschaft. Eines Tages umarmte sie ihn heftiger als sonst, und da begann er zu fürchten, sie wolle ihn ins Meer hinabziehen.» Er befreite sich aus ihrer Umarmung und lief fort. Darüber war die Seejungfrau so erbost, daß sie einen Stein aufnahm, ihn dem fliehenden Jüngling nachwarf und darauf für immer im Meer verschwand. Obwohl sie den Jüngling nur leicht getroffen hatte, befiel ihn augenblicklich quälender Schmerz, und nach einer Woche starb er.

In der gleichen Gegend wußte man auch von den Abenteuern eines Tauchers auf dem Meeresgrunde zu erzählen. Der Mann gehörte zu einer Gruppe von Schatzsuchern, die in der Nähe der Insel Man arbeiteten; er

wurde in einer Taucherglocke auf den Meeresboden hinabgelassen und sah durch ihre Fenster voll Erstaunen, daß «der Boden der Wasserwelt» mit Korallen gepflastert war. Er konnte Straßen und Plätze unterscheiden, welche von großen Kristallpyramiden und von herrlichen Gebäuden aus Perlmutter gesäumt waren. Aus vielfarbenen Muscheln waren darauf die verschiedenartigsten Ornamente zusammengesetzt. Der Taucher betrat eines der Gebäude und stellte fest, daß sein Boden aus unbehauenen Edelsteinen bestand. Als er das Gebäude verließ, sah er «mehrere gutaussehende Wassermänner und schöne Seejungfrauen herbeigeschwommen kommen, die offenbar in dieser gesegneten Gegend wohnten. Aber beim Erscheinen schienen sie erschreckt zu haben, denn sie verharrten in einiger Entfernung; ohne Zweifel war ich für sie ein unbekanntes, neuerschaffenes Ungeheuer.»

Diese Geschichte nahm ein trauriges Ende: der Taucher sehnte sich leidenschaftlich danach, in die Wunderwelt unter dem Meer zurückzukehren. Aber seine Truppe von Schatzsuchern zerstreute sich, und da er nun nicht mehr hoffen konnte, jemals auf den Meeresgrund zurückzukehren, «verließ ihn alle Freude an irdischen Vergnügungen», und schließlich grämte er sich zu Tode.

1845 wurde die folgende Geschichte aufgezeichnet: «In früheren Zeiten hatte eine Fee von ungewöhnlicher Schönheit solch große Gewalt über die männliche Bevölkerung der Insel Man, daß sie mit ihrer süßen Stimme verschiedentlich eine große Zahl von ihnen verlocken konnte, blindlings ihren Schritten zu folgen. So geleitete sie die Männer nach und nach ins Meer, wo sie alle jämmerlich umkamen, und übte auf diese barbarische Weise ihre Macht so lange, daß man eines Tages merkte, die Insel werde nun bald aller Männer beraubt sein.» Da entdeckte ein irrender Ritter «ein Mittel, um den Zauber dieser Sirene zu brechen: er machte einen genauen Plan, wie man ihr beikommen konnte, und sie entging der Falle im letzten Augenblick nur dadurch, daß sie die Gestalt eines Zaunkönigs annahm». Fürderhin war sie verdammt, an jedem Neujahrstag wieder in Gestalt eines Zaunkönigs zu erscheinen, «bis sie von Menschenhand umkäme».

Aus dem Jahre 1880 stammt die Fortsetzung: «Im Glauben an diese Überlieferung verbringt jeder Mann und jeder Junge der Insel den ganzen Neujahrstag vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang in der Hoffnung, er könne die Fee erlösen. Es gibt ein schreckliches Blutbad für alle Zaunkönige, die sich an diesem Tage zeigen; sie werden überall aufgestöbert, geschossen, abgehäutet und auf diese Weise ohne Gnade ausgerottet. Ihre Federn hebt man mit gläubiger Sorgfalt auf; denn jedes



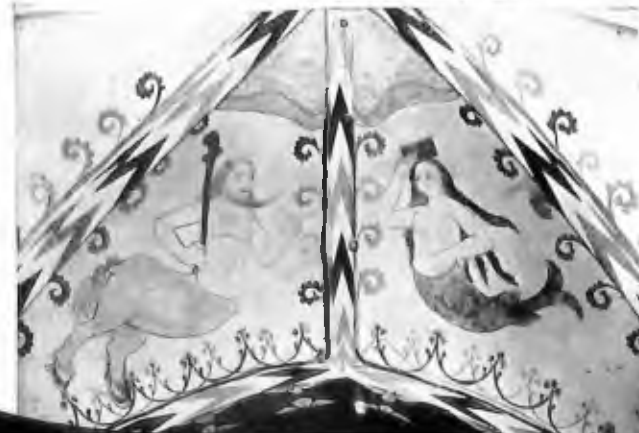
Erschaffung der Fische und Seejungfrauen; Deckengemälde in der Kirche von Gjerrild (Jütland), um 1500

9a



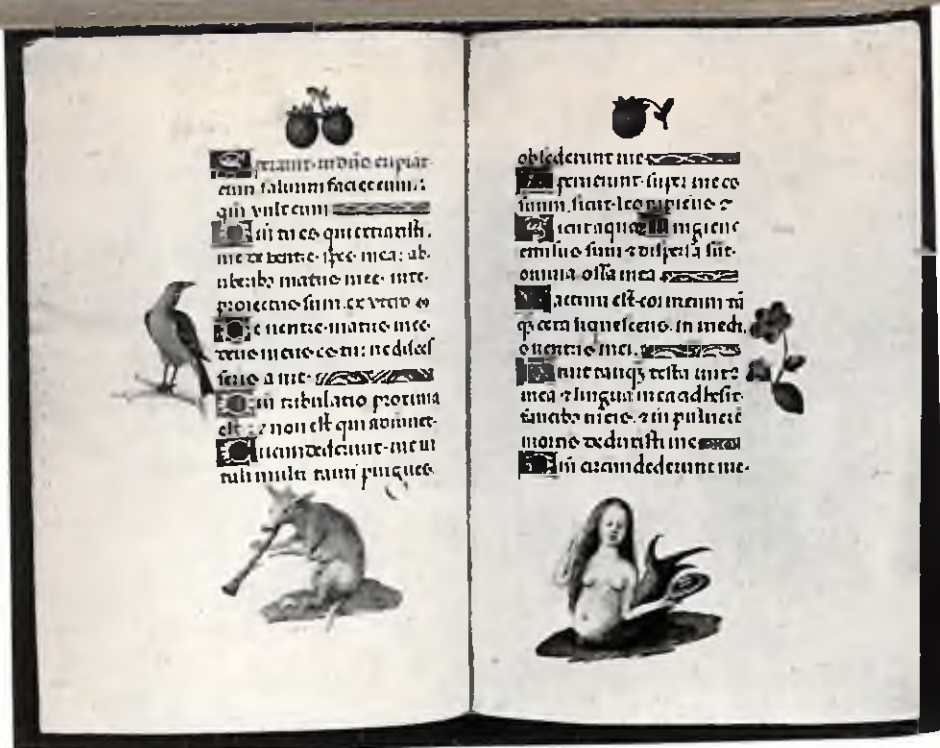
9b

Zweischwänzige Seejungfrau; Wandgemälde in der Kirche von Vigersted (Seeland), um 1450



9c

Seejungfrau und Kentauer. Wandgemälde in der Kirche von Raaby (Jütland), um 1500-1525



Stück des Zaunkönigs, das man bei dieser Jagd findet, gilt als wirksame Hilfe gegen Schiffbruch im folgenden Jahr. Fischer, die ihrem Geschäft ohne solch einen Schutz nachgehen, gelten bei der Mehrheit der Inselbewohner als tollkühne Dummköpfe.» Wir konnten erfahren, daß diese besondere Vogeljagd noch 1958 im Schwange war.

Eine Seejungfrau war einmal der Grund, daß die Insel Man völlig von der Außenwelt abgeschlossen wurde: sie versank ganz und gar im Nebel. Deshalb lag der Handel mit der Insel völlig darnieder, denn die Schiffe konnten die Häfen nicht finden oder liefen auf Klippen auf. Das Leben aller Inselbewohner wurde auf diese Weise gefährdet, weil sich eine Seejungfrau sterblich in einen besonders hübschen Jüngling verliebt hatte. Eines Tages, als er an der Küste entlangging, «eröffnete sie ihm ihre Leidenschaft. Aber er wies sie ab, weil ihn ihre Gestalt erstaunte und in Furcht versetzte». Die Seejungfrau schritt sofort zur Rache: sie strafte nicht nur den Jüngling, sondern alle Bewohner der Insel, indem sie undurchdringlichen Nebel über alles senkte. Dieser Racheakt einer Seejungfrau soll der Ursprung aller Nebelbänke sein, welche häufig die Insel Man verdecken.⁵

Diese Legende erinnert an eine sehr viel ältere Überlieferung: Die frühesten Kirchenväter der byzantinischen Kirche hatten nämlich weidlich Mühe, den Glauben an Götter und Halbgötter des klassischen Griechenland niederzukämpfen; sie deuteten diese deshalb gern als allegorische Bilder für Naturerscheinungen. So lehrten sie auch, die Nereide Thetis personifiziere jene Nebel, welche oft die ägäischen Inseln verhüllen.⁶

Eine Redewendung von der Insel Man behauptet, die Seejungfrauen, welche sich dauernd mit Kamm und Spiegel ihrer Haarpflege widmen, seien unsterblich eitel». Das ist ein sehr ungerechter Tadel, denn die Lebensweise dieser Damen macht es ihnen außerordentlich schwer, ihre Haartracht in ansprechender Form zu halten: die meiste Zeit verbringen sie ja unter Wasser, und sonst lassen sie beim Schwimmen ihre langen ungeslochlenen Haare hinter sich hertreiben. Zur Hälfte sind sie immerhin Frauen und deshalb mit gutem Recht um ihr Aussehen besorgt. Nichts ist natürlicher, als daß sie sich auf einem Felsen zusammenrollen, ihre langen Haare in der Sonne trocknen und sich nachher mit Hilfe eines Spiegels die geringfügige Pflege erlauben, die sie als Wasserwesen aufwenden können: daß sie ihr Haar zu schimmerndem Glanze strahlen. Schließlich sind seit Jahrhunderten die Frauen und der Spiegel unzertrennlich gewesen. Schon vor fast viertausend Jahren besaßen die Frauen des alten Ägypten Spiegel aus polierter Bronze oder aus Kupfer, um ihre Schönheit zu betrachten. Die Königinnen des alten Ägypten und

die Seejungfrauen von der Insel Man sind im Innersten ihres Herzens verschwistert.

Die Wasserwesen, mit denen wir es bisher zu tun hatten, wohnten allesamt im Meer. Aber es gab, wie die Najaden des alten Griechenland beweisen, auch solche, die in Flüssen, Seen und Brunnen lebten. Aber im Gegensatz zu den griechischen Flußnymphen, die meist in bezaubernder Vielzahl auftreten, sind die Nymphen der englischen Binnengewässer immer Einzelgängerinnen.

Im allgemeinen erscheinen sie um die Morgendämmerung oder am ersten Ostertag. Und wenn man ernsthaft in den Wassernymphenbrunnen von Chapel-en-le-Frith in Derbyshire hinabblickt, «sieht man am Osterabend um zwölf, wenn der Ostertag beginnt», eine Seenixe, die in seiner Tiefe lebt.⁷

Als am 27. September 1882 einige Mitglieder eines naturwissenschaftlichen Studentenclubs aus Manchester die Gegend von Peak besuchten und den dortigen «Nixenbrunnen» besichtigten, hörten sie von einer interessanten Überlieferung: «Die Leute der Gegend behaupten, am Fuße des Berges Scout lebe eine Nixe und bade sich jeden Tag im sogenannten Nixenbrunnen. Jeder Mann, der das Glück habe, sie dabei zu überraschen, werde dafür die Unsterblichkeit bekommen. Einmal führte sie einen Mann, der den Berg erklommen hatte und sie dort oben traf, in ihre Höhle.» Sie ergötzte sich mit diesem schlichten Sterblichen, «er blieb einige Zeit bei ihr, und dann schenkte sie ihm die kostbare Gabe der Unsterblichkeit».⁸

In den Legenden des Mittelalters und aus späteren Zeiten hatten Seejungfrauen und Nixen oft mit Unsterblichkeit zu schaffen. Aber meistens war dies ein Geschenk, um das sie sich selbst vergeblich bemühten. Soweit wir wissen, ist die obige Erzählung aus Derbyshire die einzige, in welcher eine Nixe einen Menschen, der sie entdeckte, unsterblich machen konnte.

In Shropshire erzählt man sich, vor etwas über hundert Jahren hätten zwei Männer, die auf dem Weg zur Arbeit waren, in einem Teich eine Wassernymphe gesehen. Aufs höchste entsetzt, waren sie gerade im Begriff, davonzulaufen, als die Erscheinung sie mit einer so süßen Stimme anredete, daß sie nicht nur alle Furcht, sondern ihre Herzen obendrein an sie verloren. Die Nymphe erklärte ihnen, auf dem Grund des Teiches lägen große Schätze; sie versprach ihnen eine unermessliche Menge Goldes, wenn sie mit auf den Grund hinabkämen und es aus ihren Händen in Empfang nähmen. Darauf tauchte sie unter und kam mit einem riesigen Klumpen Gold herauf. Einer der Männer stieß, voll Erregung darüber, eine Freudenbeteuerung aus, worauf die Nixe laut aufschrie, das

Gold nahm, in den Teich hinuntertauchte und nie wieder gesehen wurde. Zweifellos haben frühere Erzähler dieser Geschichte erläutert, daß die Freudenbeteuerung, welche das seltsame Wesen so sehr erschreckte, irgendwo den Namen Gottes enthielt.

An den Küsten des «Wilden Wales» sind Seejungfrauen weit seltener anzutreffen, als man vermuten möchte, wenn man die Einbildungskraft der Waliser bedenkt. Immerhin, der weitverbreitete Familienname Morgan bedeutet nach allem, was wir wissen, Seegeboren. Und im Altbretornischen besaß man einen allgemeinen Begriff für meerische Wesen: Mari Morgan. Wie eng die Verbindung zwischen den Kelten aus der Bretagne und denen aus Cornwall und Walcs ist, weiß man heute; vor allem in den Küstenstädten haben sich viele Legenden über Seejungfrauen erhalten.

Aus St. Dogmael's (Llandudoch) in der Nähe von Cardigan stammt die folgende Erzählung von «Pergrin und die Seejungfrau»:

Vor ungefähr 150 Jahren entdeckte ein junger Fischer namens Pergrin eines Tages eine Seejungfrau, die auf einem Felsen in der Nähe von Pen Cemmaes saß und ihr Haar kämmte. Kühn wie er war, fing er sie und trug sie in sein Boot, obwohl sie bitterlich weinte und ihn anflehte, ihr die Freiheit wiederzugeben: «Wenn du mich gehen läßt, Pergrin, werde ich dir dreimal Hilfe gewähren, wenn du sie wirklich brauchst.» Voll Staunen über diesen Ausspruch ließ Pergrin sie frei.

Wochen gingen ins Land, ohne daß sich die Seejungfrau zeigte. Aber eines Tages, als mehrere Fischerboote auf See waren und die Wellen ganz ruhig schienen, tauchte die Seejungfrau plötzlich auf und rief: «Pergrin! Pergrin! Pergrin! Zieht eure Netze ein! Zieht eure Netze ein! Zieht eure Netze ein!»

Pergrin und die Männer in seinem Boot befolgten diesen Befehl aufs schnellste, ruderten eilig zur Küste zurück und kamen dort sicher an. Inzwischen war ein heftiger Sturm heraufgezogen, der die übrigen Fischerboote zerschellte und achtzehn Menschenleben forderte.

Wir wissen häufig noch die Namen der Männer, die eine Seejungfrau sahen oder heirateten. Aber die Volksüberlieferung kann uns nur selten auch den Namen der Seejungfrau nennen. Eine solche Ausnahme bildet die Geschichte von Ifan Morgan und Nefyn, der Tochter des Meereskönigs.

Ifan fand die Seejungfrau in einer Höhle an der Küste; sie riet ihm, ihrem Bruder aus dem Weg zu gehen (einem Verwandten also, welchen Seejungfrauen äußerst selten besitzen) und am nächsten Tag noch einmal wiederzukommen. Während der Nacht aß sie einen großen Teil der Fische aus den Netzen der Flotte. Als der Fischer am nächsten Morgen

zu der Höhle zurückkehrte, war er aufs höchste überrascht, die Seejungfrau nun nicht mehr nackt, sondern als feine Dame gekleidet zu finden. Sie hielt ein goldenes Diadem in der einen und eine wunderbare Mütze in der anderen Hand. Diese Mütze gab sie dem jungen Mann und gestand, sie habe ihn singen hören, als er noch ein kleiner Junge war, und habe sich damals in ihn verliebt.

Die beiden heirateten, und ihre Ehe war glücklich und mit vielen Kindern gesegnet: Nefyn gebar fünfmal Zwillinge. Aber sobald die Kinder heranwuchsen, erschrakten sie heftig, als sie bemerkten, daß ihre Mutter Stürme besänftigen konnte, indem sie dem Meer etwas zuflüsterte. Nefyd, der älteste Sohn, folgte eines Nachts seinen Eltern zur Küste und sah, wie seine Mutter um sich und den Vater einen Mantel schlug; dann sprangen beide in eine riesige Woge, die offenbar herangerollt kam, um sie zu holen. Das Herz des Jungen brach, als er auf diese Weise erfuhr, daß seine Mutter eine Seejungfrau war, und bald darauf starb er voll Gram. Seine Brüder trugen den Leichnam an die Küste, denn sie glaubten, irgend jemand aus der Familie der Mutter werde ihn schon abholen und bestatten. Und wirklich: kaum hatte eine Welle den Sarg berührt, da sprang Nefyd heraus, aus dem Nichts erschien ein Schiff, eine wunderbare Musik erklang, und zu ihren Klängen nahm es ihn mit.

Nefyds Schwester Eilonwy, die sich sehr über den Tod ihres Bruders grämte, stürzte sich darauf ins Meer, auf dessen Grund ihr ein gutaussehender Ritter entgegenkam, sie auf sein Pferd setzte und mit ihr davongaloppierte. Als Ifan Morgan starb und man vermutete, daß er von einem Meeresritter ermordet wurde, da betrauerte Nefyn ihn bitterlich und ward fürderhin auf dem trockenen Land nicht mehr gesehen.⁹

Wie in anderen Ländern lebten auch die walisischen Wasserjungfrauen des öfteren in Binnenseen. Zu den sieben Arten von Feen, an die man in Wales glaubte, gehörten die Gwragedd Annwn, welche See- und Flußfeen waren. Wie die Wassernymphen liebten sie vor allem wilde und einsame Gegenden in den Bergen. Wie man vielfach glaubt, stammen mehrere alte Waliser Familien von ihnen ab.

In der Nähe von Briton Ferry lebten im Crumlym-See solche Gwragedd Annwn. Eines Tages spazierte St. Patrick am Ufer des Sees entlang, in ein Gespräch mit St. Davis aus Wales vertieft, den zu besuchen er eigens aus Irland herübergekommen war. Mehrere Leute erkannten den irischen Heiligen und beschimpften ihn auf walisisch, weil er seine Heimat verlassen habe. Deshalb verzauberte St. Patrick sie in Fische.¹⁰ In späterer Zeit bereute der Heilige diese eilige Verfluchung und gestattete wenigstens den Frauen, Wasserfeen zu werden.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts glaubte die Bevölkerung von Milford Haven, diese Wasserfeen kämen regelmäßig, wenn Markt sei, durch einen unterirdischen Gang aus dem Meer heraus. Ohne ein Wort zu sagen, machten sie ihre Einkäufe; dann kehrten sie unauffällig, wie sie gekommen waren, ins Meer zurück.

Eine andere Gruppe walisischer Feen, die Tylwyth Teg, zeichnet sich durch schöne Gestalt und ein ganz und gar menschliches Aussehen aus. Zu ihnen gehört die Herrin von Llyn y Fan Fach (Van-See). Nach einer Volksüberlieferung wurde diese Herrin des kleinen Sees im Nordwesten von Carmarthenshire im 12. Jahrhundert zur Ahnin der Ärzte von Mydfai. Sie soll ihnen medizinische Kenntnisse vermittelt haben, die ihre Nachkommen weithin berühmt machten. Zwei getrennte Überlieferungen verbinden sich hier zu einer Geschichte, die Aufmerksamkeit verdient.

Die ganze Sache begann, als der Sohn einer Bauernwitwe, die in Blaensawde bei Llandeusan lebte, am Llyn y Fan Fach Vieh hütete und eine strahlend schöne Frau erblickte, die mitten auf dem See saß. Ihr langes Haar wallte ihr in schönen Locken über die Schultern hinab; sie strahlte es mit einem Kamm und benutzte dabei das Wasser des Sees als Spiegel. Der Junge verliebte sich in sie, begann vorsichtig um sie zu werben und bat sie schließlich, ihn zu heiraten. Wie Melusine sagte sie nur unter einer Bedingung zu: falls ihr Mann sie jemals dreimal ohne Grund schlage, werde sie ihn für immer verlassen. Da der Jüngling in sie sterblich verliebt war, schien ihm eine solche Roheit undenkbar; freudig willigte er in diese Bedingung ein.

Als Aussteuer brachte die liebliche Herrin des Llyn y Fan Fach eine riesige Viehherde aus dem See mit herauf, und nach der Heirat wohnte sie mit ihrem Mann auf Esgair Llaethdy, einem Hof, der eine Meile vom Städtchen Mydfai entfernt liegt. Sie gebar ihm drei Söhne, und mehrere Jahre lang lebten sie glücklich und von Reichtum gesegnet. Dann geschah es, daß der Mann seine Frau bei drei verschiedenen Gelegenheiten am Arm oder an der Schulter stieß: das erste Mal, als sie sich weigerte, einer Taufe beizuwohnen; das zweite Mal, als sie bei einer Hochzeit weinte; und das dritte Mal, als sie bei einem Begräbnis lachte. Diese Stöße waren kaum Schläge zu nennen, und man kann sie schwerlich als grundlos betrachten. Aber die Fee tat's, und beim dritten Mal rief sie: «Du hast den letzten Schlag getan und unseren Ehekontrakt gebrochen. Es ist aus. Leb wohl!»

Dann rief sie, jedes bei seinem Namen, die Tiere ihrer Herde zusammen und führte sie sechs Meilen weit über den Berg von Mydfai zu dem See hinab, aus dem sie ursprünglich stammten. Das Vieh folgte ihr

ins Wasser und hinterließ keinerlei Spuren, «außer einer gut zu erkennenden Furche. Diese wurde von einem Pflug aufgerissen, den ein Ochse hinter sich in den See zog, und bis zum heutigen Tag wird sie als Beweis für die Wahrheit dieser Geschichte gezeigt.»

Die Herrin des Llyn y Fan Fach kehrte niemals in ihr Haus und zu ihrem Mann zurück, und damit endet die erste Geschichte. Aber später, als man sie zur Mutter der drei Ärzte von Mydfai gemacht hatte, wurde erzählt: eines Tages sei sie ihrem ältesten Sohn Rhiwallon erschienen, als er traurig am Ufer des Sees entlangliefe und über den Verlust seiner Mutter klagte. Sie erzählte ihm, seine Lebensaufgabe werde es sein, «ein Wohltäter der Menschheit zu werden, indem er Schmerz, Elend und alle Krankheiten von ihr abwende». Darauf gab sie ihm eine Tasche, in welcher er ärztliche Rezepte und «Lehren zur Erhaltung der Gesundheit» fand. Und die Uferstelle, an der die beiden sich trafen, kennt man bis zum heutigen Tag als Lliadiad y Medygon, das Tor des Arztes.

Ein anderes Mal traf die Mutter am Ufer des Sees mit allen drei Söhnen zusammen. Sie zeigte ihnen mancherlei Pflanzen und Kräuter und erklärte deren Heilkräfte. Die Söhne lernten in diesem Unterricht sehr viel, und mit seiner Hilfe und durch ihre eigene bemerkenswerte Geschicklichkeit wurden sie die berühmtesten Ärzte im Lande. Späterhin «schrieben sie zum Wohle der Menschheit in den folgenden Jahrhunderten gescheiterweise alles auf, damit ihre Kenntnisse nicht in Vergessenheit gerieten».

Ein besonders schöner Zug dieser Überlieferung von den Ärzten von Mydfai ist die Tatsache, daß ihre Fähigkeiten und Kenntnisse vor allem den Ärmsten der Gegend zugute kamen. Als Rhiwallon und seine Söhne von Rhys Gryg, dem Gutsherrn von Llandoverly und Dynefor, als Ärzte angestellt wurden, «gab er ihnen ihren Rang, Ländereien und Privilegien in Mydfai, damit sie ihre Kunst und Wissenschaft weiterhin üben konnten und allen, die ihre Hilfe suchten, heilkundig beistanden». Auf diese Weise genossen viele, die sonst bar jeder ärztlichen Hilfe zurechtkommen mußten, ohne Bezahlung die beste ärztliche Behandlung, die es im ganzen Lande gab.¹¹

Eine weitere Erzählung aus Wales ist typisch für viele Wasserjungfrauen-Geschichten: Eines Tages sah ein Bauer in einem See eine schöne Nixe, die eine Mütze aus Lachshaut auf dem Kopf trug. Er fing und heiratete sie, verbarg aber sorgfältig die Mütze vor ihr. Trotzdem fand sie eines Tages, wie nicht anders zu erwarten, setzte sie auf und stürzte in den See, aus dem sie gekommen war. Obwohl sie dem Bauern drei Kinder geboren hatte, kam sie nie wieder zurück.

In Irland gibt es viele Namen für Seejungfrauen; dazu gehören die gälischen Wörter *murdhucha'n*, *muirgheilt*, *samghubba* und *suire*. Am gebräuchlichsten ist jedoch das Wort *merrow*, welches korrekt *moruadh* oder *moruach* geschrieben werden muß und genau unserem Wort Seejungfrau entspricht: es ist zusammengesetzt aus den Wörtern *muir* = Meer, und *oigh* = Jungfrau.

Thomas Crofton Croker gab 1825 eine irische Legendensammlung mit dem Titel «Fairy Legends and Traditions of the South of Ireland» heraus; daraus stammen die meisten Seejungfrauengeschichten dieses Kapitels. In den ruhigen Tagen des frühen 19. Jahrhunderts war Croker durch ganz Irland gewandert und hatte bei den alten Bauern Geschichten aufgezeichnet, die viele Generationen lang von Mund zu Mund überliefert worden waren. Er schrieb sie so auf, wie sie erzählt wurden; seine Sammlung wirkt dadurch mit Recht als eine besonders getreuliche Niederschrift von Volkserzählungen.

In irischen Überlieferungen finden wir häufig Hinweise auf das «*cohuleen druith*», die Zauberkappe. Manchmal heißt es, sie sei von roter Farbe; immer jedoch hat sie eine schicksalhafte Kraft: ohne sie kann keine Seejungfrau ins Meer zurück. Für viele Geschichten über dieses Thema möge hier eine einzige stehen: die von Dick Fitzgerald und der Seejungfrau von Gollerus.

In Gollerus, einem kleinen Dorf im Süden Irlands, traf Dick Fitzgerald eines Tages an der Küste eine schöne Seejungfrau. Wahrscheinlich war sie dabei, ihr meergrünes Haar zu kämmen, denn unvorsichtigerweise hatte sie ihre kleine Mütze auf den Sand geworfen; ohne diese Zauberkappe aber war sie außerstande, ins Meer zurückzukehren. Dick Fitzgerald wußte das und erhaschte die Kappe mit einem schnellen Griff. Die Seejungfrau weinte bitterlich und flehte ihn an, sie zurückzugeben. Aber voller Stolz ließ Dick sich auf nichts dergleichen ein; schließlich überredete er sie sogar, seine Frau zu werden. Und sie wurde eine ausgezeichnete Ehefrau, hielt sein Haus in Ordnung und gebar ihm drei Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen. Lange Jahre hindurch gelang es Dick, die Kappe vor seiner Frau zu verstecken. Aber eines Tages mußte er nach Tralee reisen und ließ sie deshalb mit den Kindern allein. Bei der Hausarbeit säuberte die Seejungfrau auch das Angelgerät ihres Mannes und fand dahinter, in einem Loch in der Wand versteckt, ihre Zauberkappe. Obwohl sie vor Freude über diese Entdeckung außer sich war, zögerte sie, die langersehnte Kopfbedeckung aufzusetzen, denn sie liebte ihre Kinder innig und wußte, was für Folgen solches Tun haben würde. Aber die Versuchung war doch zu stark: sie setzte die Kappe auf und ward sogleich

von einem unüberwindlichen Drang zur Küste erfaßt. So nahm sie Abschied von ihren Kindern, ging zum Strand hinunter, stürzte sich ins Meer und schwamm fort. Als der Mann zurückkam und sah, daß seine Frau und die Kappe fehlten, wußte er, was geschehen war, und klagte bitterlich über ihren Verlust. Obwohl er Jahr um Jahr darauf hoffte, sie werde eines Tages doch noch einmal zu ihm und den Kindern, die sie geliebt hatte, zurückkehren, sah er sie niemals wieder.

«Während sie bei ihm lebte, war sie in aller Hinsicht solch eine gute Ehefrau, daß nach einer Redewendung der Gegend bis zum heutigen Tage eine gute Ehefrau als Lady von Gollerus bezeichnet wird.»

Ein Mann aus Bantry heiratete ebenfalls eine Seejungfrau, und auch dieser Ehe entstammten Kinder. Die glückliche Verbindung zerbrach eines Tages, als der Mann einige Seekühe von seiner Wiese fortjagte. Diese Tiere wußten, daß seine Frau zu den Meereswesen gehörte, und ließen es sich deshalb nicht verwehren, gerade dort zu grasen. Voll Wut über die schlechte Behandlung der Seetiere setzte die Seejungfrau ihre Kappe auf, ließ die Kinder zurück und stürzte sich ins Meer. Ihre Kinder und deren Nachkommen besaßen eine schuppige Haut und Schwimmhäute zwischen Fingern und Zehen, genau wie die Menschen, welche von See- hunden abstammen.

Wir erzählten bereits von der Seejungfrau aus Zennor, die vom Gesang eines Jünglings unwiderstehlich angezogen war und ihn überredete, mit ihr unter Wasser zu leben. Eine ähnliche Geschichte gibt es in Irland über den blinden Dudelsackkönig von Munster, Maurice Connor. Maurice wußte eine Menge verschiedener Melodien zu spielen, aber eine hatte besondere Kräfte: sie «brachte alles, ob tot oder lebendig, zum Tanzen». Seine Mutter pflegte ihn herzuführen, und bei Volksbelustigungen und Hochzeiten war er ein gesuchter Mann. Eines Tages spielte er zu einem Tanzvergnügen auf, das am glatten Sandstrand von Ballinskellig Bay in Iveragh stattfand. Es war ein fröhliches Fest, und Maurice Connor spielte alle Melodien, die er kannte. Und als er zu der Weise kam, der niemand widerstehen konnte, geschah es: der ganze Strand war plötzlich «von allen Arten von Fischen erfüllt, die dort herumsprangen und sich nach den Klängen der Musik aus dem Wasser erhoben. Und jeden Augenblick kamen mehr und mehr aus dem Wasser heraus, so bezaubert waren sie von der wunderbaren Melodie». Krabben, Hummer, Tümmeler, Flundern, Sprotten, Heringe, Schellfische, Austern, alle tanzten sie fröhlich, und als das Vergnügen seinen Höhepunkt erreichte, stellten einige Leute fest, daß eine schöne junge Frau mit meergrünem Haar und einem roten, spitzen Hut darüber heftig unter den Fischen mittanzte. Sie tanzte sich in die

Nähe von Maurice Connor und lud ihn mit honigsüßem Gesang ein, er solle ihr folgen und bei ihr unter dem Ozean leben. Der Dudelsackpfeifer wollte erst nicht recht, aber nach längeren Reden und Gegenreden konnte die Seejungfrau seine Bedenken überwinden. Und sie führte ihn, der immer noch spielte, schnell zum Rande des Meeres. Seine Mutter folgte den beiden händeringend und schreiend, voll Furcht vor «dem wider- natürlichen Wesen in Gestalt einer grünhaarigen Dame», die so offen- sichtlich im Begriffe war, ihren Sohn ins Meer zu locken. Maurice, der ja das Wasser nicht sehen konnte, ging ohne Furcht weiter, und die Dame aus dem Meer «hüllte ihn und sich selbst in so etwas wie einen Kapuzen- mantel; und eine Welle, die zweimal so hoch war wie sie selbst, ergoß sich auf den Strand mit einem Brausen und Tosen, daß es bis Cape Clear zu hören war». Häufig wußten in späteren Jahren die Seefahrer zu be- richten, vor der Küste von Kerry sei in ruhigen Nächten Musik aus den Tiefen des Meeres zu hören; sie hätten die Stimme von Maurice Connor erkannt, als er zur Begleitung seines Dudelsackes sang.

In den folgenden drei Geschichten erscheinen Erzählelemente, die im allgemeinen nicht in Seejungfrauengeschichten auftauchen.

Die irische Familie Cantillon war in ihren Bestattungsgebräuchen auf seltsame Weise von den Meereswesen abhängig. Die alte Familiengruft lag nicht weit von der Küste entfernt auf einer Insel in der Ballyheigh Bay. Aber schon in sehr früher Zeit hatte der Atlantik diese Insel über- flutet. Viele Fischer erklärten, an sonnigen Tagen sei tief auf dem Grund eine verfallene Grabkapelle zu sehen. Wenn einer der Cantillons starb, wurde sein Sarg an die Küste getragen und in Reichweite der Flut abge- setzt. Gegen Morgen war er dann verschwunden; man glaubte, die Ahnen des Verschiedenen hätten ihn zum Friedhof auf dem Meeresgrunde ge- tragen. Als eine gewisse Florence Cantillon starb, beschloß ein angehei- rateter Vetter namens Connor Crowe, auf der Küste zurückzubleiben, nachdem die Trauergäste den Sarg dort gelassen hatten. Er wollte selbst sehen, was sich nun ereigne; allein und im Finstern wachte er an der Küste und beobachtete, aus geringer Entfernung, beim Licht des unterge- henden Mondes, den schwarzbedeckten Sarg.

Es geschah überhaupt nichts Ungewöhnliches, bis es Mitternacht schlug; dann hörte er ein Geräusch vieler Stimmen, die vom Meere kamen. Und als sie sich näherten, war ein Lied von wundersamer Süßigkeit zu erken- nen. Als es zu Ende war, sah Connor eine große Anzahl seltsamer Ge- stalten aus dem Meer heraufsteigen; sie machten sich dazu bereit, den Sarg ins Wasser zu heben. Von Furcht halb versteinert, hörte er, wie einer sagte: «Das kommt davon, wenn man irdische Wesen heiratet», und

weiter erläuterte, ihr König hätte sicherlich niemals befohlen, daß seine Gewässer die Insel überspülten, wäre nicht seine Tochter Durfulla dort von ihrem sterblichen Manne begraben worden. Ein anderer Geist prophezeite:

«Wenn sterbliches Aug' unsre Arbeit erspäht,
Wenn sterbliches Ohr unser Singen hört,
Werden wir nie mehr kommen,
Um einen Cantillon zu begraben.»

Als diese Worte verklungen waren, trug eine große Welle den Sarg von der Küste fort, und die Meereswesen begannen gerade, ihm zu folgen; da entdeckten sie den erschreckten Connor Crowe. Einer rief: «Die Zeit ist gekommen! Menschenauge blickt auf Gestalten des Meeres. Menschenohr hat ihre Stimmen gehört. Ade, ihr Cantillons! Die Söhne des Meeres sind nun nicht mehr verdammt, den Staub der Erde zu bestatten.» Dann klang der Trauergesang noch einmal auf, und mit der nächsten Welle folgten sie dem Sarg und schwebten damit zu dem alten Kirchhof hinab. «Seit diesem Begräbnis der alten Flory Cantillon wurde kein Mitglied der Familie je wieder zum Strande von Ballyheigh getragen, um von den Geistern an seinen angestammten Begräbnisplatz unter den Wellen des Atlantik getragen zu werden.»

Eine andere seltsame Geschichte trug sich an der Küste der Grafschaft Clare zu. Dort lebte ein Fischer namens Jack Dogherty, der einen grünhaarigen Wassermann kennenlernte; ihre Freundschaft wurde recht eng, und der Wassermann lud den Fischer ein, sein Haus zu besuchen. Zu diesem Zweck gab er ihm das unvermeidliche *cohuleen druith*, welches es ihm ermöglichte, die unterseeische Reise zu überleben. Als er auf dem Meeresgrund ankam, sah Jack eine lange Reihe von Hummertöpfen, in welchen der Wassermann, wie man ihm sagte, die Seelen ertrunkener Matrosen gefangenhielt. Lange Zeit nach seiner Rückkehr vom Meeresgrund wurde Jack Dogherty nun von Träumen verfolgt, die ihm das schreckliche Schicksal der Seelen in den Hummertöpfen ausmalten. Da er durch eine kleine Betrugerei das *cohuleen druith* hatte unterschlagen können, machte er sich eines Tages noch einmal auf den Weg, hinunter zum Hause des Wassermannes. Er kam dort sicher an und drehte die Hummertöpfe um. «Aber er sah überhaupt nichts, sondern hörte nur ein schwaches Pfeifen oder Tschirpen, als er sie hochhob. Darüber war er sehr erstaunt, aber dann erinnerte er sich, daß der Pfarrer oft erklärt hatte, menschliche Wesen könnten eine Seele genausowenig sehen wie den Wind oder die Luft. Da er nun alles getan hatte, was er konnte, stellte er

die Gläser so hin, wie sie vorher gestanden hatten, und schickte den armen Seelen ein Bittgebet nach, damit sie ihre Reise, wohin auch immer sie führe, gut überständen.»

Eine traurige Liebesgeschichte mit einem Ende, das für eine Seejungfrauengeschichte sehr ungewöhnlich ist, wird unter anderem von der irischen Familie O'Sullivan erzählt. Thomas Crofton Croker, der sie von einem alten Bootsmann hörte, überliefert sie als eine Ballade mit dem Titel «Der Gutsherr von Dunkerron».

O'Sullivan More, der Gutsherr von Dunkerron, pflegte des Nachts an der menschenleeren Küste herumzuirren; er versuchte vergeblich, eine Seejungfrau aus dem Meer zu locken, in welche er sich unsinnig verliebt hatte und die er zur Frau haben wollte. Die Seejungfrau war jedoch sehr scheu und versank immer schnell unter Wasser, wenn sie ihn näher kommen hörte. Eines Nachts tauchte er ihr nach und verfolgte sie bis zum Grund, wo er sie schließlich in seine Arme nahm. Zusammen tauchten sie wieder hinauf und gingen an der Küste einer verwünschten Insel an Land. Dort, so erklärte der Gutsherr von Dunkerron voller Leidenschaft, wollten sie nun für immer in einem «Traum des Ergötzens» leben. Die Seejungfrau zierte sich jetzt nicht mehr, sie war selbst begierig, seinen Wünschen zu willfahren. Aber zuerst, so sagte sie, mußte sie noch den Herrn ihres Volkes besuchen und seine Erlaubnis für die beabsichtigte Verbindung einholen. Zärtlich trennten sich die beiden. Aber bald, nachdem die Seejungfrau unter Wasser verschwunden war, hörte der Gutsherr aus den Tiefen des Wassers Zorn- und Trauergeschrei. Vor seinen entsetzten Blicken brodelte das Meer zornig auf, und der weiße Schaum war blutig gerötet. Da wurde ihm klar, daß das Meer mädchen für den Wunsch, sich mit einem Erdgeborenen zu verbinden, mit ihrem Leben gezahlt hatte.

«Laut und lauter rufen die Knechte den Herrn,
Sie suchen ihn voll Trauer und Schmerz.
Er hört sie, versucht's; den erschöpften und bleichen
O'Sullivan spült eine Woge an Land.»

Es gibt eine ganze Reihe merkwürdiger Geschichten, welche die Familie O'Sullivan mit Meerwesen in Verbindung bringen. Deshalb ist es sehr passend, daß auf einem Skulpturenstein im Dunkerron Castle eine Seejungfrau im Wappen der O'Sullivans erscheint; der Stein stammt vom Ende des 16. Jahrhunderts.

Wer die Kühnheit besitzt, eine Seejungfrau zu töten, wird unausweichlich von schrecklichem Unglück befallen. An der Westküste Irlands

sind zu gewissen Zeiten Wasserhosen zu sehen. Die Fischer der Gegend nennen sie die «Rächenden Wellen»; diese sind, wie sie meinen, das letzte Zeichen fürchterlicher Rache, welche eine Seejungfrau an einem, der sie tötete, übte:

Ein Fischer namens Shea tötete eine Seejungfrau, obwohl sie ihn inständig um ihr Leben bat. Als er das nächste Mal aufs Meer hinaussegelte, erhoben sich wütende Wellen und versetzten seine schuldige Seele in Schrecken. Er versuchte schnell, zur Küste zurückzukehren, aber die «Rächende Welle» erreichte ihn, und er und alle, die mit ihm im Boot waren, ertranken.

Aber mit dieser Rache war die Seejungfrau noch lange nicht zufrieden. Gnadenlos verfolgte sie seine Nachfahren, und jedes Mal, wenn einer von ihnen auf dem Wasser erschien, zeigte sich auch die fürchterliche Welle. Im Laufe der Jahre jedoch ließ die Rachlust der Seejungfrau offenbar nach; denn nun konnten sich Sheas Nachkommen, wenn sie die Welle nur zeitig genug sahen, regelmäßig hinter der Hafenmauer in Sicherheit bringen.¹²

Es gab nur wenige Nixen in irischen Seen. Eine, die eine besondere Vorliebe für Wein besaß, lebte in einem kleinen Teich in der Nähe der heiligen Quelle von St. John. Der Butler eines Herrn M'Donall aus Newhall entdeckte ihre Vorliebe für geistige Getränke. Er hatte festgestellt, daß auf unverständliche Weise der Wein seines Herrn aus dem Keller verschwand. Mit einigen anderen Dienern bewachte er daraufhin die Kellereien und überraschte eines Nachts die Nixe, wie sie Wein trank. Der wütende Butler griff zu einer krassen Selbsthilfe: er warf das unglückselige Wesen in einen Kessel kochenden Wassers. Dort stieß sie drei durchdringende Schreie aus und war verschwunden; nur eine gallertartige Masse blieb übrig. Seit dieser höchst unangenehmen Erfahrung erscheint sie klugerweise nur einmal alle sieben Jahre.

Eine Legende, die nicht nur in Irland, sondern auch auf der Insel Man überliefert ist, besagt: Conchubar, der König von Ulster, sei einmal auf die Insel Man gekommen, um den druidischen Schmied Culainn zu bitten, ihm Schwert, Schild und Speer zu fertigen. Während er darauf wartete, fand er am Strand ein liebliches schlafendes Mädchen. Er fesselte sie, und als sie erwachte, eröffnete sie ihm, sie sei eine Tochter von Mannanan, dem Meeresgott. Daraufhin befreite er sie schnell, und sie erlaubte ihm, ihren Namen auf den neuen Schild zu prägen. Sie war Teeval, die Prinzessin des Meeres, und durch die Kraft, die der Schild ihm verlieh, wurde Conchubar Hochkönig von Irland.

In der schottischen Volksüberlieferung

Schottland mit seinen zerklüfteten Küsten, seinen sturmumtosten Inseln und seinen mitten unter hohe Berge gebetteten Seen spielt in unserem Buch eine wichtige Rolle. Schottische Seejungfrauen und ihre Nachfahren beanspruchen ein eigenes Kapitel; denn dortzulande gibt es von ihnen mehr als auf allen anderen britischen Inseln.

Zahllose Seejungfrauen und Wassermänner sah man im Laufe der Zeiten vor schottischen Küsten und in schottischen Seen, und in den Flüssen waren Wassergeister zu Hause. In Seen und Flüssen entdeckte man auch Wasserpferde und Wasserbullen, die nach Belieben menschliche Gestalt annehmen konnten. So gibt es in ganz Schottland kaum ein Gewässer, das nicht irgendwann einmal halb-menschliche Wesen beherbergte. Auf den Hebriden, insbesondere auf Skye, sowie auf den Orkney- und Shetlandinseln, wo vor allem Seehundsmenschen größeren Ruhm errangen, gab es «natürlich» auch Seejungfrauen. Mit Recht schrieb deshalb im Jahre 1883 eine schottische Volkskundlerin: «An Wassermänner und Seejungfrauen glaubt man, ohne viel Worte davon zu machen. Es gibt in unserer Gegend noch immer viele Männer und Frauen, die an seltsame Zwischenwesen dieser Art so fest glauben wie die alten Syrer und Phönizier.»¹

Da Schottland solch eine merkwürdige Anziehungskraft für Meereswesen besaß, behaupten natürlich zahlreiche Familien, von Wassermännern oder Seejungfrauen abzustammen. Eine Frau der Familie MacKerra aus MacGhirston in Galloway heiratete einen Wassermann. Eine Familie aus derselben Gegend, die Gossocks, und die Familie McVeagh aus Sutherland behaupten, sie stammten von einer Seejungfrau und einem Fischer ab. In Hilton of Cadboll, in der Nähe von Easter-Ross, lebte ebenfalls eine Familie, die von einem Wassermann abstammen wollte: ein Mädchen dieser Sippe hatte einem Wassermann seinen Gürtel gestohlen; dieser besitzt auf den Hebriden die Kraft des irischen *cohuleen druith*, denn ohne ihn kann sein Besitzer nicht ins Meer zurückkehren. Und 1926 berichtete ein Forscher, an der Westküste Schottlands lebe immer noch eine Sippe, die in der Gegend «Sliochd na Maighdean Chriain» genannt werde, «Kinder der Seejungfrau».

Andere Familien glaubten fest daran, sie hätten von einer Seejung-

frau unter ihren Vorfahren besondere Fähigkeiten geerbt. In Tarbet etwa waren alle Mitglieder einer Familie fest davon überzeugt, sie könnten niemals im Meer ertrinken. Diesen besonderen Schutz erzwang ihnen ein fürsorglicher Großvater, James Mor, der am Ende des 19. Jahrhunderts noch lebte und die folgende Geschichte erzählte: Er habe eines Tages den Gürtel einer Seejungfrau gefunden und ihn so lange bei sich behalten, bis sie ihm versprach, niemand von seiner Familie werde je durch Ertrinken sterben.

Daß Seejungfrauen auch gefährlich werden konnten, merkte man in Schottland erst erstaunlich spät. Ein Reimgebet aus dem Hochland, das noch 1928 «in Gebrauch» war, legt davon Zeugnis ab. Es bittet unter anderem um Schutz «vor jeglicher Nymphe und Wasserfee und vor jeder Sirene, die mich fürchterlich bedrückt».²

Eine heidnische Form der Taufe, die man im Südwesten Schottlands pflegte, beweist, wie sehr man in neueren Zeiten die Sirenen fürchtete: die rechte Hand kleiner Kinder wurde, bevor sie 21 Tage alt waren, in Meerwasser getauft, um die Kinder so gegen die Verführungen der Seejungfrauen zu feien.³

Seit dem Jahre 1791 erscheinen die mehrfach fortgeführten «Statistischen Berichte über Schottland». In ihnen zeichnen zahllose Gemeindepfarrer die geistlichen, menschlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Sprengel auf. Einige hielten es auch für geboten, über die abergläubischen Vorstellungen ihrer Schäfflein zu berichten, und zu ihnen gehörte der Pfarrer John Grant, der heidnische Bräuche seiner Gemeinde Kirkmichael schildert:

«Einige ungebildete Menschen halten nicht nur bestimmte Quellen heilig, sondern sind davon überzeugt, daß in gewissen Seen Geister wohnen. In Strathspey gibt es einen See, der noch immer Loch-nan-Spoiradan, also «Geistersee», heißt. Zwei seiner Geister sollen des öfteren auftauchen: einer in Gestalt eines Pferdes, mit einem wunderbaren Geschirr und einem goldenen Halfter; und der andere in Gestalt eines Bullen. Auch eine *mhaidan mhare* oder Seejungfrau soll in unseren Gewässern leben. Man sieht sie meist kurz bevor die Flüsse nach einem heftigen Regen anschwellen, und das von ihrem Körper, was man beobachten konnte, soll aussehen wie der einer schönen Jungfrau. Ihre Gestalt muß ganz zauberhaft und ihre Stimme so wohlklingend sein wie die einer Sirene. Aber so schön sie auch ist: jedesmal, wenn sie erscheint, kündigt sich damit ein trauriges Ereignis in ihrem Element an. Ihr Auftauchen gilt als sichere Voraussage, daß jemand ertrinken werde.»

Wie anderwärts, so bemühte man sich auch in Schottland, Seejung-

frauen zu fangen. Aber meist willfahrten die glücklichen Fänger den leidenschaftlichen Bitten der Seejungfrauen und ließen sie ins Meer zurück; und einige ergriffen die Gelegenheit und handelten ein paar Vorteile ein. So behauptete ein Mann von Skye, als Belohnung dafür, daß er eine Seejungfrau freigelassen habe, sei er mit der Kraft begabt worden, Wunden zu heilen, die Zukunft vorauszusagen und schöne Musik zu machen. Berichte von solchen Abmachungen gibt es in großer Zahl.⁴

Manchmal gerieten Seejungfrauen aber auch nur durch Zufall in Gefangenschaft. So waren Fischer, die mit Schleppnetzen nach einem verlorenen Anker suchten, sehr erstaunt, als sie plötzlich eine Seejungfrau heraufzogen. Diese sah die Männer «mit weichen, blauen, bittenden Augen an» und bat, sie sollten sie freilassen. Das taten sie auch, nur wissen wir nicht, ob um ihrer blauen Augen willen oder aus Furcht, daß ihnen schreckliches Unheil widerfahre.⁵

Einem anderen Fischer erging es weit schlimmer, als er im Netz eine Seejungfrau fing. Voll Wut darüber, daß sie gefangen war, knüpfte sie zwei Knoten in sein Netz, und Dunkelheit brach herein. Und als sie einen dritten Knoten knüpfte, erhob sich ein Sturm. Da gelang es dem Fischer, die Seejungfrau zu besänftigen; sie sprang ins Meer zurück, das Dunkellichtete sich, und die aufgerührten Wasser wurden wieder ruhig.

Aus Ross-shire erfahren wir noch einmal, wie heftig sich die Seejungfrauen nach einer Seele sehnten. Eine schöne «grüne Dame» aus dem Meer traf einen alten Mann, der die Bibel las, und fragte ihn, ob in dem heiligen Buch auch stehe, daß es für sie Erlösung gebe. Darauf erwiderte der Alte: es sei dort nichts anderes versprochen, als daß die sündigen Söhne Adams gerettet würden. Als sie diese entsetzliche Nachricht hörte, schlug die Seejungfrau die Hände über dem Kopf zusammen und sprang, laut kreischend, ins Meer.⁶

Ein Mann versuchte einmal, die Seele seiner Frau, die aus dem Meere stammte, zu retten; daran ging eine ganze Stadt zugrunde, und alle Einwohner ertranken. Seit dem Tage, da der Mann die Seejungfrau geheiratet hatte, kamen täglich ihre Verwandten aus dem Meere in eine Bucht und riefen laut nach der Treulosen, welche die Ihren verlassen hatte. Und als sie eines Tages im Sterben lag, bat sie, man möge sie zur Küste bringen und in ihre wahre Heimat zurückkehren lassen. Aber als sie tot war, tat ihr Mann nichts dergleichen; er wollte ihre Seele retten und begrub sie deshalb in geweihtem Boden neben der Kirchentür. Da hörte man nachts aufs neue die Meereswesen an der Küste klagen, und eines Morgens, als alle Einwohner der Stadt in der Kirche waren, verschlang eine riesige Flutwelle die ganze Stadt. Alle Menschen ertranken, und auch die

Toten wurden aus den Gräbern herausgespült. Auf diese Weise bekamen die Meereswesen ihre Seejungfrau zurück.⁷

Es gibt in der schottischen Volksüberlieferung eine große Anzahl von Beispielen dafür, welche starke Anziehungskraft sterbliche Männer auf Seejungfrauen übten. Auf einer Insel im Westen Schottlands verliebten sich ein Schäfer und eine Seejungfrau ineinander. Aber mit der Zeit wurde der Jüngling sein kleines Meereswesen leid, und schließlich kam er überhaupt nicht mehr zur Felsenküste, wo sie sich immer getroffen hatten. Tag um Tag harnte die Seejungfrau vergeblich ihres treulosen Liebhabers, und schließlich brach ihr Herz: sie beging Selbstmord, indem sie ihren Kopf und Körper immer wieder gegen den Eingang einer Höhle schlug, welche sie in fernen Tagen, als sie noch glücklich war, gerne besucht hatte. Wie es heißt, ist dieser Eingang immer noch ein grausiges Zeugnis der traurigen Geschichte: deutlich hat sich in ihn, in düsterroter Farbe, die Gestalt der Seejungfrau abgedrückt.⁸

Aus Thurso in Caithness kam, wie wir hörten, ein sehr genauer Bericht eines Lehrers über eine Seejungfrau (vergleiche das 7. Kapitel). Wir besitzen aus der gleichen Gegend auch eine Geschichte über die Liebe einer Seejungfrau zu einem sterblichen Jüngling. Er wurde durch ihre Leidenschaft sehr reich, denn sie brachte ihm Gold- und Silberschmuck, Diamanten und kostbare Steine, welche sie alle, wie sie erklärte, in Schiffen gefunden hatte, die im Pentland Firth untergegangen waren. Der Jüngling nahm die Geschenke an, war aber so dumm, einiges davon an junge Mädchen in der Nachbarschaft weiterzugeben. Und was noch schlimmer war: manches Mal hielt er seine Verabredungen mit der Seejungfrau nicht ein. Schließlich wurde sie eifersüchtig und überlegte, wie sie ihren Liebhaber ganz für sich behalten könne. Eines Tages erschien sie in einem schönen Boot zur Verabredung und erzählte dem Jüngling, sie wolle ihn zu einer Höhle in der Nähe von Duncansby Head bringen, in welcher sie «alle Schätze aufbewahrte, die je im Firth auf Grund gesunken sind». In der Höhle schlief der Jüngling ein, und als er erwachte, sah er, daß sie ihn mit goldenen Ketten gefesselt hatte; und die waren so kurz, daß er nur von einem Diamantenhafen bis zum Eingang der Höhle gehen konnte. Dort ist der Jüngling in seinen goldenen Fesseln seither geblieben und wird bis heute bewacht von seiner Seejungfrau, die ihre Nebenbuhlerinnen auf diese einzigartige Weise wirksam ausgeschaltet hatte.⁹

Noch besser bekannt ist in Schottland die Geschichte von Macphie aus Colonsay, den eine Seejungfrau gefangenhielt; es gibt darüber mehrere Balladen. Auch Macphie wurde von einer verliebten Seejungfrau in einer Höhle gefangengehalten. Aber eines Tages entkam er, und die Seejung-

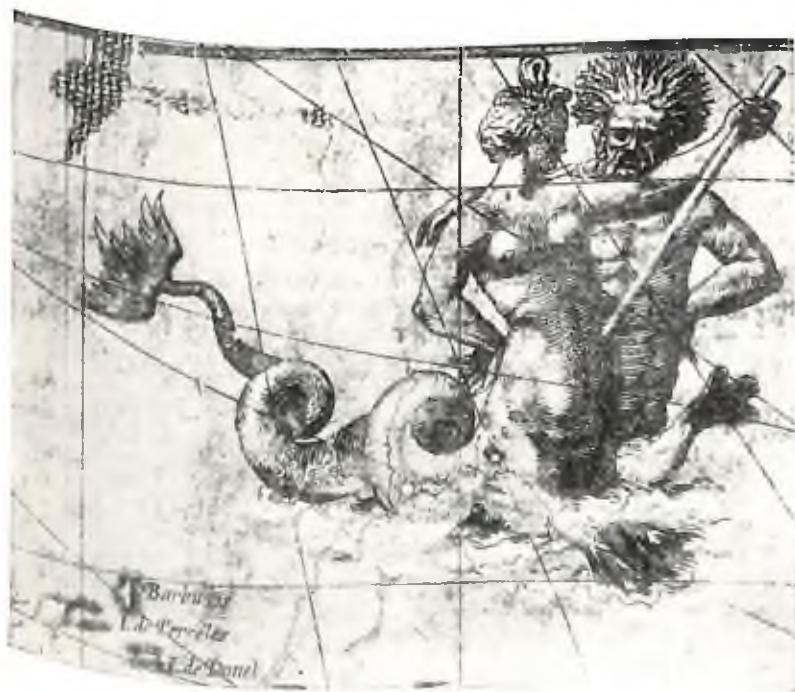


Wassermann und Seejungfrau; Illustration auf einer Karte von Van Keulen, Amsterdam 1682

11a

Neptun und Amphitrite; Illustration auf einer Karte von Hondius, 1608

11b





12a Seejungfrau mit Delphinen; Misericordium aus Ludlow



12b Wassermann; Misericordium aus Chichester, 14. Jahrhundert

12c Seejungfrau mit Fischschwanz, Vogelklauen und Gefieder; Carlisle



frau verfolgte ihn durchs Wasser; als sie ihn einholte, schleuderte Macphie seinen großen schwarzen Hund, der ihn dauernd begleitete, nach ihr. Ein schrecklicher Kampf entbrannte zwischen den beiden, und schließlich tötete der Hund die Seejungfrau und sie ihn. Nur Macphie selbst überlebte, und er konnte seine bemerkenswerten Erlebnisse weitererzählen.¹⁰

Aus dem Westen Schottlands kommt eine der seltenen Geschichten, in denen nicht nur Seejungfrauen, sondern auch Wassermänner eine Rolle spielen. Ein Jüngling entdeckte eine Seejungfrau, als sie ihre langen gelben Locken kämmt, und verliebte sich in sie. Ihr erster Verehrer, ein Wassermann, mischte sich daraufhin ein und riet dem Jüngling, seine Aufmerksamkeiten lieber zu unterlassen. Als Belohnung versprach er, alle seine Kinder aus einer Ehe mit einer menschlichen Frau würden das Meer besonders lieben. Und so geschah es. Was die Seejungfrau davon hielt, wissen wir nicht. Aber wir können sicher sein: den Kindern geschah nicht das geringste, wenn sie in ihrem Element spielten, das auch sie nun liebten; auf diese Weise kam ihnen die Liebe, die ihr Vater einst für eine Seejungfrau empfunden hatte, zugute.¹¹

Die nächste Erzählung gehört zu einem Typus von Überlieferungen, der Volkskundlern wohlbekannt ist: das Leben eines Menschen wird dadurch erhalten, daß er sich in einer ganzen Reihe von unwahrscheinlichen Behältnissen verbirgt.

Die Erzählung berichtet von einem Jüngling, der nur deshalb geboren wurde, weil sein Vater mit einer Frau aus dem Meer, welche ein schrecklicher Dämon war, einen besonderen Vertrag geschlossen hatte. Der Mann, dessen Ehe kinderlos war und wahrscheinlich auch bleiben würde, sollte unter der Bedingung Kinder bekommen, daß er seinen erstgeborenen Sohn der Seejungfrau opferte.

Die Seejungfrau hielt ihr Versprechen, aber der Mann brach das seine. Als der älteste Sohn zu einem jungen Mann herangewachsen war und sich gerade verheiratete, kam die Seejungfrau, ihr Opfer zu holen, und verschlang den Jüngling. Glücklicherweise geschah ihm dabei nichts: wie Jonas lebte er in ihrem Magen weiter, und seine junge Frau half ihm mit erstaunlicher Geistesgegenwart. Sie wußte, daß die Seejungfrau Musik liebte, trug ihre Harfe zur Küste hinunter und spielte so verführerische Weisen, daß die Seejungfrau erstaunt den Mund aufriß und der Mann herauschlüpfen konnte. Aber die unersättliche Sirene verschlang nun die Frau, und schreckerfüllt lief der Mann, der wohl unmusikalisch war, zu einem Zauberer und fragte ihn um Rat. Er erfuhr, das Leben der Seejungfrau sei in einem Ei beschlossen; dieses müsse er in einem Fisch, den in einer Ente, die Ente in einem Bock, und diesen Bock in einem Wald

unter einem Haus auf einer Insel in einem See suchen. Viele Tiere halfen dem jungen Mann bereitwillig, und schließlich fand er das Ei. Da spuckte die Seejungfrau, deren Leben nun buchstäblich in seinen Händen lag, die Frau wieder aus. Verständlicherweise wollte der Mann nun nicht noch einmal sein Glück aufs Spiel setzen; deshalb zerschlug er das Ei, und die Seejungfrau starb.¹² Es gibt auch noch andere, verwickeltere Fassungen dieser Geschichte.

Nachdem St. Columba im sechsten Jahrhundert nach Christus von Iona aus «die neblige Insel Skye» christianisiert hatte, starb der heidnische Glaube der Inselbewohner langsam aus. Aber Spuren davon finden sich immer noch. Zwar gibt es angeblich nicht mehr sehr viele Feen, aber noch eine Menge Geschichten über sie, und an diese glaubt man fest. Seejungfrauen hielt man, wie wir wissen, noch 1905 in Ehren, und eine, die «*Maighdeann na Tuinne*» – «Jungfrau der Wellen» – wird in unseren Tagen immer noch wieder von leichtgläubigen Einwohnern «beobachtet».

Die Macleods von Macleod lebten die letzten siebenhundert Jahre auf der Westseite von Skye im Schloß von Dunvegan. Mitten im Meer, im Süden des Schlosses und direkt vor den mächtigen Klippen des Loch Bracadale stehen drei einzelne Felsensäulen, die man seit Menschengedenken «Macleods Frauenzimmer» nennt. Sie sollen eine Mutter und ihre zwei Töchter darstellen. Einer der Macleods behauptete: als er sich einmal auf einer Klippe oberhalb dieser «Frauenzimmer» ausruhte, in deren Nähe ein Felsenriff ins Meer hinausläuft, habe er eine Seejungfrau gesehen, die ihre Haare kämmt.

«Ich erhob meine Büchse», so sagte er, «um nach ihr zu schießen; denn ich dachte mir, wenn ich sie treffe, kann ich sie im Lande herumzeigen und dadurch ein reicher Mann werden. Aber dann legte ich die Büchse wieder hin, denn sie schien mir so menschenähnlich, daß ich dachte: wenn ich sie erschiesse, wird man mich hängen. Und so war ich einige Zeit beschäftigt: ich hob die Büchse und senkte sie wieder, bis plumps! die Seejungfrau auf einmal untertauchte und im Meer verschwand.»¹³

Viele Menschen haben an dieser felsigen Küste Seejungfrauen singen hören. Eines Tages vernahm ein Mann, der auf den Klippen lag, den Klang süßer Stimmen. Er blickte hinab und sah eine Seejungfrau und drei kleine Seehunde auf den Felsen liegen. Es gelang ihm, hinunterzuklettern, ohne von der Seejungfrau erspäht zu werden, aber als er auf der Küste angekommen war, konnte er sie selbst nicht fangen, sondern nur einen der jungen Seehunde. Augenblicklich umtobte ihn eine hohe Wasserflut, aus welcher die Köpfe mehrerer Seejungfrauen auftauchten, und diejenige, welche er eben noch mit einem goldenen Kamm in der

Hand gesehen hatte, befahl ihm, den Seehund wieder freizulassen. Dafür versprach sie ihm eine große Belohnung, und er forderte sofort ihren goldenen Kamm; aber den wollte sie ihm nicht herausgeben. Statt dessen versprach sie, ihm drei Wünsche zu erfüllen, und damit war er einverstanden. «Aber die Wünsche brachten ihm nichts Gutes.»¹⁴

Ein Mann aus Skye fing einmal eine Seejungfrau und hielt sie ein Jahr lang bei sich im Haus. Während dieser Zeit «erzählte sie ihm viele merkwürdige Dinge». Als sie ihn dann verließ, fragte er sie: «Welches Heil oder Unheil liegt in Eiwasser?» – in Wasser also, in welchem man Eier gekodet hat. Darauf erwiderte sie geheimnisvoll: «Wenn ich dir das sage, wirst du etwas zu erzählen haben», und verschwand.¹⁵ Seejungfrauen spielten also sowohl auf Skye wie auf der Insel Man in unverständlicher Weise auf die geheimnisvolle Kraft von Eiwasser an. Es wäre interessant, zu wissen, was es damit auf sich hat; aber niemand hat dies Geheimnis je erfahren.

Auf Skye knüpfte sich eine besondere Überlieferung an die große Höhle von Spay: niemand wagte, in ihre Nähe zu kommen, um nicht den Seejungfrauengesang zu hören, «der alle Männer zum Wahnsinn treibt». Aber eines Tages verliebte sich eine Seejungfrau in einen jungen Mann, der mit der mächtigsten Sippe der Gegend verfeindet war, und nützte den üblen Ruf der Höhle für ihn aus. Sie verbarg ihn in ihrer Tiefe, und dort war er vor seinen Verfolgern in Sicherheit.¹⁶

Von einer besonderen Gattung von Seeteufeln, an die man auf den Shetlandinseln glaubte, berichtet uns ein englischer Forscher im Jahre 1822. Er schildert die abergläubischen Vorstellungen der Inselbewohner genau:

«Unten, in der Tiefe des Ozeans, gibt es eine Art von Atmosphäre, die für gewisse Wesen . . . zum Atmen ausreicht. Sie sind von unsagbarer Schönheit, besitzen aber nur begrenzte übernatürliche Kräfte und sind sterblich wie Menschen.» Sie wohnen weit unterhalb der Regionen, wo es Fische gibt, in Gebäuden aus Perlen und Korallen. In die außermeerische Welt können sie nur hinaufgelangen, «weil sie die seltsame Kraft besitzen, in die Haut eines Wesens zu schlüpfen, das dort und im Meer leben kann». Eine der Gestalten, die sie annehmen können, ist zusammengesetzt: oberhalb der Hüfte aus einem Tier und darunter aus einem Fischschwanz. «An den Küsten betreten sie trockenes Land und legen dort oft jene Gestalt, die sie im Meere brauchten, ab; dann erforschen sie so, wie sie wirklich sind, voll Neugier die Eigenarten der trockenen Welt.» Am häufigsten trifft man diese Wesen zwischen Felsklippen, welche, nach dem Volksglauben, «der bevorzugteste Aufenthaltsort dieser schönen Söhne und Töchter des Meeres sind. Eine tobende Brandung, die sie ununter-

brochen umspült, schützt die Wesen vor störenden Blicken und vor dem Zugriff der Menschen. Hier legen sie alle Hüllen ab, in welche sie sonst eingeschlossen sind, nehmen die erstaunlichsten Gestalten an, die jemals menschlichen Augen erschienen, atmen die Luft, die eigentlich nur den irdischen Wesen bestimmt ist, und erfreuen sich miternächtlicher Spiele beim hellen Licht des Mondes. Diese Bewohner einer untermeerischen Welt wurden in späterer christlicher Zeit als gefallene Engel betrachtet, die im Meere Zuflucht suchten. Man nannte sie Seeteufel, weil sie zum Herrschaftsbereich des Fürsten der Finsternis gehören». ¹⁷

Die Seeteufel haben immer nur eine «Haut»; die werfen sie ab, sobald sie festes Land erreichen, und nehmen ihre eigentliche Gestalt wieder an. Wenn sie jedoch die «Haut» verlieren, können sie nicht mehr ins Meer zurück und müssen für alle Zeiten auf dem Lande bleiben. Die Geschichte von der Meerfrau Gioga und ihrem Sohn Ollavitinus veranschaulicht das:

Fischer aus Papa Stour landeten eines Tages auf einem Riff, das häufig von Seehunden besucht wurde. Es gelang ihnen, mehrere Seehunde zu betäuben und zu häuten; bewußtlos ließen sie die unglücklichen Wesen auf den Felsen liegen. Die Felle aber sammelten sie und waren gerade dabei, wieder abzufahren, als sich plötzlich eine fürchterliche Flut erhob. Alle Männer eilten so schnell wie möglich ins Boot zurück, stießen vom Felsen ab und ließen dabei einen Mann auf der Insel zurück. Mehrmals versuchten sie zwar, ihren Kameraden noch an Bord zu nehmen, aber schließlich mußten sie ihn seinem Schicksal überlassen, machten sich auf die Heimfahrt und nahmen die Seehundsfelle mit. Die scheußliche Tat der Fischer hatte alle lebenden Seehunde von dem Riff vertrieben; aber nach einiger Zeit kehrten ein paar von ihnen zurück, streiften ihre Felle ab und zeigten sich nun in ihrer wahren Gestalt: als Seeteufel. Die betäubten Seehunde lebten in ihrer Gegenwart wieder auf und begannen sich wie gewöhnlich zu bewegen, und sie klagten bitterlich ihren verlorenen Fellen nach, ohne die sie nicht in ihr Heimatelement zurückkehren konnten. Keiner klagte so laut mit ihnen wie Gioga; sie war die Mutter des Ollavitinus, eines Seeteufels, dessen Fell die Fischer ebenfalls erbeutet hatten. Sie verhandelte mit dem Mann, der auf dem Felsen zurückgeblieben war, und versprach, ihn sicher auf ihrem Rücken durchs Meer nach Papa Stour zu tragen, wenn er den Fischern das Fell ihres Sohnes wegnehme und es ihr bringe. Damit war er natürlich bereitwillig einverstanden, stieg auf den Rücken der Seefrau, und beide durchquerten das stürmische Meer. So kamen sie nach Acres Gio in Papa Stour, und Gioga ließ ihren Reiter an Land. Der lief sofort nach Skeo in der Nähe von Hamma Voe, wo die Felle lagerten, und es gelang ihm, der Seeteufelin

das Fell ihres Sohnes zurückzugeben. Auf diese Weise konnte Ollavitinus mit seiner Mutter Gioga und seinen Gefährten in seine Heimat auf den Grund des Atlantik zurückkehren. ¹⁸

Merkwürdigerweise gibt es in der Volksüberlieferung der Shetlands auch zwei Geschichten über Riesen und Seejungfrauen. Ein Riese namens Fluker war sehr friedlich gesinnt, sah aber abscheulich aus. Wenn er gelegentlich seine Wohnung zwischen den Klippen verließ, mochten die Frauen der Gegend ihn nicht unter sich sehen. Wütend darüber, stahl Fluker eines ihrer Kinder, einen Jungen, den er an der Küste spielen fand. Aber gleich entführte ihm eine Seejungfrau den Jungen und versteckte ihn in einem verfallenen runden Turm; einige Männer, die in einem Boot vorbeifuhren, fanden ihn dort und brachten ihn zu seiner Mutter zurück. Der Riese war empört darüber, daß er den Jungen verloren hatte, und warf mit großen Felsbrocken nach der Seejungfrau. Sie wehrte sich, indem sie die Höhle, in welcher er lebte, mit einer Springflut überschwemmte, so daß der Riese ertrank. Aber auch einer von seinen Felsbrocken hatte getroffen: die Seejungfrau starb an den Folgen der Verletzung. Der tödliche Felsbrocken ist noch heute zu sehen; man nennt ihn den «Ball der Seejungfrau». ¹⁹

Eine andere Seejungfrau saß gewöhnlich auf einem Felsenriff, das Ootsta hieß, und kämte ihr Haar. Zwei Riesen, die dauernd miteinander stritten und Saxie und Herman hießen, verliebten sich beide in sie. Die Seejungfrau erzählte ihren schwierigen Liebhabern, derjenige von ihnen werde sie gewinnen, der ihr bis zum Nordpol folge, ohne einmal Land zu berühren; es gibt natürlich kein Land zwischen Ootsta und dem Nordpol. Ohne zu zögern, sprangen die zwei Riesen blindlings ins Meer und wurden nie wieder gesehen. ²⁰

Am Loch Sin, einer Meeresbucht bei der Gemeinde Tarbert, erzählt man eine grausige Geschichte. (Eine Sippe der Gegend behauptete, sie stamme von einer Seejungfrau ab; eine andere glaubte daran, vor dem Tod durch Ertrinken sicher zu sein, weil ein Ahn einmal mit einer Seejungfrau zusammengekommen war.) Im Herbst 1742 lief ein junges Mädchen am Ufer der Bucht entlang und hörte plötzlich ein klopfendes Geräusch. Es erblickte eine Seejungfrau, die mit Hilfe einer Keule ihre Wäsche wusch; solche Waschkeulen werden in Schottland noch heute benutzt. Die Seejungfrau hatte im Gras mehr als dreißig Hemden und Röcke ausgebreitet, die schrecklich mit Blut verschmiert waren; sie schien ein «böses Vergnügen» an ihrer grausigen Beschäftigung zu haben. Ein wenig später brach in der Abtei von Fearn das Kirchendach ein, und 36 Leute kamen dabei ums Leben.

In den Shetlands gibt es ein Seepferd mit dem ansprechenden Namen Tangie: es ist ganz von Tang und anderen Meerpflanzen bedeckt. Dieses Wesen erschien ausschließlich in Pferdegestalt, trabte «hoch über den Wellen und erregte sie mächtig». Wie andere Wasserpferde, die in Schottland Kelpies heißen, fühlte sich auch Tangie von sterblichen Mädchen heftig angezogen; vergeblich darum bemüht, eine Braut zu finden, galoppierte es abends die Küste entlang und hoffte, dort ein Mädchen zu überraschen.

Weil die Absichten einer Seejungfrau, der man auf dem Meer begegnet, häufig alles andere als friedfertig sind, beruhigte es immer sehr, zu wissen, daß es eine Menge von Verteidigungsmöglichkeiten gibt, die einigen Erfolg versprechen. Eine ist nichts als «praktische Psychologie»: als eine Seejungfrau einmal ein Schiff verfolgte, warfen die Matrosen leere Fässer über Bord; sie vermuteten, weibliche Neugier müsse es auch bei Frauen geben, die zur Hälfte Fische sind. Und sie hatten Recht: die Seejungfrau blieb sofort zurück, um die Fässer genauer zu betrachten, und Matrosen und Schiff konnten sicher entkommen.²¹

Eine Illustration zur «Historia Animalium» von Gesner aus dem Jahre 1551 zeigt, wie Matrosen die gleiche Taktik nutzen, um Wale abzulenken, die ihr Schiff zu erdrücken drohen.

Aber leere Fässer sind nicht immer zur Hand, wenn Seejungfrauen aus dem Meer auftauchen. Ein englischer Sammler von Volksüberlieferungen beschreibt ein anderes Verfahren, wie man mit Seejungfrauen fertig wird; bedauerlicherweise verspricht es von vornherein nicht so viel Erfolg wie das erste: «Es ist gut, irgendeinen Gegenstand nach der Seejungfrau zu werfen, und wenn sie nicht untergeht, ist man sicher. Ein Messer ist in solchem Fall besonders gut: man muß es der Seejungfrau zuwerfen.» Aber was geschah, als dieses Verfahren einmal ausprobiert wurde?

«Es waren einige Fischer aus Lochboisdale, welche sie zuerst erblickten. Sie sahen sie in der Nähe ihres Bootes aus dem Wasser auftauchen, und jeder Mann der Mannschaft warf ihr irgendeinen Gegenstand zu. Und als der letzte warf, was er gerade in der Hand hielt, versank sie. Dieser Mann ertrank, die anderen blieben am Leben.»²² Man kann sich kaum eines ungunstigen Gefühls erwehren: es war schon eine recht unsichere Sache, eine Seejungfrau als Ziel für Wurfkunststücke zu benutzen.

Wir hörten von der Insel Skye, daß ein Mann ärztliche Kräfte als Belohnung dafür verliehen bekam, daß er eine Seejungfrau freiließ. Noch öfter haben Seejungfrauen Heilkräfte, und meistens bedienen sie sich dabei verschiedener Pflanzen. Wie etwa die Herrin von Llyn y Fan Fach, die ihre Kenntnis der Heilkräuter an ihre drei Söhne, die späteren Ärzte

von Mydfai, weitergab. Wir hörten auch schon, daß die Drachenfrauen des alten China mit Pflanzen und Kräutern die verschiedensten Krankheiten heilen konnten.

In der schottischen Volksüberlieferung gibt es zwei Seejungfrauen, die ein besonderes Heilverfahren gegen die Auszehrung entwickelt hatten. Diese Kur kam besonders den Frauen zugute, die in ihrer Gegend wohnten. Eine dieser Seejungfrauen lebte an der einsamen Küste von Galloway. Als sie eines Tages einen jungen Mann darüber klagen hörte, seine Geliebte sterbe an der Auszehrung, sang sie:

«Läßt du dies liebliche Mädchen
unter den Händen dir sterben!
Und so viel Beifuß
blüht unterdessen am Strand.»

Der Jüngling nahm den Hinweis auf; er sammelte unverzüglich die Blüten des Beifuß, drückte den Saft heraus und gab ihn seiner Geliebten zu trinken, worauf sie sich augenblicklich erholte.²³

Die zweite Seejungfrau glaubte ebenfalls an die Heilkräfte des Beifuß. Sie lebte im Firth of Clyde, oberhalb des Hafens von Glasgow. Als der Beerdigungszug eines Mädchens, das an der Auszehrung gestorben war, vorüberschritt, erhob sie ihren Kopf aus dem Wasser und rief:

«Trinkt Nesseln im März,
eßt Beifuß im Mai!
Und viele schöne Mädchen
sind am Grabesrand vorbei.»

Wie nicht anders zu erwarten, galt der Saft des Beifuß und ein Nesselsabsud unter einfachen Leuten lange Zeit als einzig wirksame Arznei gegen Auszehrung.²⁴ Es ist merkwürdig, daß der Beifuß, welcher von Seejungfrauen als Medizin empfohlen wurde, auch mit Artemis zu tun hat, die als die Fischgöttin oft auch einen Fischschwanz besitzt: die Pflanze kennt man in der Botanik als *Artemisia Vulgaris*.

Eine Seejungfrau aus Galloway unterhielt sich häufig in mond hellen Nächten mit den Leuten der Gegend. Sie setzte sich auf einen glatten Granitblock am Rande ihrer Lieblingsbucht, kämte ihr langes goldenes Haar und gab heilkräftige Orakel. Für eine fromme Frau, die in der Nähe lebte, war die Gegenwart dieses heidnischen Wesens ein teuflisches Ärgernis. Mit der Bibel in der Hand rollte sie den Granit-«Stuhl» der Seejung-

frau ins Wasser. Am nächsten Morgen lag das einzige Kind der Frau tot in der Wiege; und als der Tag zu Ende ging, hörte die weinende Mutter mehrmals aus dem Wasser eine Stimme singen:

«Widme du dich deiner Wiege
so wie ich mich meinem Steine!.,
Und wir denken und leben besser,
und Streitereien haben wir keine.»

Man warf in den nächsten Tagen allerlei Unkraut und Unrat ins Wasser, um es zu verunreinigen, und die Seejungfrau zog anderswohin. Aber sie belegte die Familie dieser Frau mit einem Fluch der Unfruchtbarkeit, und «alle Nachbarn im Umkreis von einigen Meilen beschwören, daß er aufs genaueste in Erfüllung ging».²⁵

Diese Geschichte von der Seejungfrau und ihrem Granit-Stuhl besitzt eine erstaunliche Ähnlichkeit mit einer anderen, die man von einer Seejungfrau aus Girvan in Ayrshire erzählte. Sie saß am liebsten auf einem schwarzen Stein vor dem alten Haus eines gewissen Knockdolian. Stundenlang sang sie dort und kämmte ihr langes gelbes Haar. Aber ihre Stimme, so süß sie auch klang, störte das schlafende Kind im Haus, und die Mutter hieß schließlich die Knechte den Stein auseinanderschlagen. Sie dachte, damit sei es nun mit dem Gesang der Seejungfrau ein für allemal zu Ende. Als die Sängerin abends sah, daß ihr Stein verschwunden war, wurde sie wütend und sang:

«Denk du an deine Wiege,
ich denk an meinen Stein.
Alle späteren Knockdolians
werden unfruchtbar sein.»

Natürlich erfüllte sich dieser Fluch der Seejungfrau, und die Familie bekam nie mehr einen Erben: kurz darauf fand man das Kind tot neben seiner umgestürzten Wiege liegen, und wenig später starb die Familie aus.²⁶

In einer Erzählung über den jungen Gutsherrn Lorntie aus Forfarshire begegnen wir gar einer blutdürstigen Sirene. Allerdings offenbarte sie ihre Macht nicht durch ihren Gesang, sondern durch eine gemeine List. Der Grundherr kehrte eines Tages in Begleitung seines Dieners von der Jagd zurück, und als er an einer einsamen Bucht vorüberkam, hörte er eine weibliche Stimme rufen: «Hilfe! Hilfe! Lorntie!» Er gab seinem

Pferd die Sporen, hastete zur Bucht hinunter und sah dort eine schöne Frau, die mit den Wellen kämpfte und offenbar am Ertrinken war. Lorntie sprang vom Pferd herab und ins Wasser und reckte gerade eine Hand, um nach dem langen Haar zu greifen, das wie gesponnenes Gold auf dem Wasser lag, da packte ihn plötzlich sein Diener von hinten und zog ihn fort. Voll Wut über diese Störung seiner Samaritertat wollte Lorntie seinen Diener schlagen, als dieser schrie: «Warte, Lorntie! Wart einen Augenblick! Diese klagende Frau ist niemand anders als, Gott helf uns!, eine Seejungfrau!» Der Herr begriff schnell, daß sein Diener recht hatte, und galoppierte davon. Da erhob sich die Seejungfrau aus dem Wasser und rief ihm voll teuflischer Enttäuschung und Wildheit nach:

«Lorntie, wär dein Mann nicht
dir zu Hilfe gekrochen,
würde jetzt schon dein Herzblut
in meinem Kessel kochen.»²⁷

Wie stark man auch immer ein Schiff baut, niemals ist es ganz vor den Gefahren des Meeres sicher. Deshalb wird eine Vereinbarung zwischen einem Werftbesitzer aus Gairloch und einer Seejungfrau viele Menschenleben erhalten haben; auf jeden Fall besorgte sie der Werft nicht wenig neue Kunden.

Die Geschichte wurde 1886 aufgezeichnet, und damals bestätigten viele Leute der Gegend, alle Einzelheiten seien wirklich wahr: Roderick Mackenzie, ein alter und hochangesehener Schiffsbauer aus Port Henderson, sammelte als junger Mann eines Tages Köder an der Küste und sah plötzlich eine Seejungfrau, die zwischen den Felsen schlief. Er gab sich nicht damit zufrieden, diesen reizenden Anblick nur zu betrachten, sondern sprang sofort auf sie zu und konnte sie bei den Haaren packen. Höchlich erschreckt darüber, bat sie darum, freigelassen zu werden, und versprach, sie werde ihm alles gewähren, was er als Belohnung dafür fordere. Mackenzie wünschte sich, daß kein Mensch in einem Boot, das er erbaut habe, jemals ertrinke. Bereitwillig versprach die Seejungfrau die Erfüllung dieses Wunsches und bekam dafür die Freiheit. Der Chronist, der diese Geschichte aufzeichnete, berichtet: «Dies Versprechen wurde die ganze lange Geschäftszeit von Roderick Mackenzie hindurch streng eingehalten. Immer noch trotzen seine Schiffe Wind und Wellen; und ich selbst bin der glückliche Besitzer eines Bootes von Mackenzies Werft.»

In Cromarty im Nordosten von Schottland gab es besonders viele Seejungfrauen. Von allen mythischen Wesen, an die man in Schottland

glaubt, war keine den Menschen von Cromarty bekannter als die Seejungfrau.

So förderte einmal eine Seejungfrau die Ehepläne eines Schiffseigners namens John Reid, der sich um 1740 in eine reiche Erbin aus seinem Dorf, Helen Stuart, verliebt hatte. Sie wies ihn jedoch voll Stolz auf ihr Geld ab, und John Reid lief eines Morgens traurig an der Küste herum; da hörte er in der Nähe der «Tröpfelhöhle» lieblichen Gesang und sah eine Seejungfrau auf einem Felsen vor der Höhle sitzen. Zwar blendete ihn ihre Schönheit, aber er kannte auch ihre geheimnisvollen Kräfte, welche Seejungfrauen besitzen sollen. Deshalb kam er auf den Gedanken, vielleicht könne sie ihm dabei helfen, die Hand seiner Helen zu erringen. Er kroch in die Nähe der Seejungfrau, und als sie sich umdrehte, sah sie ihn. Sie versuchte ins Wasser zu springen, aber daran konnte er sie hindern, indem er sie fest um die Hüften packte. Sie wehrte sich heftig, und der kräftige Seemann hatte weidliche Mühe, sich gegen sie zu behaupten. Die Kräfte der Seejungfrau «waren kaum geringer als die einer indischen Schlange, wenn sie mit einem Tiger kämpfte», aber schließlich lag sie besiegt auf dem Felsen. John Reid war schnell mit drei Wünschen bei der Hand, um seinen Sieg nun auch völlig auszunützen. Der erste war, weder er noch einer seiner Freunde solle je durch Ertrinken sterben. Der zweite, er wolle immer und bei all seinen Unternehmen Erfolg haben, wozu natürlich auch seine Werbung um Helen Stuart gehörte. Den dritten Wunsch erzählte er nie jemandem, außer natürlich, damals, der Seejungfrau. Sie antwortete nur: «Geh! So sei es.» John Reid ließ sie los; da stützte sie ihren Schwanz gegen einen Felsen, bis seine Spitze fast zu ihrer Hüfte reichte, reckte ihre Arme hoch, drückte die Handflächen zusammen, und dann sprang sie so, die Hände über dem Kopf, ins Meer. Ihre weißen Schultern und der silbrige Schwanz glänzten noch kurze Zeit durch die grünen Tiefen des Wassers herauf, und dann war die Seejungfrau verschwunden. Nicht lange danach konnte der Schiffsbesitzer die Früchte dieser Begegnung ernten: er heiratete Helen Stuart. Fast ein Jahrhundert lang erblühte die Familie in Wohlstand; heute ist sie ausgestorben.²⁸

Einige Seekühe sorgten einmal dafür, daß eine Seejungfrau aus Wales ins Meer zurückkehrte; in einer Geschichte von den Hebriden hören wir mehr von diesen Tieren: In Harris verirrte sich eine Herde von Seekühen, die von einer Seejungfrau gehütet wurden, an Land. Man hörte die ratlose Hirtin die folgende Klage über den Verlust ihrer meerischen Herde singen:

«Verloren, verloren, verloren ist Gorag,
verloren ist Dubhag, verloren ist Dothag,
verloren ist Minileag, verloren ist Minteag, . .
und verloren ist nun auch die braune Muirneag
mit dem goldenen Haar.»²⁹

Eine weitere Geschichte von den Hebriden berichtet, daß ein Mann aus Eilein Anabuich, einem Dorf in Nord-Harris, eine Seejungfrau fing und ihr die Freiheit wiedergab, als sie versprach, ihm die üblichen drei Wünsche zu gewähren. Er wollte ein erfolgreicher Pflanzendoktor sein, die Kraft besitzen, in die Zukunft zu blicken (in späteren Zeiten hatte er besonderen Erfolg damit, Frauen vorauszusagen, was ihnen bevorstand); und nicht zuletzt wünschte er sich die Macht des Gesangs.

Die Küsten- und Binnengewässer Schottlands haben offenbar den Seejungfrauen weit besser behagt als den Wassermännern; denn diese spielen in schottischen Überlieferungen nur eine geringe Rolle. Es gibt nur eine alte Überlieferung über Wassermänner aus dem Minch, einer Meerenge, welche die äußeren Hebriden vom Festland trennt. Diese Wassermänner kennt man als «die blauen Männer des Minch»; sie griffen in früheren Zeiten Schiffe an und zerstörten sie völlig, wenn der Kapitän auf ihre Fragen keine zufriedenstellenden Antworten geben konnte. Warum diese räuberischen Wassermänner «die blauen Männer» hießen, ist nur aus den geschichtlichen Hintergründen zu erklären: vor langen Zeiten beschäftigten die Nordmänner, die damals im Nordwesten Schottlands lebten und Piraterie trieben, Seeleute aus Marokko. Diese nannte man die «blauen Mohren», weil sie, wie auch heute noch, blaue Gewänder und blaue Schleier um den Kopf trugen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach betrachteten die Nordmänner diese Gefangenen als Sklaven und ließen sie bei ihren Raubzügen die blutige Arbeit erledigen. Und so erfüllten die «blauen Männer» in alter Zeit die Hebridenfischer mit lähmender Furcht und gingen später als Wassermänner in die Legende ein: mit ihnen zusammenzutreffen bedeutete im Minch nur allzu oft den sicheren Tod.

Wasserpferde und Wasserbullen gibt es dagegen in schottischen Volkstüberlieferungen in großer Zahl. Lange Zeit war kaum eine Bucht, ein Fluß oder ein Bach ohne sein *kelpie* oder Wasserpferd, und der Glaube an diese Wesen erhielt sich bis in unsere Zeit.

Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts veranlaßte ein Bauer seine Söhne, im Fluß nach einem Wasserbullen zu suchen. Die Flinte, mit der sie ihn erschießen sollten, war mit Six-Pence-Stücken geladen. Nur so

bestand einige Aussicht, das Untier wirksam zu treffen, denn nur Silbermunition konnte in solch einem Falle etwas ausrichten.

Aber vielleicht gehören die Wasserbullen gar nicht so ganz ins Fabelreich. Denn heute kann man kaum noch an der Existenz eines Wesens zweifeln, das bemerkenswert wie ein Wasserbulle ausgesehen haben muß und im Loch Ness entdeckt wurde. Wir besitzen als Zeugnis immerhin folgenden Brief eines gewissen Robert Murray aus Inverness, der vor dem Britischen Rundfunk über sein Abenteuer berichtete und an die Verfasser dieses Buches schrieb:

«Ich bin Fahrer eines Autobusses und sah am 10. Juli 1959 das Ungetüm von Loch Ness. Zugleich mit mir sahen es 19 Fahrgäste in meinem Wagen. Das Wesen, das wir beobachteten, sah aus wie ein Bulle im Wasser, war etwa sechs Fuß lang, zwei Fuß breit, von dunkelbrauner Farbe und besaß zwei große Ohren oder Hörner. Es hatte keinen Buckel, sondern war ganz rund. Wir schätzten seine Geschwindigkeit auf etwa 20 Meilen pro Stunde. Das Wasser hinter ihm war ruhig, aber vor ihm war es aufgewühlt, spritzte auch an seinen Seiten hinauf, und dann wirbelte es noch einmal heftig, als das Wesen untertauchte. Wir sahen es insgesamt etwa zehn Minuten lang.»

Dieser Bericht erwähnt mit keinem Wort jenes schlangenähnliche Wesen, das in den Augen der meisten Leute als das einzig wahre Ungetüm von Loch Ness gilt. Möglicherweise entpuppt sich das berühmte Ungetüm eines Tages als eine bestimmte Gattung von Wasserbullen; dann müßten wir alle Geschichten über schottische Wasserbullen neu bedenken. Aber vorerst können wir nichts als abwarten und weiter herumraten.

Kelpies oder Wasserpferde fand man meist nur in einsamen Buchten. Wenn sie sich mit heimischen Stuten paarten, waren die Füllen leicht zu erkennen: sie hatten «glatte Glieder, große blitzende Augen, rote breite Nasenlöcher und ein heftiges Temperament». Die Kälber von Wasserbullen ließen sich mit ähnlicher Leichtigkeit erkennen: an ihrer ungewöhnlichen Größe, den lang herabhängenden Ohren und an «ihren für die Fortbewegung im Wasser besonders breiten, tiefschwarzen Hufen».³⁰

Sehr häufig grasten die Kelpies an den Ufern ihrer Buchten fertig gesattelt und gezäumt. Wenn ein Dummer es wagte, sich auf eines zu setzen, galoppierte das Pferd in die Bucht und verschwand mit seinem Reiter unter den Wellen. Ein Teufelspferd dieser Art hielt einst die Menschen am Loch Ness in Schrecken. Und am Spey lebte ein Kelpie, das wie ein weißes Pferd aussah. In einem Reisetagebuch aus dem Jahre 1956, «Time out of Mind», schreibt eine gewisse Miß Joan Grant: als sie eines Tages mit ihrem Mann zusammen den Spey entlang von Rothiemurchus nach

Cairngorms spazierte, sei sie plötzlich von Schrecken erfüllt worden und mit ihrem Mann schnellstens geflohen. «Ein Etwas, fürchterlich feindlich, vierbeinig und doch auf abstoßende Weise menschlich, unsichtbar und doch sehr materiell, denn ich hörte seinen Hufschlag, versuchte, mich zu erreichen.» Die Verfasserin beschließt diesen eigenen Bericht mit zwei weiteren darüber, daß auch andere Menschen in unseren Tagen dies Wesen sahen; sie berichtet von zwei jungen Männern, die auf den Cairngorm-Inseln aus Schrecken über ihr Erlebnis starben.

Wenn man es fertigbrachte, ein Kelpie festzuhalten und zu satteln, konnte man es anschirren und zur Arbeit zwingen. Dabei galt es immer als ratsam, über dem Zaumzeug das Zeichen des Kreuzes zu schlagen.

Ein solches Wasserpferd besaß eine ganz besondere Anziehungskraft. Es sah so herrlich aus, wenn es prachtvoll aufgezümt an seiner einsamen Bucht entlangtrabte, daß viele Mädchen sich von diesem Anblick bezaubern ließen und der Versuchung nicht widerstehen konnten, es wenigstens einmal zu streicheln. Aber jede, die das wagte, sah sich sogleich außerstande, ihre Hand zurückzuziehen, und mußte dem Kelpie folgen, wenn es ins Wasser galoppierte.

Eine grausige Geschichte erzählt von einem Wasserpferd, auf dessen einladenden Rücken sich eines Tages nicht weniger als fünfzehn Jungen setzten. Der sechzehnte stand am Kopf des Kelpie und streichelte es mit einem Finger. Er merkte plötzlich, daß er seinen Finger nicht mehr zurückziehen konnte, und wurde sich in blitzartigem Schrecken klar, daß dieses Wesen ein Wasserpferd war. Mit spartanischer Tapferkeit befreite er sich, indem er mit einem Federmesser seinen Finger abschnitt. Aber seine unglücklichen Kameraden konnten nicht mehr absteigen, und das Kelpie trug sie in die Bucht hinunter, wo alle ertranken.

Manchmal erschien solch ein Kelpie auch in Gestalt eines schönen jungen Mannes, und das Mädchen, dem es seine Aufmerksamkeit widmete, konnte von Glück sagen, wenn es sein wahres Wesen rechtzeitig an irgendeiner Wasserpflanze in seinem Haar erkannte.

Ein Wasserpferd, das eines Tages bei einer alten Frau und ihrer Tochter, in der Nähe seiner Heimatbucht, um Speise und Unterkunft bat, erschien den zweien als ein gutgekleideter Jüngling. Aber aus seiner Kleidung tropfte Wasser, und dies gab zweifellos der alten Frau einen Hinweis auf seine übernatürliche Herkunft. Als der «Jüngling» gospeist hatte und mit seinem Kopf im Schoße der Tochter eingeschlafen war, gab die Mutter ihr einen Kamm und hieß sie, vorsichtig damit durch sein Haar zu streifen. Und wirklich: sein Haar war voller Sand und kleiner Muscheln. Die beiden Frauen entflohen aus der Hütte, und bald verfolgte sie der

wütende Jüngling, nun aber in seiner wirklichen Gestalt, als Wasserpferd. Im Laufe einer fürchterlichen Hetzjagd rettete die alte Frau sich und ihre Tochter, indem sie drohte, sie werde den Namen des Wasserpferdes «in alle vier braune Richtungen der Erde schreien». Die Geschichte entdeckt uns leider nicht, woher sie den wichtigen Namen kannte. Denn allein schon die Drohung, ihn auszusprechen, erschreckte das Wasserpferd so, daß es schnellstens zu seiner Bucht zurücklief und dort verschwand. Ein paar Jahre später starb die alte Frau, und das Wasserpferd entfernte sich nie mehr weit von seiner Bucht; manchmal sah man es noch, «wie es ganz allein im Sand der Flußmündung herumsprang».³¹

In den «Statistischen Berichten über Schottland» findet sich eine seltsame Geschichte über ein Kelpie: es soll die Steine geschleppt haben, aus denen man die Kirche von St. Vigeans baute. Im Band XII aus dem Jahre 1794 berichtet Pfarrer John Aitken aus seiner Gemeinde St. Vigeans in der Grafschaft Angus:

«Die Kirche steht auf einer hohen Düne, die teilweise natürlichen und teilweise künstlichen Ursprungs ist. Etwa drei Meilen vom Meer entfernt, wurde sie im 12. Jahrhundert, zur Blütezeit der Abtei von Arbroath, erbaut. Der letzte Mönch, der dort Pfarrdienste tat, lebte im Kirchturm. Er wurde vom Teufel verjagt, der ihm in Gestalt einer Ratte erschienen war. Seither wagte kein Mönch mehr, in diesem Kirchturm zu wohnen. Von 1699 bis 1736 blieb die Kirche verwaist.» Es gab eine alte Überlieferung in der Gegend, ein Kelpie habe die Steine, die man zur Errichtung der Kirche brauchte, herbeigetragen. Ihr Fundament sei von langen Eisenträgern gestützt, und darunter liege ein See von großer Tiefe. Die Leute der Gegend glaubten, bei der ersten Gelegenheit, wenn dort aufs neue das Abendmahl gespendet werde, «müsse die Kirche und alle Menschen darin versinken, und alle würden im Meer ertrinken». Als der Schicksalstag im Jahre 1736 kam, «saßen einige hundert Bauern der Gemeinde auf dem Hügel, etwa 200 Schritt von der Kirche entfernt, und warteten jeden Augenblick auf die fürchterliche Katastrophe. Glücklicherweise wurden sie enttäuscht, und der Geist des Aberglaubens verschwand danach so schnell wie der nicht faßbare Stoff, aus dem die Träume gemacht sind.»

In der Volksüberlieferung der Alten Welt

Die Götter der nordischen Mythologie wurden, nach alten Überlieferungen, vor langen Zeiten im Kampf durch höhere Mächte besiegt. Seitdem sind sie verdammt, bis zum jüngsten Tag in bestimmten Gegenden der Welt zu wohnen. Dabei wurden Wassermänner, Seejungfrauen und Nöcks ins Meer, in Seen und in Flüsse verbannt. Dieser Glaube lebte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts weiter; ein Forscher schrieb: «Sowohl die katholischen wie die protestantischen Geistlichen haben bisher vergeblich versucht, in ihren Gemeinden den Glauben an diese Wesen auszurotten.»¹

In den letzten Jahrhunderten sichtete man in skandinavischen Gewässern überaus häufig Seejungfrauen; deshalb können wir sie heute noch in zahlreichen Märchen und Sagen der nordischen Länder entdecken. Wassermänner traten in Skandinavien häufiger hervor als in jeder anderen Gegend der Erde. Von ihnen und von den Seejungfrauen handeln eine Menge schöner Balladen, auf die wir in einem späteren Kapitel noch zu sprechen kommen.

Ein bestimmter Wassergeist, der Nöck, erinnert stark an das gleichnamige Wesen in Deutschland: er besitzt immer menschliche Gestalt und liebt die Musik und nicht zuletzt die Menschenmädchen über alles. Erschienen ist er jedoch schon auf die unterschiedlichste Weise. Manchmal sieht man ihn als hübschen kleinen Jungen, der eine Mütze auf seinen goldenen Locken trägt; ein andermal als einen gutaussehenden Mann, soweit er aus dem Wasser hervorragt, aber darunter mit einem Pferdeköpfer; und schließlich auch als einen freundlichen alten Mann, der auf den Klippen am Meer sitzt und aus seinem langen Bart das Wasser herauswringt.

Der Nöck ist immer ein vorzüglicher Musikant und vermag die ganze Natur durch das Spiel auf seiner goldenen Leier zu bezaubern. Auch sterblichen Menschen bringt er gern seine Künste bei, aber dafür müssen sie ihm einen schwarzen Widder opfern und ihm Auferstehung und Erlösung versprechen. Obwohl dies alles uns vermuten läßt, der Nöck sei ein sehr friedlicher Geselle, betrachteten ihn die einfachen Leute als eine Macht, die zu fürchten war, sobald man sich auf dem Wasser befand. Man traf deshalb viele Vorsichtsmaßregeln gegen seine Kräfte; zum Beispiel

legte, wer eine Seereise antreten mußte, auf den Boden seines Schiffes ein Messer oder steckte einen Nagel in ein Schilfrohr.

In Norwegen nennt man die Seejungfrau *havfrue*. Sie ist ebenso häufig menschenfreundlich wie betrügerisch und böse. Fischer beobachten sie, wenn sie ihr langes Haar mit einem goldenen Kamm strahlt oder ihr schneeweißes Vieh aus dem Meer an die Küste zum Grasen treibt. Dieser Anblick hat immer Böses zu bedeuten: wenn eine *havfrue* erscheint, zieht bald ein Sturm herauf, und alles Fischereigeschäft liegt darnieder.

Wenn ein norwegischer Fischer das Pech hatte, eine Seejungfrau zu sehen, galt es als gut und ratsam, diese Beobachtung nicht einmal den nächsten Kameraden mitzuteilen. Statt dessen «nahm er Zunder und Feuerstein und schlug Feuer».²

In Norwegen glaubte man wie anderwärts, daß jede Seejungfrau prophetische Kräfte besitze; auch den *marmaeller*, den Meereskindern, wurde diese Gabe zugeschrieben. Wenn Fischer ein Meereskind fangen konnten, nahmen sie es mit nach Hause, weil sie hofften, es werde ihnen die Zukunft voraussagen.

Ein Matrose betrug sich gegen eine Seejungfrau einmal ganz besonders abscheulich. Er lockte sie dicht zu sich heran, und als sie eine Hand auf die Reling des Bootes legte, hackte er sie ab. Sofort erhob sich ein schrecklicher Sturm, und er kam nur knapp mit dem Leben davon.

Der *havmand* oder Wassermann ist meistens ein hübscher Bursche mit grünem oder schwarzem Haar und einem langen Bart. Er lebt nicht nur im Meer, sondern auch auf Klippen oder Hügeln in Küstennähe. Vom tückischen Charakter der Seejungfrauen hat er nur wenig; im allgemeinen gilt er als freundliches und wohltätiges Wesen. Trotzdem weiß die Landbevölkerung manchen Schutz gegen seine Macht. Bei Seefahrten vertraut man fest darauf, daß Metalle, besonders Stahl, «den Nöck fesseln». Ein norwegischer Zauberspruch, der ein guter Schutz gegen den Nöck sein soll, lautet folgendermaßen:

Nöck, Nöck, Nagel ins Wasser!
Jungfrau Maria wirft Stahl ins Wasser!
Du mußt sinken, und ich entkomm'.³

Die schwedische Erzählung von Gunnar und der Meerfrau ist von besonderem Interesse, denn bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hielten die Einwohner der Gegend den Ort, wo die Geschichte sich zutrug, hoch in Ehren: den Anten-See in der Nähe von Biarke in Westgotland.

Die Küsten dieses Sees sind herrlich bewaldet, und auf einer Insel in

seiner Mitte stand einst das stolze Schloß Loholm, dessen Ruinen heute noch zu sehen sind. In diesem Schloß lebte der berühmte Ritter Herr Gunnar, der eines Tages, als er draußen auf dem See fuhr, in Schwierigkeiten geriet. Eine Wasserfrau kam ihm zu Hilfe und nahm ihm das Versprechen ab, er werde sie, zum Dank dafür, an einem bestimmten Tag an der gleichen Stelle noch einmal treffen. Der Ritter erklärte sich mit diesem Wunsch einverstanden, aber als der Tag herankam, vergaß er seine Verabredung, und die Wasserfrau wartete lange vergeblich auf ihn. Wir wissen, wie unklug es ist, eine Seejungfrau zu versetzen, und diese hier rächte sich wie alle ihre Schwestern. Sie ließ das Wasser des Sees so lange steigen, bis es das Schloß zu überspülen drohte. Herr Gunnar fand sich darin gefangen und flüchtete in den Gebäuden immer höher hinauf, um der Flut zu entkommen. Schließlich mußte er sogar den Turm der Zugbrücke verlassen, auf dem er letzte Rettung gesucht hatte, und wagte es, ein Boot zu besteigen. Aber das Boot versank in der Nähe eines großen Steines, den man später «Herrn Gunnars Stein» nannte. Es heißt, daß seit jenem Tag der Ritter unter dem Wasser des Sees mit der Wasserfrau zusammen lebt. 1851 beobachtete ein Forscher, daß die Fischer und Bauern der Gegend jedesmal, wenn sie an dem Stein vorbeiruderten, ihre Kapfen lüfteten. Dieser Gruß an Herrn Gunnar ist aber nicht die Ehrenbezeugung, für die man ihn halten könnte; vielmehr glaubt man, jeder, der nicht grüße, werde vom Unglück getroffen werden. Zweifellos ist dieser Gruß also eine Geste der Besänftigung gegenüber der Seejungfrau, die schreckliche Rache nimmt, sobald man sie mißachtet. (Eric Abrahamson, der Schwiegervater Gustavs I. von Schweden, war ein Nachkomme des unglückseligen Herrn Gunnar.)

Eine weitere Geschichte aus Schweden berichtet, wie ein Mann einmal nach einer weißen Frauenhand griff und was für merkwürdige Folgen das hatte. Fischer vom Gut Kennare schliefen eines Nachts in ihrer Holzhütte, als einer von ihnen sah, daß die Tür leise aufging und eine Frauenhand erschien. Als er am nächsten Morgen sein Erlebnis einem jungen Fischerfreund erzählte, fragte ihn dieser erstaunt, warum er nicht die Hand gepackt und die Frau festgehalten habe. Dies, so meinte der Freund, hätte er jedenfalls getan; er schwor, er werde die nächste Nacht wachen und auf die Frauenhand warten. Die Hand erschien die folgende Nacht aufs neue, und der junge Fischer stand zu seinem Wort und griff danach. Augenblicklich wurde er durch die Tür hinausgezogen und war verschwunden. Jahre zogen ins Land, man hörte nichts mehr von ihm, und schließlich galt er als verschollen. Dann erschien der Fischer plötzlich eines Tages im Dorf und berichtete, die Hand, die er damals ergriffen

hatte, habe einer Seejungfrau gehört, die ihn ins Meer hinabzog und ihn zwang, dort unten mit ihr zusammen zu leben. Eines Tages erzählte sie ihm, seine Frau habe wieder geheiratet und in derselben Nacht sei aus diesem Anlaß in Kennare ein großes Tanzvergnügen; wenn er wolle, dürfe er durchs Meer hinaufsteigen und seine Frau im Brautschmuck betrachten; aber um keinen Preis der Welt dürfe er unter das Dach eines Hauses treten. So kam der Fischer herauf, kehrte in sein Heimatdorf zurück, stand vor dem Haus seiner Frau und beobachtete den Festtrubel. Aber schließlich konnte er doch nicht der Versuchung widerstehen und ging hinein. «In dieser Nacht trug ein Sturm das Dach des Bauernhauses gänzlich ab, und drei Tage später starb der Fischer.»⁴

Eine ergötzliche kleine Geschichte, die in ganz Schweden erzählt wird, beweist, wie sehr sich auch die Nöcks nach einer Seele sehnten. Die Tatsache, daß sie keine Seele besaßen, war ja seit Beginn der christlichen Zeit der große Kummer vieler Seejungfrauen.

Zwei Jungen, die am Ufer eines Flusses spielten, sahen einmal einen Nöck im Wasser sitzen und zur Harfe singen. Eines der Kinder, das über theologische Spitzfindigkeiten gut Bescheid wußte, weil sein Vater Gemeindepfarrer war, erklärte dem armen Nöck, er könne niemals erlöst werden. Über diese unwillkommene Nachricht war der Wassermann tief betroffen; er warf seine Harfe weg und tauchte, bitterlich weinend, im Wasser unter. Als die Kinder nach Hause kamen und ihrem Vater den Zwischenfall erzählten, schalt er sie aus und schickte sie sofort zum Fluß zurück. Dort sollten sie dem Nöck sagen, er könne genausogut Erlösung finden wie die Menschen: «Auch dein Erlöser lebt.» Die Kinder eilten zum Fluß, wo der Nöck ein Klagelied auf seiner Harfe spielte. Als er hörte, daß auch er Errettung finden könne, spielte er gleich wieder fröhliche Weisen, bis spät in die Nacht hinein, als die Sonne schon längst versunken war.⁵

Eine verwandte Geschichte berichtet: Ein Priester erzählte einmal einem Nöck, eher werde der Wanderstab, den er trage, Blumen hervorbringen, als daß der Nöck erlöst werde. Der Priester ging nach dieser Rede weiter und ließ den Nöck trauernd zurück; aber plötzlich gewahrte er zu seinem Erstaunen, daß aus seinem Wanderstab nicht nur Blätter, sondern auch Blüten hervorsprossen. Sehr ernüchtert eilte er zurück und erzählte dem Nöck das Wunder. Über die Aussicht, nun doch erlöst zu werden, geriet der Nöck ganz außer sich vor Freude, griff zur Harfe und spielte die ganze Nacht hindurch die süßesten Lieder.⁶

Von einigen schwedischen Seen heißt es: wenn ihr Wasser von der Sonne erwärmt werde, erhebe sich darüber ein Nebel, der menschliche

und tierische Gestalten annimmt. Diesen Nebel hielten viele Leute immer wieder für Seejungfrauen. Jeder, der einmal in Westschottland einen Nebeltag erlebt hat, wird das verstehen: aus den Nebelwolken scheinen sich wirklich Menschen- und Tier-Gestalten zu bilden. Wir möchten in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, daß schon Homer berichtete, die liebliche Thetis habe sich «wie ein Nebel» aus dem Meere erhoben.

In Dänemark kennt man die Seejungfrau als *Maremind*. Noch 1851 erzählte ein alter Fischer einem Forscher, er und seine Kameraden hätten des öfteren auf Klippen im seichten Wasser Meerfrauen gesehen, die ihre Kinder stillten. Aber sobald ein Mensch sich näherte, seien diese Wesen äußerst schreckhaft: sie setzten dann die Kinder schnell auf ihre Rücken und verschwänden geschickt unter Wasser.

Seekühe und Seebullen sah man recht häufig an Land gehen und die Wiesen betreten, wo sie sich mit dem normalen Vieh vermischten. Eine Meerfrau aus Nordstrand trieb regelmäßig ihr Vieh die Küste hinauf und ließ es den ganzen Tag auf der Tibirker Mark grasen. Darüber gerieten die Dorfbewohner in Zorn; sie wollten nicht einsehen, weshalb diese Unterwasserherde kostenlos ihre Wiesen abfressen durfte. Voll Ingrimm suchten sie nach einem Ausweg, und schließlich jagten sie eines Tages die Meerfrau und ihr Vieh in einen Pferch vor der Stadt; dort wollten sie alle so lange gefangenhalten, bis die Meerfrau bereit war, das Weiderecht zu bezahlen. Als diese zu bedenken gab, sie habe kein Geld, forderten die Männer für ihre Freilassung und die ihres Viehs, sie solle den herrlich mit Juwelen besetzten Gürtel in Zahlung geben, der ihre Hüften umglänzte. Weil die Meerfrau merkte, daß es keine andere Möglichkeit gab, ihre eigene und die Freiheit ihres Viehs wiederzugewinnen, gab sie den Gürtel ab und durfte nun ihre Herde ins Meer zurücktreiben. Natürlich nahm sie sofort dafür Rache. An der Küste befahl sie ihrem größten Bullen: «Grabe! Sofort!», und das Tier wirbelte mit seinen Hörnern so viel Sand in die Luft, daß die ganze Umgebung davon bedeckt und die Dorfkirche schließlich halb darunter begraben war. Und was den kostbaren Gürtel anging, so hätten die tapferen Männer wissen müssen, was sie von einem listenreichen Meerwesen zu erwarten hatten; denn als sie das Dorf erreichten und ihre Beute genauer betrachteten, stellten sie fest, daß der Gürtel aus Zweigen geflochten und völlig wertlos war.

Ein Sandsturm spielt in einer ungewöhnlichen Geschichte noch einmal eine große Rolle. Ein toter Wassermann wurde an der dänischen Küste ans Ufer gespült und auf dem Kirchhof von Nissum begraben. Sofort setzten heftige Sandstürme an der Küste ein und ließen drei Tage lang keinen Augenblick nach. Ein weiser Mann verkündete: dies rühre zwei-

fellos daher, daß man den Wassermann in geweihter Erde bestattet habe. Und er gab einen sehr merkwürdigen Rat: man müsse den Wassermann wieder ausgraben und nachschauen, «ob er seinen Zeigefinger bis zum zweiten Glied im Munde habe». Wenn das so sei, könne man gar nichts tun. Aber in jedem anderen Fall solle man ihn zwischen den Dünen noch einmal begraben, dann werde der schreckliche Sandsturm aufhören. Die Dörfler befolgten den Rat und gruben den Wassermann aus; und sie fanden, daß er tatsächlich den Zeigefinger in den Mund gesteckt hatte, aber noch nicht weiter als bis zum zweiten Glied. Deshalb begruben sie ihn in den Dünen, und die Sandstürme hörten auf. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurden alle Leichen, die in dieser Gegend ans Ufer trieben, ausschließlich zwischen den Dünen begraben.⁷

Eine Gottheit namens Ahto, Ahti oder Ahvo war nach einem finnischen Volksglauben Herr über den gesamten Bereich unter Wasser. Der Bischof Agricola von Finnland bezeichnete ihn 1551 als einen der ältesten Götter. Er sei es, «der die Fische aus dem Wasser herausbrachte». In der «Kalevala», dem großen finnischen Nationalepos, welches heidnische und christliche Überlieferungen vereinigt, wird von einem Mädchen berichtet, welches das Lieblingskind Ahtos wurde.

In diese Aino, ein junges Lappenmädchen, verliebte sich eines Tages Vainamoinen, der Sohn des Windes und der Luftjungfrau; er galt als Begründer der finnischen Kultur, als Kirchenvater und Minnesänger und wurde immer als quicklebendiger alter Mann geschildert. In einem Wald versuchte er eines Tages vergeblich, Aino zu verführen; zornig und traurig konnte sie entkommen, ging nach Hause zurück und wanderte wenig später weit fort. Sie versuchte auf ihrer Reise zu einigen Wassernymphen auf einen See hinauszuschwimmen und ertrank dabei. In der Gestalt eines Lachses erschien Vainamoinen und zog sie heraus, aber sie konnte ihm noch einmal entkommen. Fürderhin lebte sie in den Tiefen des Meeres in einem kleinen Zimmer mit Marmorwänden als «Vellanos schönes Wassermädchen».⁸ Dies finnische Wassermädchen hütete auf dem Meeresgrund eine großartige Viehherde; mitunter glaubte man daran, alle Tiere dieser Herde hätten Fischschwänze.

Die Lappen glaubten an die Seejungfrauengöttin Akkriva, die aus dem Meer auftaucht, sich auf die Wasserfläche setzte und ihr Haar wusch und kämmte. Manchmal verließ sie das Meer für einige Zeit und zog in Flüsse hinauf; dann folgten ihr gewöhnlich viele Fische, und bei dieser Gelegenheit war manch guter Fang zu machen.

In Island nennt man die Seejungfrau *Marmenill*. Das Wasserpferd, Nickur, Nykur oder Ninnir genannt, ist sehr leicht an seinen umgekehrt

stehenden Hufen zu erkennen. Es hat dieselben Gewohnheiten wie sein schottischer Verwandter: sobald man es besteigt, galoppiert es eilig davon und stürzt mit seinem Reiter ins Meer. Aber auch der Nykur läßt sich durch besondere Maßnahmen fangen, zähmen und zur Feldarbeit gebrauchen.

Auf Grimsey, einer Insel im Norden Islands, glaubte man, ein Nykur lebe im Meer und jaule jedes Mal laut, wenn er merke, daß die Bewohner der Insel zum Festland gefahren waren, um eine Kuh zu kaufen. Sein Jaulen machte die Kühe auf den Feldern verrückt, sie sprangen regelmäßig ins Meer und ertranken. Als dieser Bericht in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgezeichnet wurde, behaupteten die Inselbewohner, es sei ihnen erst vor sehr kurzer Zeit gelungen, Kühe auf der Insel zu halten.

Weite Verbreitung fand ein isländischer Glaube über den Ursprung der Seehunde, der auch auf den Faröern und auf den Shetlandinseln anzutreffen ist. Die Seehunde sah man dort als König Pharao und seine Soldaten an oder als Pharaos Kinder; die Überlieferung behauptete, sie seien in diese Gestalt verwandelt worden, nachdem sie im Roten Meer ertranken.

Ein Reisender rühmte um 1900 die Faröer: ihre Bewohner seien höflich, ehrlich, fröhlich und hätten nur wenig Fehler, «es sei denn, man rechnet dazu eine harmlose Neigung zum Aberglauben, denn selbst im 20. Jahrhundert glauben sie noch an Trolle und Seejungfrauen».⁹

Im Jahre 1676 ist uns zwar die Erscheinung einer Seejungfrau auf den Faröern bezeugt. Aber im allgemeinen sind dort Seehundmädchen sehr viel häufiger anzutreffen. Wenn Seejungfrauen Fischer belästigten, kamen sie meist nicht bis zur Wasseroberfläche herauf, sondern machten sich einen Spaß daraus, unter Wasser die Schnüre zu verwirren und die Haken abzureißen. Diese Tätigkeit erinnert an die Meerfrau aus einem polynesischen Sintflutbericht, von der wir im nächsten Kapitel hören werden, und an die Wassermänner auf den Faröern.

Überall haben die Seejungfrauen langes Haar, das im allgemeinen blond oder schwarz ist; einzig auf den Faröern sollen sie von langem braunem Haar umwallt sein, wenn sie die Wellen teilen. Die Inselbewohner sagen nach der Art, wie sie ihren Beobachtern erscheinen, das Wetter voraus. Wenn sie sich einem Boot zuwenden und aus dem Wasser auftauchen, zieht mit Sicherheit bald ein Sturm herauf; aber wenn sie in Begleitung eines Wassermannes geschwommen kommen, wird das Wetter gut. Ihr Gesang treibt jeden Hörer zum Wahnsinn, und Fischer raten immer wieder, man solle sich schnell die Fingerlinge seiner Handschuhe in

die Ohren stopfen, wenn man eine Seejungfrau singen höre. Die Vorsichtsmaßregel scheint uns weniger wirksam zu sein als jene, die Odysseus auf Circes Rat hin traf.

Auf den Faröern werden die Fischer auch von Wassermännern behelligt. Nur selten gelingt es, einen zu fangen, denn meistens können sie sich schnell wieder befreien. Ein Wassermann, der wie üblich die Angelschnüre verknotete, war nicht ganz so glücklich. Er wurde ins Boot eines gewissen Anfinn aus Eldu-Vik hineingezogen und mußte mit ins Dorf. Der Fischer hielt ihn auf seinem Backofen gefangen; um seine Flucht zu verhindern, schlug er über allen vier Ecken jeden Abend das Zeichen des Kreuzes. Der Wassermann aß nichts anderes als Fischköder und begleitete Anfinn und seine Kameraden zum Fischfang. Und jedesmal bekreuzten sie ihn, sobald er an Bord war. Nach seinem Benehmen konnten sie beurteilen, ob ein Fischschwarm unter ihrem Boot schwamm; denn immer, wenn dies der Fall war, lachte er und spielte im Boot herum. Dann wußten sie, daß ein guter Fang zu erwarten war, und einen besonders guten gab es, wenn er seine Finger ins Meer tauchte. Anfinn hielt den Wassermann lange bei sich. Aber eines Tages, als die Männer bei stürmischer See ausfahren mußten, vergaßen sie, ihn zu bekreuzen. Da schlüpfte er, als sie weit genug draußen waren, geschwind über Bord und ward nie mehr gesehen.¹⁰

Den isländischen Nykur gibt es auch auf den Faröern; dort erscheint er ebensooft als Pferd wie als Mann. Er liebt es, Menschenmädchen in seine Behausung unter das Wasser zu locken, aber die Mädchen von den Faröern wissen eine Möglichkeit, sich davor zu retten: sobald sie sein wahres Wesen erkennen und ihn beim Namen nennen, verliert er alle Gewalt über sie und muß allein ins Meer zurückkehren. Wie den schottischen Kelpie, so kann man auch den Nykur fangen, zähmen und arbeiten lassen, wenn man nur weiß, wie er zu behandeln ist.

Seejungfrauen, Nixen, Schwanenmädchen und vor allem die Lorelei mit ihrer verderbenbringenden Stimme sind in der deutschen Volksüberlieferung allenthalben zu finden. Die meisten Berichte darüber verdanken wir den Brüdern Grimm. Man wird sie für alle Zeiten als die Verfasser und Sammler der Volksmärchen ehren. Aber Jakob und Wilhelm Grimm waren ja auch noch Sprachwissenschaftler und Volkskundler, und Jakob Grimm trug in seiner «Deutschen Mythologie» von 1825, aus der wir die meisten folgenden Geschichten übernehmen, die meisten deutschen Überlieferungen über Seejungfrauen zusammen. Die deutsche Seejungfrau, Merriminni, Merrinne oder Meerfrau hatte mit mehreren berühmten Helden der Vorzeit zu schaffen. Wieland der Schmied, von dem

wir in einem späteren Kapitel berichten; stammte von einer von ihnen ab und war vielleicht der berühmteste von allen.

Nach dem Zeugnis des Nibelungenliedes stahl Hagen, als er mit seinen Rittern die Donau überschreiten mußte, um ins Land der Hunnen zu ziehen, die Gewänder zweier Seejungfrauen, als sie gerade in diesem Flusse badeten. Er hielt ihre Kleider in Verwahr, bis sie ihm die Zukunft voraussagten; das taten sie schließlich, nachdem sie ihn erst eine Weile hingehalten hatten: für ihn und seine Reiter warte auf der anderen Seite der Donau der Tod.

Weit zahlreicher als die Seejungfrauen sind in Deutschland jedoch die Wassernixen und Wassergeister, welche in Seen und Flüssen leben. Ihre Männer, die man als Nöcks kennt, sind wie die Nixen große Musikliebhaber; sie tanzen gerne, wissen vieles über die Zukunft und sind äußerst gefährlich. Wie die Seejungfrau, sitzt auch die Nixe am liebsten in der Sonne und kämmt ihr langes Haar. Meistens, aber nicht immer, hat sie einen Fischschwanz; und wenn sie ihr Wasser verläßt, um sich bei dörflichen Festen zu ergötzen, kleidet sie sich wie ein menschliches Wesen und ist von ihnen kaum zu unterscheiden; nur ist der Saum ihres Kleides oder ein Teil ihrer Schürze immer feucht. Diese Eigenheit läßt uns an eine Flußgöttin denken, für die es bei Magdeburg sogar einen Tempel gab. Die Göttin erschien auf dem Markt der Gegend häufig in «christlichem Gewand» und war nur daran zu erkennen, daß aus den Ecken ihrer Schürze dauernd Wasser tropfte.¹¹

Die Nixen haben immer herrliche Stimmen und locken damit jugendliche Hörer zu sich ins Wasser. Die Legende von der Nixe aus Seebach verzeichnet, welch trauriges Ende die Liebe eines Jünglings zu einer Nixe fand. Eines Abends erschien die Nixe in Gestalt eines schönen Mädchens im Dorf. Sie trug ein elfenbeinernes Spinnrad, und man lud sie ein, sich zu den jungen Mädchen zu gesellen, die wie üblich in der Spinnstube zu gemeinsamer Arbeit versammelt waren. Nacht auf Nacht kam sie wieder, sagte aber nie, wer sie nun eigentlich sei. Eines Nachts folgte ihr ein Jüngling, der sich in sie verliebt hatte. Sie lief geradeswegs zum Mummelsee und stürzte sich, als sie dort ankam, hinein. Leise Klage töne drangen aus dem See herauf; das Wasser kräuselte sich in Wellen; da sprang der Jüngling ihr nach, voll Sorge um das Wohl seiner Geliebten. Am nächsten Tag fanden Holzfäller seine Leiche auf den Wellen treiben; die Nixe aus dem Mummelsee aber wurde nie wieder gesehen.¹²

Der Nöck hat grüne Zähne, und dies erschwert sein Auftreten unter Menschen; aber sonst kann man ihn für einen gewöhnlichen Sterblichen halten, und das nützt er aus, wenn er seine feuchte Heimat verläßt und

sich unter die Dorfbevölkerung mischt. Sterbliche Frauen besitzen für ihn eine große Anziehungskraft, und oft versucht er, sie von dörflichen Festen wegzulocken und zu überreden, mit ihm im Wasser zu leben.

Wie ihre Verwandten in britischen Flüssen, verlangten auch einige Nöcks jährlich ein menschliches Opfer. Manchmal heißt es auch, sie bewahrten die Seelen Ertrunkener in Töpfen unter Wasser auf. Eine Geschichte von einem Mann, der solche gefangenen Seelen befreien konnte, erinnert uns stark an eine irische Erzählung, die wir im IX. Kapitel bereits anführten.

Seejungfrauen tanzen gern auf den Wellen, bevor ein Sturm heraufzieht oder ein Schiff zugrunde geht. Jeder, der eine Nixe oder einen Nöck auf dem Wasser tanzen sieht, weiß, daß bald jemand ertrinken wird. Manchmal verspürt ein Nöck, genauso wie eine Seejungfrau, Sehnsucht nach einer Seele und ist untröstlich, wenn er hört, daß derlei für ihn ewig unerreichbar ist.

Es gibt viele Erzählungen von wundersamen Palästen auf dem Grunde von Seen, in denen Nixen lebten. Manchmal entführten sie Menschen dorthin, die ihnen dienen mußten. Aus der Leipziger Gegend wissen wir von einem Mädchen, das einem Nöck diente; und als es eines Tages zur Oberwelt zurückkehrte, hatte es sich nur über eines zu beklagen: daß alle Mahlzeiten salzlos waren.¹³

Seit Menschengedenken hat der Rhein zahlreiche Opfer gefordert. Die Gallier, die an seinen Ufern lebten, versuchten den Geist des Rheines günstig zu stimmen, indem sie neugeborene Kinder seinen Fluten opfereten; wenn die Kinder am Leben blieben, hieß es, der gemeinsame Ahn, Gott Rhenogenos, habe sie beschützt.¹⁴

Die verführerischsten Rheinlegenden sind jene um Lorelei: sie war eine Undine oder Nixe von überirdischer Schönheit, und ihre herrliche Stimme brachte jedem Mann, der in Hörweite kam, unweigerlich Verderben. Ihr Name ist unauflöslich mit ihrem Felsen bei St. Goar verbunden; dort saß die liebliche Zauberin, kämmte ihr langes Haar und ließ ihre süßen Melodien über die Felsen und die Fluten des Rheins widerhallen.

Das Wort «Lorelei», das für uns immer nur nach Romantik und Geheimnis klingt, hat jedoch eine ganz und gar irdische und konkrete Bedeutung; es leitet sich her vom althochdeutschen *lur* (lauern) und *lai* (Felsen), beschreibt also sehr genau die Beschäftigung dieser Sirene: sie lauert auf ihrem Felsen auf Beute.

Es gibt sehr viele Geschichten von der Lorelei; in einer wird sie für den Tod des Grafen Ludwig, eines Sohnes des Kronprinzen, verantwortlich gemacht: Dieter, ein Hauptmann der kaiserlichen Wache, entschloß

sich daraufhin, mit ihrem Tode den Tod des Prinzensohnes zu rächen. In dieser Absicht zog er eines Nachts mit einer Schar auserwählter Männer auf den Loreleiberg hinauf. Die Krieger sahen Lorelei am Rand ihres Felsens sitzen und im Mondlicht ihre Haare flechten. Trotz ihres festen Vorsatzes, die Sirene den Berg hinunter in den Rhein zu stürzen, wo so viele ihrer Opfer umgekommen waren, ließen sich Dieter und seine Männer aber von ihrer Schönheit gefangennehmen. Lorelei wußte gut, daß die nächtlichen Gäste auf ihren Tod aus waren; erst goß sie ihren Spott über sie aus, und dann warf sie das Juwelenband, mit dem ihre Haare zusammengeknüpft waren, hinunter in den Rhein. Augenblicklich erhob sich ein wilder Sturm, der Rhein trat über die Ufer, und Brecher schlugen bis zur Spitze des Felsens hinauf. Dann erschienen ruhigere Wellen, die wie drei Pferde und ein Wagen aussahen, und diese trugen Lorelei gewandt in die Mitte des Flusses, wo sie unterging. Als das Wasser sich beruhigt hatte, kehrten die Männer und Dieter, die nun nicht mehr zu ertrinken Gefahr liefen, nach Hause zurück. Ihr Racheschwur blieb seit jenem ferneren Tage und bis heute unerfüllt.¹⁵

Die deutschen Schwanenmädchen erscheinen oft als schöne Jungfrauen, mitunter aber auch als Schwäne. Meistens tragen sie ein Federgewand, den Schwanenrock; wenn sie den verlieren, müssen sie ihre menschliche Gestalt behalten. Wir wissen von Schwanenmädchen, die ihr Federkleid abwarfen, um in einem Fluß zu baden, und den Mann heirateten, der das Gewand fand und es vor ihnen verbarg; sie blieben dann so lange bei ihm, wie er es mit Erfolg verstecken konnte. Mitunter hört man von einer goldenen Kette, einem Ring oder einem Paar Flügel anstelle des Flügelschmucks, aber der Diebstahl führt immer zum gleichen Ergebnis: der Heirat.

Zwar sind die Schwanenmädchen auf den ersten Blick eine Besonderheit der germanischen Überlieferungen, aber es gibt sie auch in anderen Gegenden der Erde: man kennt sie in der keltischen, slawischen und isländischen Volksüberlieferung, in Legenden aus Arabien, Persien, Indonnesien, Ost- und Westafrika und Südamerika.

Die indischen Apsaras sind mit ihnen verwandt. Nach einer altindischen Überlieferung liebte die Apsara Usrasi einen Mondkönig, der sie aber niemals nackt sehen durfte. Als eines Tages die Gandharvas dafür sorgten, daß dies doch geschah, verschwand sie. Aber der König fand sie wieder: sie schwamm mit vielen Begleiterinnen, in Vogelgestalt, auf einem Lotossee und erklärte sich, nach einigem Zureden, sogar bereit, noch einmal mit ihm zusammen zu leben.

Und eine Erzählung aus «Tausendundeiner Nacht» berichtet, Hassan

aus Bassorah habe eines Tages in einem Garten, dessen Tür er zwar nicht aufschließen durfte, in den er aber auf andere Weise eindrang, zehn Schwanenmädchen überrascht. Als diese ihn sahen, warfen sie ihre Federkleider ab und stürzten in einen Teich. Hasan verliebte sich damals in ihre Königin, die «sein Herz im Netz ihrer Liebe gefangen hatte».

In Frankreich besitzt man für Meereswesen aus nördlichen Gegenden nur das englische Wort *Mermaid*. Die Wasserfrauen dagegen, die in französischen Gewässern heimisch sind, heißen allgemein Sirenen.

Paul Sebillot, ein weitbekannter Volkskundeforscher, veröffentlichte die Ergebnisse seines Lebenswerkes in einer stattlichen Reihe von Büchern, deren erstes 1882 erschien. Aus der Unmenge von Material, das er zusammengetragen hat, entstammen die meisten der folgenden Berichte.

Es gibt zwar bemerkenswerte Ausnahmen, aber im allgemeinen verhalten sich die französischen Sirenen genau wie die Seejungfrauen anderer Länder. Natürlich sind sie schön und verführerisch wie überall, und häufig, aber nicht immer, bedienen sie sich ihrer zauberhaften Stimme, um ihre Hörer zu verderben. Sie besitzen die Kraft, Stürme hervorzurufen, und heißen deshalb in einigen Gegenden «Marguerite Schlechtwetter». Noch im Jahre 1907 wird uns berichtet, daß die Landbevölkerung des südlichen Finisterre fest daran glaubte, das Lied von «*Marguerite Mauvais Temps*» bringe das Meer in Aufruhr.

Manchmal beschwören Sirenen Stürme herauf ohne einen besseren Grund als den, daß es ihnen eben Spaß macht; aber meistens nützen sie diese Kraft nur, wenn man sie erzürnt oder beleidigt hat. Ein Mann aus Doumenez schlich vorsichtig an eine Seejungfrau heran, die er auf den Felsen gesehen hatte; er wollte sie fangen. Aber sie konnte entkommen, indem sie schnell ins Meer sprang, und rächte sich für seinen täppischen Versuch: sie beschwor einen schrecklichen Sturm herauf, der zwanzig Schiffe an der Küste zerschellen ließ.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts glaubte man in der Niederbretagne fest, wenn ein Matrose «eine nackte Seejungfrau» sehe, sei dies eine sichere Sturmwarnung. Gewöhnlich kündete schon der Gesang der Sirenen allein drohendes Unwetter an. Aber die Fischer von St. Malo sahen keinen Grund zur Sorge, wenn sie eine Sirene tagsüber singen hörten; sie fürchteten ihre Lieder nur nachts, denn dann bedeuteten sie Unwetter und Tod.

Eine besonders merkwürdige Abwandlung eines solchen Glaubens besagt: wenn eine Seejungfrau mittwochs ein von Stürmen beschädigtes Schiff begrüße, sei dies ein Zeichen dafür, daß es den nächsten Hafen glücklich erreichen werde.

Natürlich war es weithin bekannt, daß alle Sirenen die Männer belohnen, in deren Gefangenschaft sie gerieten, falls sie wieder freigelassen wurden. Bei einer solchen Gelegenheit schenkte eine Seejungfrau einem Fischer eine Flöte; wenn er in Schwierigkeiten war, brauchte er nur darauf zu spielen, und sie kam ihm zu Hilfe.

Die Bucht von La Fresnaye erhielt ihren Namen von einer Sirene, deren wohlklingende Stimme einst über ihren Wassern erscholl. Wenn diese Wasserfrau durch die Wogen schwamm, hieß es, sie hinterlasse darin eine glänzende Spur. Eines Tages wurde sie vom ruhigen Meer in den Schlaf gewiegt, und als sie aufwachte, war sie schon gefangen. Sie überhäufte den Mann, dem das gelungen war, so reich mit Geschenken, daß er schnell bereit war, sie wieder freizulassen. Als die Sirene dann die Bretagne verließ, um nach Indien zu reisen, bewies sie ihm noch einmal ihre Dankbarkeit: sie gab seinen Kindern eine Geldbörse, die niemals leer wurde.

Wir kennen viele ähnliche Geschichten über die Freigebigkeit der Sirenen; Sebillot bemerkt, fast alle Sirenen, von denen bretonische Fischer berichten, seien eher darauf aus gewesen, den Menschen zu helfen als ihnen zu schaden.

Eine Sirene nahm ein junges Mädchen in ihren Palast auf, als es von seiner bösen Amme ins Meer geworfen wurde, und schenkte ihm dann eine Zaubersalbe, durch die es seinen ertrunkenen Bruder zum Leben zurückbringen konnte. Eine andere rettete ebenfalls ein Mädchen vor dem Ertrinken und ließ es in ihrer Höhle wohnen; doch dieses Mädchen hatte nicht ganz soviel Glück: die Sirene hielt es mit vier goldenen Ketten an einen Felsen gefesselt.

Aber insgesamt sind die französischen Sirenen wohl nicht nur freundlich, sondern häufig auch tückisch und sogar ausgesprochen böseartig. Einem Volkslied aus Poitou entnehmen wir, daß man den Sirenen sogar zutraute, Menschen zu fressen. Ein Taucher ertrank, als er nach den goldenen Schlüsseln einer Prinzessin suchte. Und eine Sirene erzählte danach, sie habe nun allen Grund, freudig zu singen, denn das Meer könne sie trinken und den Verehrer der Prinzessin fressen.

In der Volksüberlieferung anderer Länder hört man meist die Sirenen erst singen, bevor man ohne Widerstreben ihnen nach ins verderbbringende Wasser stürzt. Die französischen Sirenen bewirken dies auf eine schlimmere und einfachere Weise: wenn ein Mann sie nur ganz leicht berührte, reichte das schon aus zu seinem völligen Verderben. Eine Sirene von Fort La Latte brauchte einen Mann nur mit den Fingerspitzen anzurühren, und schon war er verdammt, ihr in den Palast auf den Grund des

Meeres zu folgen. Auf diese Weise entführte sie, mit beneidenswert wenig Mühe, eine große Zahl junger Leute. Wir erinnern in diesem Zusammenhang an das schottische Seepferd oder Kelpie, dessen Anziehungskraft so stark war, daß jeder, der es streichelte oder seine Mähne berührte, gezwungen war, mit ihm ins Wasser zu stürzen.

In einer Lebensgeschichte des St. Tudual aus dem 11. Jahrhundert fanden wir einen alten Bericht darüber, wie eine Schar von Meernymphen einmal einen jungen Mann entführte: die Geschichte verdeutlicht sehr schön, auf welche Weise heidnische Elemente in die Legenden der mittelalterlichen Kirche eingeschmolzen wurden. Ein schöner Jüngling, der mit einigen Freunden am Ufer des Trequier spazierte, nahm plötzlich nicht mehr an der Unterhaltung teil, und als sich die Freunde umwandten, war er verschwunden. Wie viele Jahrhunderte zuvor die Begleiter des Hylas, so riefen auch sie laut seinen Namen und suchten ihn lange ohne Erfolg. Schließlich baten sie, ganz verzweifelt, den heiligen Tudual um Hilfe. Augenblicklich tauchte da der Jüngling aus dem Wasser herauf, aber sein rechter Fuß war mit einem seidnen Gürtel gefesselt. Er erzählte den verwunderten Freunden, einige Meerfrauen hätten ihn unter die Felsen des Meeres gezogen. Er aber habe die ganze Zeit in weiter Ferne die Stimmen von ihnen, die er verlassen hatte, hören können. Da erschien plötzlich eine ehrfurchtgebietende Gestalt in Priesterkleidung vor dem Jüngling, riß ihn mit kräftigem Griff von den Meerfrauen los und trug ihn über die sturmbewegten Wellen sicher ans Ufer. Und die Meerfrauen flohen beim Anblick des Heiligen in solcher Hast, daß eine von ihnen vergaß, dem Jüngling ihren Gürtel, mit dem sie ihn gefesselt hatte, wieder abzunehmen.

Sowohl Seejungfrauen wie Wassermänner heißen in französischen Legenden «Morgans». Von einem alten König dieser Morgans wird berichtet, er habe eines Tages ein reizendes Mädchen namens Mona vor ihren Freundinnen prahlen hören, sie sei viel schöner als die Morgans; deshalb sei es ihre Bestimmung, eines Tages entweder einen Adligen oder einen Morgan zu heiraten. Als der König dies hörte, entführte er Mona: er zog sie auf den Meeresgrund hinunter, wo sie schnell feststellte, daß der Königspalast viel schöner war als irgendein Schloß auf dem Land. Der Sohn des Königs verliebte sich bald in dieses sterbliche Mädchen und wollte es heiraten, aber der alte König verweigerte sein Einverständnis. Er wollte, daß sein Sohn ein Mädchen seines eigenen Volkes heiratete; schließlich versuchte er sogar, als Zureden nichts half, die unglückselige Mona zu töten. Eines Tages willigte der König dann doch ein, und das junge Paar heiratete. Der Wassermann war ein sehr aufmerksamer

Gatte, aber, wie meistens bei solchen Ehen, wollte nach einiger Zeit das Mädchen zu seinen Eltern zurück. Ihr Mann verbot es zuerst, denn er fürchtete, seine Frau werde von den Ihren nicht mehr zu ihm zurückkehren. Aber als er sah, wie sehr sein Verbot sie schmerzte, änderte er seinen Sinn und fand sich bereit, sie zum Haus ihres Vaters zu bringen. Allerdings schärfte er ihr ein, sie müsse bei Sonnenuntergang zurückkommen und dürfe es auf keinen Fall zulassen, daß ein Mann sie umarme oder auch nur berühre. Voll Freude darüber, daß sie nun wieder mit ihrer Familie vereint war, vergaß Mona sofort die Gebote ihres Mannes und verlor alle Erinnerung an ihre Ehe und an ihr Leben unter dem Meer. Nachts hörte sie in der Ferne oft ein Stöhnen und Klagen, und nach langen Wochen erkannte sie eines Nachts die Stimme des von ihr verlassenen Wassermannes. Sie öffnete die Haustür und sah, wie er bitterlich weinte und trauerte. Da kehrte alle Erinnerung zurück, voll Freude stürzte sie sich in seine Arme, und seit jener Nacht hat niemand von ihrer Familie sie wiedergesehen.

Gervase von Tilbury, der im 12. Jahrhundert in Arles lebte, glaubte fest an Drachen, die in Flußhöhlen lebten, menschliche Gestalt annehmen konnten und in dieser Verkleidung am frühen Morgen auf den Markt kamen; sonst schwammen sie in Gestalt goldener Ringe den Fluß hinunter und zogen Frauen und Kinder, die nach ihnen zu greifen versuchten, unter Wasser hinab. Man wußte, daß die Drachen sich auf diese Weise Frauen fingen, damit sie ihnen ihre Kinder in den Palästen unter Wasser großzogen. Gervase schrieb: «Wir selbst haben eine solche Frau gesehen, welche entführt wurde, als sie am Rhone-Ufer Kleider wusch. Eine hölzerne Kugel trieb dort vorbei; sie versuchte, sie zu fangen, geriet dabei in tieferes Wasser, und da zog ein Drache sie hinunter und zwang sie, unter Wasser als Amme seines Sohnes zu dienen. Die Frau kam unverletzt zu den Ihren zurück, aber da sie einige Jahre fort gewesen war, erkannten ihr Mann und ihre Freunde sie kaum noch.»

Die Fischer von Dieppe glaubten, zu bestimmten Zeiten des Jahres hielten die Feen auf den Klippen ihren Markttag ab; bei dieser Gelegenheit seien die schönsten und seltensten Dinge zu kaufen, und die ganze Zeit spiele dann eine zauberhafte Musik. Ein Fischer, der an diesem «Markt» vorübersegelte, ließ sich von den seltsamen Händlerinnen dazu verleiten, die Waren näher zu betrachten. Solange er Willenskraft genug besaß, die Augen von den vielen strahlenden Dingen abzuwenden, geschah ihm nichts; aber als er hinsah, war er verloren. Denn sofort hatte er sich nicht mehr selbst in der Gewalt, sondern mußte den wunderbaren Gegenständen folgen; und die wichen immer weiter vor ihm zurück, bis

er am Rand der Klippen anlangte und von dort ins Meer tief darunter zu Tode stürzte.

Paul Sebillot erzählt in seinem «Contes des Marins» die folgende Geschichte, die er bei Fischern in der Bretagne hörte: Als eines Tages Matrosen im Hafen den Anker ihres Schiffes herabließen, fiel er unglückseligerweise auf den Rücken einer Seejungfrau, kam augenblicklich wieder aus dem Meer herausgeflogen und verfring sich in der Takelage des Schiffes. Die verblüfften Matrosen entwirrten ihn daraus und warfen ihn noch einmal ins Meer, und dieses Mal fand er festen Grund. Aber da tauchte auch schon eine empörte Seejungfrau aus den Wellen auf. «Wenn ihr den Anker noch einmal auf meinen Rücken geworfen hättet, wärt ihr jetzt alle tot», erklärte sie den erschreckten Leuten; «in Zukunft bittet lieber, bevor ihr einen Anker über Bord laßt, die Seejungfrauen höflich, sie sollten euch aus dem Weg gehen.» Eilig schworen die Seeleute, sie würden dieser Anstandspflicht in Zukunft Genüge tun; darauf schenkte die Seejungfrau dem Kapitän einen goldenen Fisch und versprach, solange dieser in seinem Besitz sei, werde er ihm Glück bringen – eine besonders bezaubernde Geste, so finden wir, wenn man die Umstände bedenkt. Dann schieden die Mannschaft und die Seejungfrau voneinander, das Schiff fuhr weiter nach London, und dort konnte mit der Hilfe des Talismans die Ladung so günstig verkauft werden, daß der Kapitän und alle seine Leute reich davon wurden.

Matrosen aus Treccorais behaupteten, sie hätten des öfteren Dahut, eine Seejungfrau mit langem, blondem Haar, das sie dauernd mit einem goldenen Kamm zu ordnen versuchte, gehört und sie auch manchmal gesehen. Dieser Bericht verdient einige Aufmerksamkeit, denn Dahut ist die Sirene der versunkenen bretonischen Stadt Ys und gilt als die Ahnin aller französischen Sirenen.

Vor langen Zeiten war Ys eine große Stadt am Meer, deren Hafen durch starke Fluttore vor Sturmfluten geschützt war. Grallon, der König der Stadt, hielt die Schlüssel zu diesen Toren persönlich in Obhut und trug sie immer an seinem Gürtel. Er selbst war zwar ein rechtschaffener Mensch, aber die Bürger seiner Stadt ergaben sich, je reicher sie wurden, immer mehr den Vergnügungen und Lastern. Eines Tages vertrieben sie sogar alle Armen aus der Stadt, und in die völlig verfallene Kirche kamen nur noch wenige zur Messe. Zwar warnte St. Guernole die Stadtbewohner, der göttliche Zorn werde eines Tages auf sie niederfallen; aber Dahut, die Tochter des Königs, bestärkte sie fleißig in ihrem schlimmen Treiben. Eines Tages hatte sie ihrem Vater die letzten Überreste seiner Macht entrungen und nahm ihm schließlich auch die kostbaren Schlüssel

für die Fluttore ab. Dann schloß sie einen Pakt mit dem Teufel und verschrieb ihm die ganze Stadt als Preis für magische Kräfte, die sie bald auf böse Weise nützte. Wenn ihr nämlich ein Jüngling gefiel, schickte sie ihm eine Zaubermaske, unter deren Schutz er unbeobachtet ihre Kammer in den Toren zum Meer besuchen konnte. Jedesmal, wenn solch ein Unglücklicher am nächsten Morgen aufwachte, erwürgte ihn die Zaubermaske, und seine Leiche wurde ohne viel Federlesens ins Meer geworfen. Voll Verzweiflung bat St. Guernole um göttliche Hilfe und erfuhr, jetzt habe die Stunde der Stadt Ys geschlagen. Der Heilige erzählte dem König, die Stadt werde bald in den Fluten versinken, und Grallon bestieg sein Pferd und entkam. Dahut wollte mit, aber ihr Pferd weigerte sich, sie zu tragen. Dann erhob sich plötzlich ein schrecklicher Sturm, die Fluttore brachen auf, und das Meer überschwemmte die ganze Stadt. Heute liegt sie auf dem Grunde einer Bucht bei Douardenez oder, wie andere meinen, bei Andierne.

Die Bewohner von Ys sind seither dazu verdammt, bis ans Ende der Zeiten dort unten im Meer ihr böses Leben, für das sie so bestraft wurden, fortzusetzen. Es gibt sehr viele Legenden von dieser Stadt. In einigen heißt es, zu der Zeit, da die Katastrophe hereinbrach, seien ein Priester und wenige Gläubige gerade in der Kirche zur Messe versammelt gewesen. Manchmal behaupteten nun Fischer, sie hätten gehört, wie unter der Wasserfläche eine Messe gelesen werde. Und sie versicherten, wenn ein Priester zu seinem versunkenen Bruder hinabstiege und in der unterseeischen Kirche eine Messe lese, bestehe Aussicht, daß wenigstens die Gläubigen eines Tages erlöst würden.

Ein englischer Reiseschriftsteller¹⁸ berichtete 1955, in einem Fischerdorf bei La Rochelle habe er im Haus eines Malers das Bildnis eines ertrunkenen Fischers und einige Lithographien von Seejungfrauen gesehen. Der Maler erklärte, früher habe es in der Bucht dort Sirenen gegeben; auf Felsenklippen, die dem Leuchtturm vorgelagert waren, hätten sie die Fischer des Ortes ihren Frauen abspenstig gemacht. Eines Tages rief ein Mädchen, das auf diese Weise seinen Bräutigam verloren hatte, alle Frauen zusammen, deren Männer ebenfalls verschwunden waren. Sie gingen gemeinsam zur Kirche, nahmen das Abendmahl, und dann schwammen sie, jede mit einer Flasche Weihwasser, hinaus zu den Felsen und den Sirenen «mit ihren großen, kalten Augen». Die Frauen zerbrachen dort die Flaschen, und das Weihwasser bespritzte die Sirenen, welche fürchterlich aufschrien und ins Meer hinabtauchten. Man sah sie niemals wieder, und die Leichen aller Männer, die sie verführt hatten, trieben noch in derselben Nacht an die Küste.

Natürlich gibt es in ganz Europa zahlreiche Legenden und andere Überlieferungen über die Seejungfrauen. Innerhalb der Grenze dieses Buches können wir nur wenig von dem berichten, was wir aufspürten.

Aus Sizilien stammt die Geschichte von einer schönen Seejungfrau, welche kein Wort sprach. Zur Zeit König Rüdigers badete eines Abends ein Jüngling im Meer, als er plötzlich merkte, daß ihm jemand folgte. Er dachte, das sei einer seiner Freunde, griff hinter sich und zog seinen Fang an den Haaren zur Küste. Als er ans Ufer watete, merkte er jedoch, daß er eine überaus schöne Frau gefangen hatte. Er verhüllte ihre herrliche Gestalt mit einem Mantel, nahm sie mit in sein Haus und heiratete sie bald darauf. Sie gebar ihm einen Sohn, aber der junge Mann wurde nie recht glücklich, denn seine Frau sprach kein einziges Wort, und er mußte annehmen, sie sei taub. Eines Tages versetzte ein Freund ihn in Schrecken und Wut, als er ihm zu verstehen gab: er habe gar keine wirkliche Frau, sondern ein Gespenst geheiratet. Sein Schwert in der Hand, trat der Mann daraufhin vor seine Frau und drohte, er werde ihr Kind vor ihren Augen töten, wenn sie ihm nicht augenblicklich entdeckte, wer oder was sie sei. Da brach sie endlich ihr Schweigen. Aber sie sagte nur: nun habe er eine gute Frau verloren, weil er sie zum Sprechen zwingt. Danach verschwand sie und ließ ihren Sohn zurück; und einige Jahre später, als der Junge an der Küste spielte, kam sie noch einmal zurück und zog ihn ins Meer, wo er ertrank.¹⁷

Als ein Forscher im Jahre 1936 portugiesische Volksüberlieferungen aufzeichnete, hörte er, daß man in einer Gegend des Landes die Höhlen und Quellen für Wohnstätten verzauberter Mohnprinzessinnen, der *Mouras Encantadas*, hielt. Diese Wesen entsprechen aufs genaueste den klassischen Nereiden sowie den Nymphen und Nixen. Sie gelten als besonders schöne Mädchen, besitzen manchmal einen Schlangenschwanz und sind nur in der Johannisnacht sterblichen Augen sichtbar; dann strahlen sie ihr Haar mit goldenen Kämmen. Im allgemeinen sind die *Mouras Encantadas* gutmütige und hilfreiche Wesen und verstehen sich wie die Seejungfrauen, auf die Kunst, mit Pflanzen Krankheiten zu heilen.¹⁸

Wenn man bedenkt, wie streng katholisch Spanien wurde und bis zum heutigen Tage blieb, berührt es uns seltsam, daß selbst dort die alten Götter nur langsam starben.

In klassischer Zeit scheint die Verehrung der Atargatis weit verbreitet gewesen zu sein. Merkwürdigerweise ist ein Bildwerk der «Virgin de las Augustias» aus Santiago in Wahrheit eine alte Statue der Atargatis.

Christlicher Glaube und Heidentum sind im 14. Jahrhundert auf



13a

Seejungfrau auf einem Schlußstein; Abteikirche von Sherborne



13b

Seejungfrau, die einen Löwen säugt; Misericordium aus Norwich



14

König Chen,
mit Schlamm-
fisch-Beinen;
Bronzerelief
aus Benin

einem Relief aus Caldas des Reyes vereint. Darauf zieht ein Schwanenmädchen in einem Boot die Leiche des heiligen Jakob; sie ist wie eine Sirene gestaltet und besitzt Flügel und Schwimmhäute zwischen den Fingern.

In Rußland gibt es einen alten Wasserkönig, Zar Moskoi, den man als den slawischen Neptun betrachten kann. Er wohnt auf dem Grunde des Meeres oder eines Sees und beherrscht die gesamte Welt unter Wasser. Oft gesellt man ihm eine Familie schöner Töchter zu, und eine Versromanze über Sadko, einen Handelsherrn aus Nowgorod, berichtet, wie sich eine von ihnen mit diesem Sterblichen verheiratete. Sadko war schrecklich arm, und als er eines Tages besonders niedergeschlagen war, trug er seinen Gusli, ein Musikinstrument, zur Küste des Ilmensees hinunter, setzte sich und spielte traurige Weisen. Plötzlich brodelten die Wellen heftig auf, und der Wasserkönig, Zar Moskoi, tauchte empor. Er bedankte sich höflich für die schöne Musik und versprach, er wolle Sadko dafür belohnen; und als dieser das nächste Mal sein Netz im See auswarf, zog er einen glänzenden Schatz an Land. Seitdem war Sadko ein reicher Kaufmann; als er eines Tages übers Meer segelte, hielt sein Schiff ohne sichtbaren Grund plötzlich an und war durch nichts mehr in Bewegung zu bringen. Die Matrosen überlegten, das Schiff werde sicherlich angehalten, weil jemand an Bord eine schreckliche Schuld auf dem Gewissen habe; deshalb warfen sie Lose, um festzustellen, wer der Bösewicht sei. Das Los aber fiel auf Sadko, und da gestand er, obwohl er nun seit zwölf Jahren die Meere befahre, habe er immer unterlassen, dem Wasserkönig zu opfern. Sobald sie dies wußten, warfen die Matrosen ihn über Bord, und das Schiff konnte seine Fahrt fortsetzen. Sadko sank auf den Grund des Meeres hinab und fand dort in einem Holzhaus den Zar Moskoi. Der Wasserkönig begrüßte ihn und sagte, er habe nun zwölf Jahre auf seinen Besuch gewartet, jetzt solle er für ihn Gusli spielen. Dies tat der Mann, und seine Musik ergötzte den Wasserkönig so sehr, daß er ihm anbot, irgendeine seiner dreißig Töchter zu heiraten. Sadkos Wahl fiel auf die schöne Nymphe Volkof, und er nahm sie zur Frau.¹⁰

Es heißt, alle Töchter des Wasserkönigs trügen Kleider aus Federn; in ihnen müssen sie ausgesehen haben wie die Schwanenmädchen, die es in den Volksüberlieferungen vieler Länder gibt.

In Rußland kennt man auch andere Wassernymphen, die «Roussalki» oder «Rusalkas» heißen; sie lauern unvorsichtigen Badenden auf und heiraten, zerreißen oder ertränken sie. Im slawischen Kalender gibt es eine «Woche der Rusalkas», in der es als äußerst unklug gilt, in einem Fluß oder See zu baden.

Ein männlicher Wassergeist, der Vodjanij, ist ebenfalls böse und unberechenbar: mitunter bringt er Matrosen und Fischern Glück, aber zu anderen Zeiten lockt er sie ins Verderben. Gelegentlich geht er Fischern ins Netz, aber immer vermag er sich schnell wieder zu befreien; dann schwimmt er fort, und alle seine Untertanen, die Fische, welche zusammen mit ihm gefangen wurden, folgen ihm nach.

Wie der Nöck aus Deutschland und Skandinavien verläßt er häufig sein nasses Reich und schleicht sich in die Dörfer. Aber dort ist er leicht zu erkennen: an dem Wasser, das aus seinem Hemdsaum heraustropft, und an den feuchten Flecken, die er überall hinterläßt, wo er sich hinsetzte.

Manche Erzählungen berichten auch von der Heirat eines Vodjanij mit einem Menschenmädchen. Eine handelt von einem Mädchen, das, nachdem es ertrunken war, mehrere Jahre mit einem Wassergeist zusammen lebte. Und der Ausgang einer anderen erinnert an die schwedische Geschichte von Agnes und ihrem Meermann und an Matthew Arnolds «Verlassenen Wassermann». Das Mädchen schwamm eines Tages in Küstennähe und hörte in einiger Entfernung Kirchenglocken läuten. Da überwältigte sie die Sehnsucht nach ihrem früheren Leben; sie verließ das Meer und kehrte in ihr Dorf zurück. Aber dort erwartete sie ein schlimmeres Schicksal als Agnes oder Margret: denn ihre Freunde und Verwandten kannten sie nicht mehr, und traurig kehrte sie in ihr Haus unter Wasser zurück. Für diese kurze Rückkehr zu den Stätten ihrer Jugend mußte sie einen furchtbaren Preis bezahlen: ihr völlig verstümmelter Körper trieb zwei Tage später an Land.²⁰

Die Wassernymphen «Vodni Pannij» erschienen immer als «hochgewachsene, traurige und bleiche Gestalten». Sie trugen grüne, durchsichtige Gewänder und lebten auf dem Grunde des Meeres in glänzenden Kristallpalästen. Mit wunderbaren Stimmen singend, liebten sie es, sich auf Bäumen zu schaukeln, und wenn sie so musizierten, zogen sie die Jünglinge unwiderstehlich an. Wie die deutschen Nixen mischten sie sich gerne des Abends unter die Dorfbevölkerung und nahmen teil an ihren Tanzereien und Vergnügungen. Man konnte solche Wassernymphen auch fangen, und dann erwiesen sie sich als sehr anständig bei der Hausarbeit; aber sobald man ihnen ein neues Gewand gab, verschwanden sie damit für immer.²¹

Nach einer weißrussischen Überlieferung verwandeln sich kleine Kinder, die ungetauft sterben und nicht durch eine spätere Taufe befreit werden, in *Mavkij* oder Seenymphen und leben in dieser Gestalt in Flüssen und auf Uferwiesen.

In Estland opferte man dem Flußgott Wokhanda kleine Kinder.

Manchmal sah man ihn auch, und dann war er ein kleiner Mann mit blau-gelben Strümpfen. Ein estnisches Märchen spielt auf das Grundthema der Melusinengeschichte an: jene Abschließung von der Außenwelt zu bestimmten Zeiten, die in den Seejungfrauengeschichten vieler Länder so wichtig wird. Der hübsche jüngste Sohn eines Bauern heiratete eine Seejungfrau und zog mit ihr in eine Wohnung unters Meer, und sie warnte ihn, er dürfe sie niemals «Seejungfrau» nennen; überdies verlangte sie, jeden Donnerstag völlig alleingelassen zu werden. Der Mann respektierte diese Wünsche lange Zeit, aber eines Tages kam ihm der Gedanke, seine Frau könne sich vielleicht einen Liebhaber genommen haben. Eines Donnerstags spionierte er ihr nach und sah sie in ihrer wirklichen Gestalt, als Seejungfrau. Am Freitagmorgen kam sie zu ihm und nahm Abschied, und kaum hatte sie ihre Rede geendet, da fand er sich schon auf der Küste wieder. Aber nun war er in einen alten Mann verwandelt und starb bald darauf.

Nach einem ukrainischen Volksglauben erscheinen die «Meerleute», halb Mensch und halb Fisch, immer nur bei rauher See und singen, wie die Seejungfrauen, jedesmal kurz vor dem Ausbruch eines Sturmes.

Afrikanische Berichte über Wassermänner und Seejungfrauen, die auch heute noch erzählt werden, stellen wir in einem späteren Kapitel zusammen. Hier berichten wir nur eine Volkserzählung aus Tshi und die merkwürdige Geschichte des Königs von Benin aus dem 14. Jahrhundert.

Die Tshis erzählen, ein Eingeborener aus Chama habe einmal eine Frau geheiratet, die eigentlich ein Fisch war; der Mann hatte versprochen, er werde niemals die Herkunft seiner Frau verraten. Aber einige Zeit nach ihrer Verheiratung wollte die Frau unbedingt noch einmal in ihr Heimatelement zurückkehren; ihr Mann bestand darauf, sie zu begleiten, und wurde durch den Speerwurf eines Fischers verletzt. Als er sich erholt hatte, kehrten Mann und Frau in ihr Haus zurück und versteckten den Speer im Stroh des Daches; dort fand ihn jedoch der Besitzer und zwang den Mann, alles aufzudecken. Obwohl auf diese Weise das Versprechen gebrochen war, hatte die Sache keine üblen Folgen. Späterhin nahm der Fischer sich eine Nebenfrau dazu, und diese hänselte die Fischfrau wegen ihrer Herkunft. Daraufhin ging die erste Frau für immer ins Wasser zurück und nahm ihr jüngstes Kind mit. Die zwei älteren blieben beim Vater, und ihre Nachkommen trugen den Namen der Fischfrau; aber sie aßen niemals von Fischen der Art, von der ihre Ahnin war.²²

Ein Afrikareisender berichtet von einem besonderen Fischtabu bei den Makarangas und Mashonas aus Rusambo im Sambesigebiet. Diese Stämme sind vor langer Zeit aus dem Norden dorthin gewandert. Auf einer Ex-

pedition ins Buschland wurden die Vorräte knapp, aber der Forscher selbst war davon wenig betroffen; denn es gab im Flusse Muroyi, in dessen Nähe er und seine Träger lagerten, reichlich Fische. Zu seinem Erstaunen hungerten die Eingeborenen jedoch lieber, als daß sie von den Fischen gegessen hätten, die er fing. Als er auf einer Erklärung bestand, erzählten sie ihm, gewöhnlich würden Hexen und böse Menschen in diesen Fluß gestürzt und ertränkt; wer einen Fisch daraus esse, äße damit auch die Bosheit der Geister, die wahrscheinlich in den Fischen, die er fing, wohnten. Tatsächlich bedeutet der Name dieses Flusses nichts anderes als «Hexe», und im Gegensatz zu anderen Flüssen der Gegend wimmelte er von Fischen; aber die Eingeborenen, welche anderwärts alle Fische nahezu ausgerottet hatten, ließen sie hier völlig unberührt.

Ein merkwürdiges Bronzerelief aus Benin (Tafel 14) zeigt einen König, der anstelle der Füße zwei Fischschwänze besitzt. Es erinnert an die erfinderische Klugheit eines Königs namens Chen aus dem 14. Jahrhundert.

Man glaubt dortzulande, die Lebenskraft des Volkes hänge von der des Königs ab; deshalb tötete man jeden König, sobald er von einer schweren Krankheit befallen war, und setzte an seiner Stelle einen jüngeren und gesunden Herrscher ein.

Auch dem König Chen stand dieses Schicksal bevor, als eine Paralyse seine Beine ergriff. Eine Zeitlang konnte er seine Krankheit verbergen, aber schließlich schöpfte sein Premierminister Verdacht und entdeckte das Geheimnis, worauf der König ihn hinrichten ließ. Als jedoch die Paralyse der Beine immer schlimmer wurde und Chen sie nicht länger verbergen konnte, kam er auf einen glänzenden Einfall, der ihm das Leben rettete. Er verkündete nämlich, er sei eine Inkarnation des Meer- und Wassergottes Olokun; aus diesem Grunde hätten seine Beine nun nicht mehr menschliche Gestalt, sondern sähen aus wie eine bestimmte Art von Schlammfischen. Unter dieser Voraussetzung klang es ganz selbstverständlich, daß König Chen nicht mehr laufen konnte, und ebenso selbstverständlich war es, daß seine Beine, die ja nun heilig waren, neugierigen Blicken nicht mehr ausgesetzt sein durften; und so konnte er seinen klugen Betrug mit Erfolg bis zu seinem Tode aufrechterhalten.

Abgesehen von den Frauen der Meeresdrachen, finden wir in China und Japan in der Volksüberlieferung auch Seejungfrauen. Aber die Berichte über sie sind, im Vergleich mit den weit farbenfreudigeren über die «Drachenkönige des Meeres» und ihren Hofstaat, doch recht selten.

Ein chinesischer Gesandter namens Li Tung-yliam zeichnete im Jahre 1801 die Legende von einer Seejungfrau auf, die ihre Kleider an einem Baume aufgehängt hatte, während sie in einer Quelle badete. Ein Bauer

stahl die Kleider, und um sie wiederzubekommen, heiratete die Seejungfrau ihn. Sie gebar ihm zwei Kinder, blieb zehn Jahre bei ihm und verschwand am Ende dieser Zeit auf einer Wolke.

Japanische Seejungfrauen besitzen im allgemeinen Vorderfüße, und eine besondere Gattung von ihnen, die stark behaart ist, kennt man als *mu jima*. Die *ningyos*, welche in den Gewässern der Insel Taiyan leben, stellt man meist als Wesen mit wohlgebildeten menschlichen Brüsten auf einem Fischkörper dar; sie halten sich immer Muscheln ans Ohr, um die Geheimnisse des Meeres zu belauschen.²³

Tafel 15a zeigt ein schönes kleines Schnitzwerk einer Seejungfrau, die sich um eine Muschel windet. Diese Schnitzerei schmückt ein japanisches Netsuke, ein kleines Döschen, das man an einer Schnur oder an einem Kettchen am Gürtel hängen hat und in dem man kleine Gegenstände des täglichen Gebrauchs mit sich herumträgt. Eine weitere Schnitzerei zeigt eine Seejungfrau, die schützend den Schwanz um ihr Kind legt, und ein drittes, sehr amüsantes Netsuke einen Tintenfisch, der sich einer Seejungfrau zärtlich zu nähern sucht, während diese, heiter und ungerührt von seinen Aufmerksamkeiten, stillvergnügt ihre Pfeife stopft (Tafel 15b).

11

In der Volksüberlieferung der Neuen Welt

Bei den nordamerikanischen Indianern finden sich viele farbenfreudige Märchen und Sagen; eine große Anzahl dieser Geschichten hat James Athearn Jones vor dem Vergessenwerden gerettet. Er reiste zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Stamm zu Stamm, zeichnete alle Geschichten und Überlieferungen auf, deren er habhaft werden konnte, und veröffentlichte das Ergebnis seines Sammlerfleißes im Jahre 1830. Sein Geburtsort lag nur zwölf Meilen vom Häuptlingslager eines der wichtigsten Indianerstämme entfernt; das Personal im Haus und alle Arbeiter im Dienst der Familie waren Indianer, und sie erzählten ihm ihre Märchen und Sagen, als er noch ein kleiner Junge war. In den drei Bänden seiner «Überlieferungen nordamerikanischer Indianer» versucht er, mit echter romantischer Einfühlsamkeit, die Art und Weise, wie die

Indianer seiner Zeit dachten und sprachen, getreulich aufzuzeichnen. Man hat das Gefühl, daß er ihnen geistig sehr viel näher steht als neuere Sammler mit ihrem wissenschaftlichen Rüstzeug.

Eine seiner Erzählungen, die besondere Aufmerksamkeit verdient, wurde ihm von einem Shawano-Indianer im Jahre 1823 berichtet; sie schildert, wie die Shawanos von einem Fischmann übers Meer in jenes Land geführt wurden, in dem sie sich schließlich endgültig niederließen. Dieser alte Glaube der nordamerikanischen Indianer, sie stammten eigentlich aus einem Land jenseits des Meeres, wird von der modernen Wissenschaft bestätigt: aller Wahrscheinlichkeit nach wanderten sie vor etwa zehn- oder zwanzigtausend Jahren aus Nordostasien auf den amerikanischen Kontinent hinüber.

Die indianische Überlieferung behauptet, die Ahnen des Shawano-stammes hätten «vor sehr langer Zeit» auf der anderen Seite des Großen Salzsees gelebt und dort, in einem unwirtlichen Land, von Schnee und Kälte geplagt, ein kümmerliches Leben gefristet.

Im Frühling eines Jahres wurden die Leute sehr vom Anblick eines seltsamen Wesens erschreckt, das wie ein Mann aussah und auf dem Rücken eines Fisches durch die Wellen herangeritten kam. «Auf seinem Kopf hatte er langes, grünes Haar, das so aussah wie die merkwürdigen Pflanzen, die im Monat der fallenden Blätter durch mächtige Stürme vom Grunde des Meeres heraufgespült werden . . . Im Gesicht, welches wie das eines Tümmers geformt war, trug er einen Bart von der Farbe des Tangs, und um seinen Hals hing eine Kette großer Meermuscheln. Um seine Stirn wand sich eine Kette, die aus den Zähnen des Kaimans gemacht war, und in der Hand trug er ein Zepter aus dem Knochen eines Wals.» Die Indianer erschrakten noch heftiger, als sie sahen, daß dieses Wesen unterhalb der Hüften in zwei Fischeschwänzen auslief; und als sie hörten, daß es in ihrer Sprache reden konnte und die geheimnisvollsten und schönsten Lieder sang, dachten sie, es müsse eine Seele aus dem Lande der Schatten sein, «ein Geist aus den glücklichen Fischgründen jenseits des stürmischen Meers», und alle flohen in die Wälder und versteckten sich dort, erfüllt von Furcht. Aber mit der Zeit gewöhnten sie sich an den seltsamen Besucher, und schließlich saßen sie stundenlang am Ufer und lauschten seinen Liedern, sobald er sich dort niedergelassen und seinen Schwanz unter sich zusammengerollt hatte. Er erzählte von den seltsamen und schönen Dingen, die es in den Tiefen des Meeres zu sehen gab, sowie von dem Land des Sonnenscheins und des Reichtums jenseits des großen Sees, in welches er sie führen wollte. Und jede Erzählung schloß er mit den Worten: «Folgt mir!», aber das wollten sie nicht. Dann kam eine Zeit, da sie

im Meer keine Fische mehr fanden und ihre Kinder nach Nahrung schrien, und schließlich beherzigten sie die Bitten des Fischmannes und erklärten sich einverstanden, mit ihm ins Land des Wohlstands zu ziehen. So machten sie ihre Kanus seefest und folgten ihm, voll Furcht, durch einen schrecklichen Sturm aufs Meer hinaus. Und er schwamm voran und lockte sie mit ermutigenden Reden weiter. Zwei und einen halben Monat lang ruderten diese Pilger, frierend, durchnäßt und oft hungrig dem Menschenfisch ins gelobte Land nach, und eines Tages gelangten sie zu einer grünen Küste, hinter der sich hohe Berge erhoben. Seehunde vergnügten sich am Rande des Meeres, überall sah man Wildenten, und strahlende Sonne begrüßte sie. Als alle sicher an Land waren, ging der Menschenfisch fort zu einer Höhle und kam bald mit einem seltsamen Wesen zurück: dessen Beine und Füße sahen aus wie die eines Menschen, und sie waren mit Beinkleidern und Mokassins wie denen eines Indianers bekleidet. Aber sein Kopf war der Kopf eines Ziegenbocks, er hatte Hörner auf der Stirn und anstelle der Hände die Vorderbeine einer Ziege. Der Fischmann riet den erschöpften Leuten, sich diesem merkwürdigen Wesen anzuvertrauen, und schied von ihnen, um in den Großen See zurückzukehren. Nun, da seine Aufgabe vollbracht war, verschwand der Menschenfisch, dessen Güte uns an den Oannes des alten Babylon denken läßt, singend im Meer und wurde nie wieder gesehen. Die Indianer wanderten noch viele Monate weiter, geführt von ihrem Ziegenmann, und kamen schließlich in das Land, wo die Shawanos heute noch leben. Hier blühte der Stamm wieder auf und konnte sich alle Völker westlich des «Flusses der Flüsse», des Mississippi, untertan machen.

Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, daß vielleicht der Fischmann der Shawanos irgend etwas mit den Steinschriften am Mississippi zu tun hat, die Pater Marquette entdeckte, als er 1673/74 den Mississippi auf erforschte. Er hinterließ einen Bericht über fischschwänzige Ungetüme, die hoch oben auf einer steilen Klippe aufgemalt waren, und zwar an einer Stelle, die für Menschen völlig unzugänglich war, es sei denn mit Hilfe eines Gerüsts oder eines Aufzugs. «Sie waren so groß wie Kälber, mit Hörnern auf dem Kopf wie Hirsche, einem furchterregenden Aussehen, roten Augen, bärtig wie Tiger, die Gesichter fast menschlich, die Körper mit Schuppen bedeckt und die Schwänze so lang, daß sie sich zweimal um die Körper wickeln konnten: erst über den Kopf, dann zwischen den Beinen hindurch; und sie endeten offensichtlich in Fischeschwänze.» Pater Marquette und spätere Forschungsreisende berichteten, die Indianer hätten vor diesen gemalten Ungeheuern große Furcht; aber selbst wenn die Bilder nichts mit dem Fischmann der Shawanos zu tun

hatten: wir wissen nicht, was für Wassergötter diese gehörnten, bärtigen Fischmänner sein sollten und wann und von wem sie damals gemalt wurden.

Der Märchensammler James Athearn Jones berichtet uns eine traurige Geschichte von einem unglücklichen jungen Liebespaar in den kanadischen Wäldern, die ihm ein Indianer erzählte.

Vor langen, langen Zeiten fand ein Krieger aus dem Volke der Ottawas ein seltsames kleines Wesen vor seiner Tür. Sein Gesicht und seine Brüste sahen aus wie die einer Frau, aber auf seinen Händen und Armen wuchsen Schuppen, und statt der Beine hatte es einen gespaltenen Fischschwanz. Und was diese Frau erzählte, war ebenso merkwürdig wie ihre äußere Erscheinung. Dem staunenden Indianer erklärte sie, sie sei früher eine Sterbliche gewesen, aber dann hätte sie sich so leidenschaftlich danach geseht, durch den gestirnten Himmel zu reisen, daß der Große Geist ihr Gebet erhörte und ihr erlaubte, die Erde zu verlassen. Doch nach einiger Zeit wurde sie ihrer himmlischen Wanderungen müde und durfte zur Erde zurück, aber nur in einer Gestalt, «welche weder unsterblich noch sterblich, weder menschlich noch tierisch war»: in jener Seejungfrauen-gestalt, in der sie nun dem Krieger erschien. Die Wassergeister hatten das Wesen als Tochter angenommen, und sie wußte, daß sie ihre frühere menschliche Gestalt wiederbekommen konnte, wenn sie einen Mann fand, der sie liebte. Von dieser Geschichte gerührt, zog der Indianer sie als seine Tochter auf, und die Seejungfrau begann immer mehr an ein sterbliches Mädchen zu erinnern. Die Schuppen von Armen und Händen fielen ab, und aus ihrem Doppelschwanz entwickelten sich zwei wohlgebildete Beine. Aber wiewohl sie im Äußeren nun von einem gewöhnlichen Indianermädchen kaum zu unterscheiden war, liebte sie es immer noch über alles, in Wasserfällen, Seen und Flüssen zu schwimmen, ganz wie zu jener Zeit, da sie noch eine Seejungfrau gewesen war. Damals lagen die Ottawas und die Adirondacks im Krieg miteinander, und eine Gesandtschaft des letzteren Stammes kam in das Dorf der Ottawas, in dem Mennana, die frühere Seejungfrau, lebte. Ein junger Adirondack namens Piskaret, der ein Sohn des Häuptlings war, verliebte sich in sie, und als sie ihn anlächelte, traten Tränen in ihre Augen; nun wußte sie voll Freude: sie hatte wieder eine menschliche Seele. Aber die Liebesgeschichte von Piskaret und Mennana nahm kein glückliches Ende. Denn die stolzen Adirondacks sträubten sich dagegen, eine Heirat ihres Häuptlingssohnes mit einem Wesen anzuerkennen, das von Wassergeistern abstammte. Sie überhörten Piskarets leidenschaftliche Bitten, vertrieben Mennana aus seiner Nähe und schleppten den Jüngling gefesselt aus dem Dorf der

Ottawas hinaus. Mennana, die so ihres Liebsten beraubt wurde, verfiel von Tag zu Tag immer mehr, so sehr trauerte sie, und schließlich befahl ihr der Große Geist voll Mitleid, sie solle ihre Wassergeister in einem bestimmten Wasserfall besuchen. Gebrochenen Herzens verabschiedete sich das Mädchen von den Ottawas und wanderte zu dem Wasserfall. Als sie dort ankam, begrüßten die Geister sie voll Freude und schworen den Adirondacks schlimme Rache, weil sie ihrer geliebten Tochter so viel Unglück gebracht hatten. Kurz danach griffen sie die Boote der Adirondacks an, und nur wenige Krieger des Stammes kamen mit dem Leben davon. Gleich zu Beginn des Kampfes ergriff Mennana ihren Piskaret, schützte ihn vor den Kämpfenden, zog ihn aus seinem Boot und sank mit ihm auf den Grund des Wassers hinunter. Die Geister der gefallenen Adirondacks durften nicht in die ewigen Jagdgründe einziehen, vielmehr verwandelte der Große Geist sie in Adler, und fürderhin mußten sie auf einer kleinen Felseninsel unterhalb des Wasserfalls von St. Anthony leben. Weil das Gehör der Adler äußerst scharf ist, verursacht ihnen das dauernde Rauschen des Wasserfalls ewige Schmerzen, und so war die Rache der Wassergeister vollkommen.

Mit dem Ausdruck «Halbleute» oder *Sabawaelnu* (Wasserbewohner) bezeichneten die Micmac-Indianer aus Ostkanada jene Wesen, die zur oberen Hälfte Menschen und zur unteren Hälfte Fische sind. Nach ihrem Glauben singen die Halbleute jedesmal, bevor ein Sturm hereinbricht; sie können ihn aber auch selbst hervorrufen und auch anderes Unglück heraufbeschwören; solange man sie jedoch gut behandelt, sind sie sehr friedfertig.

Ein Indianer dieses Stammes, von dessen Namen wir nur die Anfangsbuchstaben P. G. kennen, erzählte um 1870, er hätte einmal ein kleines Kind gefunden, das zu diesen Halbleuten gehörte: nach einer Springflut war es an der Küste gestrandet. Sein Kopf war so groß wie die Faust des Mannes, etwa drei Zoll im Durchmesser, und es hatte richtige kleine Hände und winzige Fingernägel. Der Indianer hob es aus dem Sand auf und trug es hinaus ins tiefere Wasser, wo es sofort versank. Danach erzählte er seiner Mutter den Zwischenfall, und sie lobte sein Verhalten sehr und sagte ihm: wenn er das Kind schlecht behandelt hätte, wäre er sicher in der Folgezeit von Unglück verfolgt worden.

Die Bleichgesichter wurden nach einem Glauben der Jikarilla-Apachen aus einem Fisch erschaffen. Ein übernatürliches Wesen, das «Wasserkind», lief eines Tages in östlicher Richtung bis zum Meer und wanderte auf dem Wasser weiter. Dort entdeckte es Fische mit blauen Augen, griff ein Männchen und ein Weibchen heraus und trug sie zur anderen Seite

des Meeres. Aus ihnen erschuf es einen Mann und eine Frau, die ersten Wesen der weißen Rasse.¹

Von Indianern an der Nordwestküste des Pazifik stammt die folgende Geschichte von einer Sterblichen, die einen Wassermann heiratete: In einem Dorf an der Küste von Oregon lebte ein Mädchen, das mehrere Bewerber um ihre Hand abgewiesen hatte; unter ihnen auch einen Jüngling, den ihre fünf Brüder für sie ausgesucht hatten. Sie sagte allen, sie verspüre nicht im geringsten den Wunsch, sich zu verheiraten. Und wirklich schien sie mit ihrem einsamen Leben sehr glücklich zu sein und badete oft und gern in einer Bucht in der Nähe des Dorfes. Als sie eines Tages von ihrem täglichen Bad zurückkam, erschien auf einmal ein Mann an ihrer Seite und erzählte ihr, er lebe in einem Dorf auf dem Grunde des Meeres; er habe sie nun schon lange beobachtet und wolle sie heiraten und in seine Behausung mitnehmen. Das Mädchen wollte zuerst nicht recht, denn sie fürchtete, wenn sie mit ihm ginge, würde sie ihre Brüder nicht wiedersehen. Aber der Wassermann versprach, sie dürfe manchmal zurückkehren, um ihre Familie zu besuchen. Da erklärte sich das Mädchen einverstanden, seine Frau zu werden, und ging mit ihm hinunter auf den Grund des Meeres. Sie entdeckte, daß dort viele Indianer in einem Dorf unter Wasser lebten, und ihr Mann war einer der fünf Häuptlingsöhne. Mehrere Jahre lebte das Mädchen glücklich unter Wasser; sie gebar einen Sohn und lehrte ihn, sobald er alt genug war, mit Pfeil und Bogen zu schießen. Dabei erzählte sie ihm, daß er auf dem festen Land fünf Onkel habe, und die besäßen weit bessere Pfeile als die Meermenschen. Und eines Tages bat der Junge dann auch, er wolle die Oberwelt besuchen und bei seinen Onkeln, die er nie gesehen hatte, einige dieser wunderbaren Pfeile holen. Der Wassermann wollte nicht, daß der Junge fortging, aber seiner Frau erlaubte er, ihre Brüder zu besuchen. Sie zog darauf fünf Otterfelle an und tauchte in dieser Kleidung an der Küste aus dem Meer auf. Ihre Brüder dachten, dies sei ein riesiger Otter, und schossen mit Pfeilen nach ihr, und viele Menschen verfolgten sie bald in Kanus und schossen nach ihr, solange sie auf die Küste zuschwamm, aber kein Schuß verletzte sie. Da merkte ihr ältester Bruder plötzlich, daß der Otter eine Frau, und dann, daß sie sogar seine Schwester war. Sie berichtete von ihrem Leben unter dem Meer und vom Wunsch ihres Sohnes, bessere Pfeile zu bekommen. Bevor sie zu den Ihren zurückschwamm, tauschte sie ihre fünf Otterfelle gegen so viele Pfeile, wie sie tragen konnte, und sie versprach ihren Brüdern, am nächsten Tag würden sie am Anlegeplatz des Dorfes einen Wal finden. Das geschah auch prompt, und der riesige Körper wurde unter der Dorfbevölkerung verteilt. Einige Monde später

erschien die Schwester noch einmal, und jetzt in Begleitung ihres Mannes und ihres Sohnes; die Dorfbewohner sahen, daß ihre Schultern schon langsam die dunkle Farbe der Seeschlangen annahmen. Damals sah man sie zum letzten Mal. Aber noch lange danach schwammen Seeschlangen in der Nähe der Küste herum und sammelten alle Pfeile, welche die Brüder nach ihnen schossen; eines Tages blieben auch sie weg, aber noch viele Jahre lang legten die Meereswesen jeden Sommer und jeden Winter als Geschenk für die Landbewohner einen Wal vor ihren Anlegeplatz.²

Die Samish-Indianer lebten an der Deception-Bucht, einer Meerenge zwischen den Inseln Whidbury und Fidalgo; sie erzählten die Geschichte von einem schönen Mädchen, das sich für ihr Volk opferte.

Vor langen Zeiten sammelten einige Mädchen an der Küste Muscheln. Als einem hübschen jungen Mädchen eine davon aus der Hand glitt, watete es, im Bemühen, sie wiederzubekommen, so weit ins Meer hinaus, daß es bis zu den Hüften im Wasser stand. Da griff plötzlich eine Hand nach der ihren, und sie schrie vor Schrecken laut auf. Aber eine einschmeichelnde Stimme bat, sie solle keine Furcht haben, und erklärte ihr: «Ich möchte nur deine Schönheit betrachten.» Schnell ließ das unsichtbare Wesen ihre Hand wieder frei, und sie konnte sicher nach Hause zurückkehren. Das Mädchen machte noch mehrmals diese seltsame Erfahrung; und jedes Mal hielt das Wesen ihre Hand länger fest, und die Stimme beschrieb ihr die schöne, bunte Welt auf dem Grunde des Meeres. Eines Tages tauchte schließlich ein junger Mann aus dem Meer auf, ging mit dem Mädchen ins Dorf und bat ihren Vater um die Erlaubnis, sie zu heiraten. Der Vater wollte nichts davon wissen; er meinte, seine Tochter könne nicht im Meer leben; und er blieb auch dann noch bei seiner Weigerung, als der Wassermann drohte, er werde das Dorf ins Unglück stürzen, indem er Fische und Muscheln, von denen die Leute hauptsächlich lebten, aus der Gegend fort-schicke.

Und weil der Vater sich nicht überreden ließ, führte der Wassermann seine Drohung aus: Muscheln wurden immer seltener; die Flüsse, die ins Meer strömten, versiegten, so daß es auch keine Süßwasserfische mehr gab und die Leute kein Frischwasser hatten. Erfüllt von Sorge um ihr Volk, lief das Mädchen ans Meer und bat den Wassermann, er solle ihren Stammesgenossen Fische, Muscheln und Süßwasser zurückgeben. Er erklärte sich einverstanden, falls sie ihn heiratete; nun endlich sah sich der Vater gezwungen, doch ein Jawort zu geben, aber unter einer Bedingung: seine Tochter sollte einmal im Jahr auf die Insel zurückkehren, damit alle wüßten, daß sie glücklich sei. Das versprach der Wassermann, und das Mädchen verließ ihr Haus und zog zu ihm unters Meer hinab.

Sobald sie bei ihm war, erfüllte er sein Versprechen: es gab wieder Fische und Muscheln im Meer, und das Wasser in Flüssen und Quellen sprudelte aufs neue. Und am Ende jedes Jahres erlaubte er seiner Frau, ihr Volk zu besuchen. Aber die Leute merkten bald, wie sich von Jahr zu Jahr ihr Aussehen veränderte. Erst wuchsen kleine Muscheln auf ihren Händen, dann auch auf den Armen, und als sie zum vierten Mal auf Besuch kam, wuchsen auch schon welche aus einer Seite ihres schönen Gesichtes heraus. Ein kalter Wind umgab sie, solange sie unter den Menschen herumging, und ganz offenbar war sie sehr unglücklich, aus dem Wasser heraus zu sein. Die Leute berieten miteinander und legten ihr schließlich nahe, wenn es ihr Unglück bereite, das Meer zu verlassen, solle sie nicht mehr zu Besuch kommen. In der Folgezeit stieg deshalb das Mädchen nie mehr aus seiner Behausung unter dem Meer herauf. Aber es blieb die Beschützerin seines Volkes und sorgte, daß es immer genug Nahrung und Trinkwasser gab. «Wenn die Flut durch die Meerenge strömte, konnte man ihr langes Haar auf dem Wasser treiben sehen. Dann wußten die Küstenbewohner, daß das Mädchen aus dem Meer für seine Stammesgenossen sorgte.»

Diese Geschichte über das Mädchen von der Deception-Bucht ist auf der Seite der Samish-Indianer in einen Totempfahl eingeschnitzt, der in der Reservation der Swinomise steht. Ein Indianer, der diesen Pfahl schnitzen half, erzählte noch 1952, die Leute, die früher auf jener Insel lebten, hätten die heftige Strömung jedesmal bezwungen, wenn sie ihre Gedanken ganz fest auf das Meermädchen richteten. Wenn sie jedoch andere Dinge im Kopf hatten, gerieten ihre Kanus in Strudel und gingen unter. Mitunter erschien das Mädchen dann wieder; es erhob sich aus dem Wasser, hatte die Hände in die Hüften gestützt und watete in der Strömung hinter den Kanus her.³

Völlig verzaubert vom Gesang einer Seejungfrau, hat schon mancher Mann sein Grab in den Wellen gefunden. In Louisiana stürzte sich einmal ein ganzer Stamm, der im Bann einer Seejungfrauenstimme stand, auf ihren Wunsch in den Fluß und ertrank.

Diese Indianer, die Pascagoulas, behaupteten, ihre Ahnen seien hellhäutig gewesen und aus dem Meer hervorgegangen. Das Volk lebte an den Ufern des Pascagoula und verehrte eine Seejungfrauengöttin, deren herrlich geschnitztes Standbild in einem Tempel aufbewahrt wurde. In mond hellen Nächten besang man dieses Bildnis zum Klang einer aufwühlenden Musik. Im Jahre 1539 kam ein Missionar zu diesen Indianern und versuchte, sie von der Verehrung ihrer Seejungfrauengöttin abzubringen und zum Christentum zu bekehren. Er hatte schon einige bemerk-

zenswerte Erfolge erzielt, da zog sich eines Nachts der Fluß mit heftigem Rauschen zu einer riesigen Wassersäule zusammen, auf der eine Seejungfrau mit seltsam lockenden Augen stand. Hoch über den brausenden Wassern sang sie ein Lied mit dem unwiderstehlichen Kehrreim:

Kommt zu mir, kommt zu mir, kommt zu mir,
 ihr Kinder des Meers!
 Weder Glocken noch Bibel noch Kreuze werden
 euch je eure Königin rauben.

Dieser Gesang versetzte die lauschenden Indianer zunächst in Ver-zückung und dann in hellen Wahnsinn, denn einer nach dem anderen stürzte in den Fluß, bis der ganze Stamm in seinen Wellen verschwunden war. Dann kehrte die Wassersäule ins Flußbett zurück, und als der letzte Indianer unterging, war «ein wildes Freudengelächter zu hören». Nach einer alten Überlieferung starb jener Priester, dessen Schäfflein zusammen mit ihren Stammesgenossen verschwunden waren, bald darauf in tiefer Schwermut. Denn er glaubte, die Vernichtung des ganzen Stammes durch die Seejungfrauengöttin oder, wie er es nannte, der Sieg jener Kräfte der Finsternis liege darin begründet, «daß er selbst nicht recht im Stande der Gnade war, als er versuchte, die Ungläubigen zu bekehren». Bis zum heutigen Tag nennt man den Pascagoula den «singenden Fluß»: in Sommernächten hört man ein leises Summen aus seinen Wellen kommen. Wissenschaftler meinen, dies beruhe auf irgendwelchen Lebensäußerungen im Fluß, wahrscheinlich auf Liebeszeremonien oder dergleichen. Es heißt, wenn eines Nachts der Mond im Zenit stehe und ein Priester an die Stelle des Flußufers gehe, wo die Seejungfrau einst ihre Leute zu sich lockte, und dort ein silbernes Kruzifix ins Wasser werfe, dann könnten die Ungläubigen erlöst werden. Aber das soll nur um einen Preis geschehen, den bisher noch niemand zahlen wollte: weder der Priester noch das Kreuz würden je wieder zu finden sein.⁴

Eine zweite Geschichte über die Vernichtung eines Stammes ähnelt in merkwürdiger Weise der Legende von der Stadt Ys und dem Schicksal, das sie unter der Herrschaft der bösen Dahut traf. Eine indianische Legende vom Mashapaug-See in Connecticut behauptet, vor langen Zeiten sei ein Gebiet, das jetzt von einem See bedeckt ist, ein hoher Berg gewesen. Aber seine Bewohner ergaben sich, unter der Führung ihrer schönen, jungen Königin Nokemo, der Völlerei, der Trunksucht und anderen bösen Lastern. Vergeblich warnte die Prophetin Nakentis die Königin, der Große Geist sei aufgebracht über dies Treiben; Nokemo bestärkte ihr

Volk in seiner Schlechtigkeit. Da schlug der Große Geist zu: es erhob sich ein schrecklicher Sturm, der ganze Stamm kam um, und nur die Prophetin Nakentis blieb am Leben.⁵

Wenn Seejungfrauen irgendein Wesen begehren, bekommen sie meistens mit wenig Mühe. Eine Wasserfrau von Lost Island in Neu-England erlebte jedoch schreckliches Mißgeschick, als sie versuchte, Long John, einen klugen Wal, zu bezaubern.

Dieser Long John wohnte im Meer in der Nähe von Lost Island; er war lange Zeit erfolgreich allen Harpunen von Walfischjägern, die ihn fangen wollten, entkommen. Mit gleichem Erfolg erwehrte er sich nun auch der schmeichelhaften und beharrlichen Aufmerksamkeiten der Wasserfrau. Voll Wut über ihren Mißerfolg knüpfte sie einen Zügel aus See-gras, mit dem sie ihn, falls sie ihn fangen konnte, bändigen wollte. In einer Mondnacht stieg sie dann zur Küste hinauf und besuchte Ichabod Paddock, einen berühmten Walfänger. Sie versprach ihm, dem Mann, der Long John töten könne, werde sie eine Schnur Perlen, ein paar Schatzkisten aus versunkenen Schiffen und ihre Liebe schenken. Aber der große Harpunier mißtraute diesen Versprechungen der Seejungfrau und weigerte sich, auf Long John Jagd zu machen. Doch sie gab sich nicht gleich geschlagen und versuchte, ihn doch noch zu überreden; schließlich riet er ihr, um sie loszuwerden, sie solle Long John sagen: er, Ichabod Paddock, der Meisterwalfänger, werde niemals eine Harpune gegen ihn anlegen, wenn er die Meerjungfrau einmal auf seinem Kopf sitzen lasse und mit ihr um ein Kap, das er näher bezeichnete, herumschwimme. Voll Freude kehrte die Seejungfrau zum Lost Island zurück und erzählte Long John, was Ichabod versprochen hatte. Dieser hörte die Nachricht mit großer Erleichterung, denn er hatte schon lange heimliche Furcht vor dem erfolgreichen Walfänger gehabt. Deshalb gestattete er der Seejungfrau sofort, ihn mit ihrem See-grasstrick anzuschirren und seinen Kopf zu besteigen. Dann schwammen sie los, und die Seejungfrau, die auf dem riesigen Tier durchs Meer ritt, sang ein Triumphlied. Aber nicht sehr lange, denn der kluge Wal tauchte und schwamm unter Wasser auf die Küste zu. Dort kam er plötzlich hoch, spie eine große, schöne Wasserfontäne in die Luft, und die hob die Seejungfrau von seinem Kopf herunter und wirbelte sie in die Luft; so flog sie über die Dünen und die Dächer der Stadt Sandwich und stürzte wie ein Meteor in einen Teich in Sandwich hinab. Da niemand sich seit jener Stunde bereit fand, sie nach Lost Island zurückzubringen, lebt sie nun dort, erfüllt von Bosheit, ganz zurückgezogen, Übles sinnend, auf dem Grunde des Teiches. Long John dagegen befreite sich von dem See-graszügel, als er die Seejungfrau erst einmal los war. Da er

seither vor den Harpunen Ichabods sicher ist, sprüht er vor den Riffen von Lost Island immer noch Wasserfontänen in die Luft. An der Küste aber fand man die riesigen Taue, und jeder Küstenbewohner konnte ein Stück dieses Seejungfrauenzügels mit nach Hause nehmen.⁶

Die Wasserfrau von Lost Island wurde von Long John überlistet; Squant, eine Meerfrau aus Cape Cod, dagegen konnte einen gewissen Erfolg verzeichnen, als sie den Riesen Maushop verführen wollte. Wegen seiner Hilfsbereitschaft nannte man ihn den «Freundlichen Riesen»; er hatte eine Prinzessin mit ihrem Geliebten zusammengeführt und einen riesigen Adler getötet, der Menschen und Kinder tötete. Dieser Riese rauchte ständig Pfeife, und wenn Dunstwolken über die Insel zogen, hieß es, er paffe wieder einmal besonders heftig. Zu seinem Unglück hatte Squant, eine Meeresriesin, ein Auge auf ihn geworfen. Sie lebte in einer Höhle unter dem Wasser, und je nach Stimmung zog sie Schiffe zu sich herab oder hielt sie am Kiel fest, so daß sie nicht weitersegeln konnten. Wenn Wale zu nah an ihre Küste heranschwammen, trank sie das ganze Wasser aus und ließ sie im Sand stranden und sterben; und wenn sie lachte, klang es wie das Heulen eines Brechers, der gegen eine Küstenmauer prallt. Sie hatte sehr langes Haar, einen weißen Körper und einen meergrünen Schwanz. Zunächst versuchte der «Freundliche Riese», alle Einladungen, er solle doch einmal in ihre Höhle kommen, abzuweisen. Seine Frau war zwar ein böses Weib, aber schließlich hatte er fünf Kinder. Je öfter er jedoch die Riesin Squant sah, um so heftiger verlangte es ihn danach, einmal in ihren langen Haaren zu ruhen. Ritterlich versuchte er, seinen Ehepflichten nachzukommen, und ging nach Hause zurück, aber seine böse Frau schalt ihn aus, weil er so lange fortgewesen war. Das wurde selbst dem «Freundlichen Riesen» zuviel; er warf seine Frau weit über das Meer, stürzte auch seine Kinder in die Fluten, wo sie Fische wurden, und machte sich auf den Weg zur Höhle der Meerfrau. Sie umwand ihn mit ihrem langen Haar, und er schlief augenblicklich ein und wachte nicht mehr auf. So ruht nun der «Freundliche Riese» auf ihren Knien, und sie überlegt sich, wie er wohl wieder aufzuwecken sei.⁷

Ebenfalls aus Neu-England, von den Algonquin-Indianern, stammt die Erzählung über einen gewissen Pulowech, der am Ufer eines Sees lebte und eines Tages drei «schöne, strahlende Mädchen mit wallendem Haar» auf dem Eis sitzen und ihre Haare flechten sah. Als er versuchte, sie zu fangen, sprangen sie ins Wasser; aber der junge Mann gab nicht auf und hatte nach einigen vergeblichen Versuchen mehr Erfolg. Er konnte eines der Mädchen an seinem magischen Haarband festhalten und heiratete sie. Aber die junge Frau fand ein trauriges Ende; einmal, um

Mitternacht, als ihr Mann außer Hauses war, nahmen böse Zauberer die Stimmen ihrer Eltern an, und als sie, ohne Verdacht zu hegen, die Tür ihrer Hütte öffnete, stürzten sie sich auf sie, schleppten sie fort und fraßen sie auf. Und Pulowech nahm fürchterliche Rache für diesen Verlust seines Wassermädchens.⁸

Tchimose, ein Gott der Haidah-Indianer von der Queen Charlotte's Insel in British Columbia, wohnte im Meer und hatte ein Menschengesicht und zwei Schwänze. Als Symbol seiner Macht trug er einen Hut und wurde vor allem deshalb gefürchtet, weil er nur allzugern Kanus zerstörte und ihre Insassen ertrinken ließ.

Die Lillooets, ein weiterer Indianerstamm aus British Columbia, glaubten an ein Volk namens Sainux, welches in unterirdischen Häusern wohnte, auch im Wasser zu Hause war und sich auf mächtige Zauberei verstand.

Ein junger Mann, der heiraten wollte und noch «geprüft» wurde, sollte mit dem Speer einen Lachs stechen. Man führte ihn zu einem Fluß, in dem viele Wassergeister in Gestalt von Wassermännern lebten. Als einer von ihnen sich aus dem Wasser erhob, sagte man dem Jungen, dies sei der Lachs, und er stieß mit seinem Speer zu. Sofort wurde er unter Wasser gezogen, aber er kam sicher wieder herauf und hielt in jeder Hand einen Wassermann.⁹

Die Neger in den Südstaaten der USA glauben nur selten an Seejungfrauen. Aber 1926 berichtete ein Farmer, in der Nähe seines Hauses in einer Mississippibucht eine Seejungfrau; sie muß erstaunlich gelenkig und schnell gewesen sein, denn ihr ganz besonderes Vergnügen war es, «auf die Kühler vorüberfahrender Autos zu springen».¹⁰

Eine ungewöhnliche Negererzählung über eine Seejungfrau fand sich in Michigan: zu der Zeit, da es noch Segelschiffe gab, lebten fünfzehn Meilen unter der Oberfläche des Atlantik zahllose Seejungfrauen. Wenn sie ein Schiff trafen und die Gespräche an Bord belauscht hatten, mußte man ihnen geben, was sie forderten, sonst stürzten sie das Schiff um. Eines Tages sahen sich die Matrosen eines Schiffes von einer Seejungfrau verfolgt, und der Kapitän befahl, um die Mannschaft und sich selbst zu retten, jeder solle sich einen neuen Namen zulegen, und zwar Wörter wie «Axt», «Hammer» usw. Als nun die Seejungfrau die Männer namens «Axt», «Hammer» usw. als Opfer verlangte, wurden ihr Äxte und Hämmer zugeworfen. Aber eines Tages beging der Kapitän die Unvorsichtigkeit, seinen Koch Sam beim Namen zu nennen, als er ihm befahl, Fisch zu braten. Da verlangte die Seejungfrau Sam als Opfer, und man mußte ihn ins Meer werfen. Die Seejungfrau umschlang ihn mit ihrem langen Haar,



15 a

Seejungfrau auf einer Muschel; Netsuke, frühes 19. Jahrhundert

Tintenfisch bei der Werbung um eine Seejungfrau; Netsuke

15 b





16a

Gedenkmünze, im Auftrag Napoleons vorberichtet, um seinen Einzug in London 1804 zu feiern

Rückseite der Gedenkmünze: Herkules (Napoleon) ringt mit Achelous (dem Seeungetüm England)

16b



Die Seejungfrau von Warschau, am Ufer der Weichsel: Plastik von H. Nitschkowa Kyzas-kowska

16c



nahm ihn mit hinab auf den Grund des Meeres und zwang ihn, sie zu heiraten. Dort wäre Sam wohl geblieben, hätte er nicht seine Frau beleidigt, indem er sich mit einer anderen Seejungfrau anfreundete. Die beiden Rivalinnen gerieten in einen heftigen Streit, und als Sams Ehefrau die Freundin schlug, hüllte diese aus Rache Sam in ihre Haare, rief: «Wenn er schon mir nichts Liebes tun darf, so soll er es dir erst recht nicht!», und trug ihn ans Land zurück.¹¹ Sam erzählte nach seiner Rückkehr, die Seejungfrauen hätten Purpurlippen und ihre Behausungen seien Höhlen in Felsenwänden unter dem Meer, wie die der Alligatoren. Es gäbe aber dort unten keine Männer, und deshalb werde es wohl bald auch keine Seejungfrauen mehr geben.

Sam mußte nur sechs Jahre mit seiner Braut im Meer leben, kam also etwas früher frei als ein anderer Mann, der eine Seejungfrau ausgelacht hatte; sie stieß ihn mit ihrem Schwanz ins Wasser und hielt ihn acht oder neun Jahre lang auf dem Grunde fest.

Auf den Inseln im Atlantik vor South Carolina erzählten die Neger eine traurige Geschichte von einem Mädchen, dessen Mutter gestorben war und dessen Vater sich wieder verheiratet hatte. Die Stiefmutter brachte zwei Töchter mit in die Ehe, und die mißhandelten die Stiefschwester schrecklich und ließen sie fast verhungern. Als das kleine Mädchen eines Tages weinend zur Küste lief, kam ihm eine Seejungfrau zu Hilfe; sie nahm es von Zeit zu Zeit mit unter Wasser und gab ihm zu essen und zu trinken, soviel es wollte. Die Stiefschwestern und der böse Vater bemerkten schnell, daß das Mädchen nun nicht mehr magerer wurde, und wollten voll Neugier wissen, warum. Heimlich folgten sie ihm zur Küste und hörten den Bittgesang, den es auf Befehl der Seejungfrau anstimmte, wenn es wieder einmal Hilfe brauchte. Als die Seejungfrau am nächsten Tag, ohne Verdacht zu schöpfen, auftauchte, erschoss der Vater sie, und als das Mädchen nun an die Küste kam, erschien auf ihr Rufen niemand, und sie ertränkte sich voll Trauer.¹²

Ein französisches Volksmärchen aus dem Missouri-Becken erzählt von einer Prinzessin namens Belle Lonore, die eines Tages vom König der Fische gefangen und auf dem Grund des Meeres mit goldenen Ketten gebunden war. Der König erlaubte ihr eines Tages, ihren «Bruder» zu sprechen, der in Wirklichkeit ihr Liebhaber war. Die Prinzessin sagte ihm, was der König sie einmal, ohne es zu merken, hatte hören lassen: daß sie freikäme, wenn jemand mit einem goldenen Meißel und einem goldenen Hammer ihre Ketten zerschlug. Der Liebhaber setzte sofort diesen unvorsichtigen Hinweis des Königs in die Tat um, und so wurde Belle Lonore wieder frei.

Im Geisterreich, an das die Eskimos glauben, nimmt «die alte Frau des Meeres» den wichtigsten Platz ein. Sie lebt in der «tiefsten Tiefe». Früher war sie eine Sterbliche, aber ein Eisvogel warb eines Tages um sie mit bezaubernden Liedern und trug sie in sein Haus unter dem Meer. Als sie sah, wohin er sie entführte, rief sie alle ihre Verwandten zu Hilfe, und diese versuchten, sie zu retten. Aber sogleich erhob sich ein heftiger Sturm, und sie sank vollends auf den Grund hinab. Dort sitzt sie noch immer, hält eine Lampe in Brand und beherrscht alle Lebewesen im Meer.¹³

In Grönland glauben die Eskimos, ihre Nahrungsgöttin Sedna oder Anaknagak lebe im Meer und fordere, daß man bestimmte Tabus streng einhalte. Sobald sie mißachtet werden, beschwört sie einen Sturm herauf und schickt alle Wale, Seehunde und Polarbären, die sie wie alle anderen Wasserwesen beherrscht, in ferne Gegenden außer Reichweite der Jäger.

Die Mexikaner waren wenig am Meer interessiert, deshalb findet sich in ihrer grausamen Götterhierarchie keine einzige Seegottheit. Es sei denn, man rechne dazu auch ihre Fruchtbarkeitsgöttin Chalchihuitlicue, die für Wirbelwinde auf See verantwortlich war und über Wasserflächen gehen konnte. Ein Wesen, das man als so etwas wie einen mexikanischen Wassermann betrachten kann, dürfte allein ein böses Tier sein, das mit seinem langen Rattenschwanz badende Menschen umschlang, sie ins Wasser zog und ertränkte. Wer auf diese Weise zu Tode kam, ging dann in den Palast des Regengottes ein.

Der Collao-Stamm aus Peru verehrte am Ufer des Titicacasees eine Fischgöttin, die Copacahuana hieß; bei den Arancaniern, einem chilenischen Stamm, der etwa fünfzig Meilen von Collaos entfernt lebte, hieß diese Göttin Tempuleague. Ein Bildwerk der Copacahuana zeigt «den Körper eines Fisches, auf dem ein ungeschlachter menschlicher Kopf sitzt».¹⁴

Es besteht nicht der geringste Zweifel darüber, daß die meisten «Seejungfrauen» aus Guayana in Wirklichkeit Manatis waren. Auch die Göttin Orehu, welche in der Mythologie der Guayana-Indianer eine große Rolle spielt, ist wahrscheinlich nichts anderes als dieses Säugetier; allerdings stellen die Indianer sie immer als Seejungfrau dar. Sie ist nicht eigentlich böse, sondern gibt sich meist damit zufrieden, die Indianer zu erschrecken; aber manchmal zieht sie doch Kanus und ihre Insassen auf den Grund des Wassers hinab. Deshalb nennt man sie mit einigem Recht unbeständig und launisch und fürchtet sich vor ihr. Eine karge, einsame Gegend am Ufer des Pomeroon galt als der beliebteste Aufenthaltsort der Orehu; die Leute des Warans-Stammes paddelten, wenn sie dieses Gebiet durchfahren mußten, ihre Kanus so schnell und so leise wie möglich am Heim dieses Wassergeistes vorbei.

Ebenfalls aus Guayana stammen merkwürdige Berichte über gewisse Indianer, die des Nachts Menschen und tagsüber Fische sind. In Fischgestalt liegen sie am Tag in ihren Häusern, und wenn sich ein Mensch unterfängt, einen solchen Fisch zu braten, verwandelt sich dieser sofort in einen Menschen zurück und tötet den, der ihn verletzen wollte.¹⁵

In den Flüssen Britisch-Guayanas gab es sehr schöne Wassermädchen, die immer nur den tapfersten Leuten erschienen. Sie waren den Sterblichen wohlgesonnen und liehen ihnen gern ihren Schutz, wenn sie von bösen Wassergeistern angegriffen wurden.

Viele Menschenleben rettete auch ein Bootsmann namens Israel, der in der Nähe gefährlicher Wasserfälle am Ufer des Flusses Massaruni lebte; immer wieder sprang er mutig in die Strudel, um Leute herauszuholen, die zu ertrinken drohten. Den Wassermädchen konnte solche Tapferkeit natürlich nicht lange verborgen bleiben, und als Israel zu alt war, um länger sein Leben im Dienst seiner Mitmenschen aufs Spiel zu setzen, trugen sie ihn vorsichtig in ihren Palast unter Wasser und pflegten ihn, bis er wieder jung und so gelenkig und gewandt wie in seinen besten Zeiten wurde. Die Indianer der Gegend staunten sehr, als sie ihn so verwandelt wiedersahen, und haben seit dieser Zeit die Wassermädchen göttlich verehrt.¹⁶

Auf Martinique erzählt man, ein Jüngling namens Lendos habe nach drei Jahren vergeblichen Fischens endlich eines Tages eine «femme poisson» gefangen. Aber sie flehte so inständig um ihre Freilassung, daß er sie schweren Herzens wieder schwimmen ließ. Doch kurz darauf fing er eine zweite Fischfrau, und sie war bereit, ihn zu heiraten. Lendos freute sich sehr und nahm sie mit nach Hause; dort lebte aber noch sein böser Bruder Caiman, der sofort nichts anderes im Sinn hatte, als die Seejungfrau zu verspeisen, obwohl sie beiden sehr schöne Lieder vorsang. Voll Furcht vor seinem Bruder zog Lendos heimlich um Mitternacht sein Kanu hervor und ruderte mit seiner Seejungfrau hinaus bis zum Haus ihrer Mutter im Meer; dort heirateten sie und feierten eine herrliche Hochzeit.¹⁷

Nach polynesischem Glauben war der erste «Mensch», Vatea oder Avatea, zur Hälfte Mensch und zur Hälfte Fisch; er wurde von einem weiblichen Dämon namens Vari-na-ti-takere erschaffen. Voll Sorge um das Fortleben ihres Geschlechtes schnitt sie Fleisch aus der Seite ihres Körpers heraus und bildete daraus eine schaurige Art von Wassermann. Und Vatea war wirklich schrecklich anzusehen: die linke Hälfte seines Körpers war menschlich: ein halber Kopf, ein Auge, ein menschlicher Arm, ein Bein und ein Fuß. Seine rechte Körperhälfte dagegen bestand

aus einem halben Fischkopf mit einem Fischauge, einer Flosse und einem halben Fischeschwanz.¹⁸

Eine Wasserfrau verursachte die polynesische Sintflut. Vor vielen Jahren regierte auf den Inseln ein König, dessen Fischern dauernd die Haken abhanden kamen, so daß sie nie etwas fangen konnten. Eines Tages erschien ein Fremder bei ihnen, der über und über mit Seetang bedeckt war; er hatte keine sichtbaren Ohren, aber seine Augen ragten weit aus seinem Kopf, wie die eines Fisches. Dieser Mann erzählte dem König, eine Meerfrau, seine Schwester, schneide die Haken immer ab; und der König befahl ihm, sie zu bitten, seine Frau zu werden. Der Fremde wandte ein, sie habe schon einen Mann: eine Statue. Da ließ der König voll Hoffnung eine Menge Statuen schnitzen, eine von ihnen fiel der Meerfrau eines Tages hinter dem Palasttor auf, und als sie sich leise hinschlich, konnte man sie fangen. Der König wollte sie nun nicht mehr freilassen, aber er erlaubte einem Fischer, ins Meer hinunterzutauchen und eine Kokosnußschüssel mit ihrer Mahlzeit heraufzuholen; als jedoch der Druck des Meeres nicht mehr darauf ruhte, löste sich alles auf. Die Meerfrau erzählte, ihre Eltern, ihre Brüder und der Paco-Fisch würden bald nach ihr suchen, und das Meer selbst werde ansteigen, um ihr zu helfen. Deshalb floh der König mit ihr und seinem gesamten Hofstaat in die Berge, als wirklich das Wasser immer höher stieg; aber nach einiger Zeit wurde der Paco-Fisch seines Suchens müde, und das Wasser verlief sich. Nun war die Meerfrau endlich bereit, den König zu heiraten, und beide zogen in die Ebene zurück, die noch kurz zuvor überflutet gewesen war.

Ein Häuptling vom Stamm der Ouhus fand, als er sich verheiraten wollte, keine Frau, deren Rang ihm hoch genug war. Da hörte er von der lieblichen Ko-le-a, einer vorzüglichen Schwimmerin und Taucherin, die auf der Mani-Insel lebte. Obwohl sie gelobt hatte, den großen Wassergott Kanehuli-Koa zu heiraten, gelang es den Ruderern von Häuptling Lolla-le, sie durch eine List in ihre Gewalt zu bringen, und sie erklärte sich bereit, den mächtigen Stammesherrn zu heiraten.

Wie nicht anders zu erwarten, findet man auf Hawaii, dessen Küsten reich an Haifischen sind, viele Legenden über Haie, Haigötter und Haigöttinnen. Eine berichtet vom König Hai von Hawaii und Maui, der mehrere Meereshöhlen besaß, in denen er wohnte. Er konnte Menschengestalt annehmen, und eines Tages ging er in der Verkleidung eines gutaussehenden jungen Mannes an die Küste und machte sich mit einem jungen Mädchen bekannt, dessen Schönheit ihm schon lange gefallen hatte. Sie heirateten, und das Mädchen wußte nichts über das wahre Wesen ihres Mannes. Aber kurz bevor sie ein Kind gebären sollte, enthüllte

der Haikönig ihr sein Geheimnis und weissagte, der Knabe werde in der Lage sein, seinen Körper zu verwandeln; aber er dürfe nie und unter keinen Umständen tierisches Fleisch essen. Der kleine Nanaue schien ein völlig normales Kind zu sein, nur trug er ein zusätzliches Haifischmaul auf dem Rücken. Die Familie konnte diesen Umstand erfolgreich verbergen, und alles wäre sicher gutgegangen, hätte nicht der Großvater dem Jungen einmal Fleisch zu essen gegeben, das dieser sofort gierig verschlang. Und als er nun heranwuchs, war ihm tierisches Fleisch allein nicht mehr genug, und Kinder und dann auch Erwachsene begannen heimlich zu verschwinden, wenn sie sich ohne Begleitung an die Küste wagen. Schließlich entdeckte man Nanaues abartige Freßlust, fing und band ihn und verurteilte ihn zum Tode. Er konnte jedoch die Fesseln sprengen, stürzte ins Meer und verwandelte sich in einen Hai. Da bat der Häuptling der Insel den Haikönig um Hilfe, und dieser befahl seinem Sohn, eine andere Gegend aufzusuchen, und verordnete, jeder dürfe ihn töten, wenn er noch einmal ein menschliches Wesen fressen sollte. Gehorsam verließ Nanaue den Ort seiner Untaten; seine üble Freßlust konnte er jedoch nicht aufgeben, und schließlich wurde er nach einem schrecklichen Kampf getötet.

In einem tragischen Volksmärchen aus Hawaii, das vom Scheitern der jungen Liebe zwischen dem Mädchen Kaala und dem Krieger Kaaialii erzählt, taucht wieder ein Haigott auf. Ein grausamer Bewerber wollte Kaala heiraten, aber ihr junger Liebhaber erschlug ihn. Da schleppte Oponiu, der böse Vater des Mädchens, der ihn nicht leiden mochte, seine Tochter aus dem Hause fort, um sie mit dem Haigott im Meer zu vermählen. Der tapfere junge Krieger überwand jedoch alle Gefahren und folgte seiner Geliebten bis zu einer Höhle im Meer. Auch ihr Vater besaß dort eine Höhle, in der er mit Fischgöttern zusammen lebte, und der Jüngling mußte erst ihn töten, bevor er Kaala retten konnte. Er trug sie auf sichere Land hinauf, aber dort starb sie in seinen Armen. Seine Freunde baten ihn, er solle nun bei ihnen bleiben, aber er antwortete: «Wenn ich meine Augen schließe, sehe ich sie in all ihrer Schönheit. Deshalb laßt mich meine Augen für immer schließen.» Sobald er dies gesagt hatte, erschlug er mit einem geschickten Schlag seinen Kopf an einem Stein.¹⁹

Eine Seejungfrau von den Philippinen soll eine fischschwänzige Dame mit goldenem Haar sein, die meistens müde ist und dann gern an schattigen Stellen der Küste schläft. Wer sicher sein will, daß all seine Pläne, besonders solche, die mit dem Wasser zu tun haben, in Erfüllung gehen, muß dieser Seejungfrau drei Haare entreißen, während sie dort schlafend liegt. Und wenn das einem gelungen ist, muß er über die Tat völliges

Stillschweigen wahren; nur dann hat er, zu seinem eigenen Besten, die Seejungfrau unter Kontrolle.

Es gibt in den Volksüberlieferungen der Südsee noch viele Legenden von Seejungfrauen und anderen Wasserwesen mit Schwimmhäuten an den Füßen, von fischschwänzigen Menschen und Gottheiten. Aber es bedürfte vieler langer Fors herleben, um sie alle zusammenzutragen.

12

Die Seejungfrau in der Kirche

Wir wiesen schon einmal darauf hin, daß die Seejungfrauen lange Zeit von der Kirche nicht nur geduldet, sondern sogar gefördert wurden. Damals waren die alten Kirchenväter der Meinung, die Laien ihrer Zeit könnten ebensoviel von diesen unchristlichen Wesen lernen wie von anderen mythischen und wirklichen Tieren; deshalb findet man die Seejungfrauen überall in Europa in Kirchen und Domen. Als Gegenstand von Bildschnitzereien erfreuten sie sich ganz unbestritten der größten Beliebtheit.

Die Bildschnitzer empfingen die Anregungen für all die phantastischen Gestalten, von denen mittelalterliche Schnitzereien überquellen, vor allem aus Bestiarien, sofern sie sich nicht ganz auf ihre eigene starke Einbildungskraft verließen. Fast immer zeigten sie die Seejungfrauen mit allen Attributen, welche die Sirenen von Physiologus und seinen Nachfolgern bekommen hatten, inmitten einer riesigen Schar von zusammengesetzten Wesen: Drachen, Basilisken, Greifen usw.

Die vielen tausend Schnitzwerke, die eine unwahrscheinliche Vielfalt biblischer, mythologischer, symbolischer und alltäglicher Dinge darstellen, dienten den nicht des Lesens Kundigen als eine Art Bilderbuch der kirchlichen Lehren und waren auf diese Weise für die geistliche Bildungsarbeit von großem Nutzen. Bischof Durandus von Mende schrieb um 1270 in seinem «Rationale»: «Bilder und Schmuck in den Kirchen sind die Bibeltexte und Lehrbücher der Laien . . . Was ein Lesekundiger den Schriften entnehmen kann, das lernen die, welche zwar nicht lesen, aber sehen können, von den Bildern in unseren Kirchen.»

Aber viele bedeutende Kirchenmänner wetterten gegen die außergewöhnliche Buntheit der Bildwerke, mit denen die Künstler der damaligen Zeit die Kirchen zu verschönern suchten. Bernhard von Clairvaux, «der letzte Kirchenvater», befürchtete, diese Werke könnten die Mönche aus ihrer Beschaulichkeit herausreißen: «Was sollen uns in den Klöstern diese lächerlichen Ungeheuer, scheußlichen Schönheiten und schönen Scheußlichkeiten, welche die Augen der Brüder ablenken, wenn sie lesen sollten? In endloser Reihe gibt es überall solche Gestalten, so daß es weit ergötzlicher ist, nicht in Büchern, sondern in diesen Steinwerken zu lesen, und den Tag nicht mit Gedanken über die Gesetze Gottes, sondern mit der Bewunderung dieser Seltsamkeiten hinzubringen.»

Ein unbekannter Verfasser schrieb im frühen 13. Jahrhundert eine Streitschrift «Pictor in Carmine», in der er die Kirchenkünstler zu überzeugen suchte, sie sollten alle mythischen Themen aus ihren Bildwerken verbannen und sich lieber mit den Gegenständen der Heiligen Schrift befassen. Das Vorwort beginnt mit der Mahnung:

«Erfüllt von Trauer darüber, daß im Heiligtum Gottes närrische Bildwerke zu finden sind, welche eher als ungestaltete Scheußlichkeiten denn als wahrer Schmuck anzusehen sind, wünsche ich, der Verstand und die Augen der Gläubigen seien auf würdigere und nützlichere Weise beschäftigt. Ich bilde mir nicht ein, es werde leicht sein, solche sinnlosen Bilder ein für allemal aus den Kirchen zu verbannen, . . . aber ich glaube, man sollte den Künstlern raten, daß sie sich zumindest nur an einer Art von Bildern ergötzen: solchen nämlich, welche, als Bücher der Laien, den Ungebildeten göttliche Dinge nahebringen können . . .»

Danach gibt der Verfasser 138 Beispiele für biblische Ereignisse, die sich für kirchliche Bildwerke eignen; der Geschmack, den er bei dieser Auswahl an den Tag legt, beweist eine beinahe dichterische Einbildungskraft, wie sie nur unter Menschen entstehen konnte, die seit vielen Generationen entschlossen waren, immer und überall Christus zu entdecken.¹

Aber kehren wir zu unseren Seejungfrauen zurück: Eine Erklärung, warum sie in Kirchen von Cornwall häufig zu finden sind, soll von Pfarrer Hawker stammen, jenem Vikar von Morwenstow, über dessen Seejungfrauendarstellung wir im VII. Kapitel berichteten. Bemerkenswerterweise bezieht sich Hawker überhaupt nicht auf die Bestiarien; vielmehr schreibt er:

«Die Fischer, die unsere Kirche gründeten, verließen die Seen Galiläas, um nach Menschen zu fischen. Deshalb sind auch wir, die wir Gott am Taufbecken dargebracht werden, Kinder des Wassers. Und deshalb bezog sich aller frühe Schmuck der Kirche aufs Meer und wurde von ihm

hergeleitet. Die Bildhauerarbeiten auf alten Steinbögen bildeten das Meer und seine Wesen nach; Fische, Delphine, Wassermänner und Seejungfrauen erschienen darauf und wurden später dann immer wieder in Holz und Stein nachgebildet.»²

Die neuere Forschung bestätigt: Fast alle Kirchen an den Küsten von Cornwall wurden von Fischern für Fischer gebaut; und sie kannten alle Überlieferungen über Wassermänner und Seejungfrauen und glaubten fest daran.

Diese zwei Erklärungen reichen aus, um die Existenz von Seejungfrauen in jenen Kirchen zu begründen, welche in der Nähe des Meeres errichtet sind. Aber sie betreffen nicht die vielen Seejungfrauen, deren Gestalten, in Stein und Holz, weit entfernt von ihrer natürlichen Umwelt verewigt wurden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die meisten mittelalterlichen Künstler, die an Kirchen im Binnenland arbeiteten, und auch die Gläubigen, die dann ihre Bilder betrachteten, niemals in ihrem Leben das Meer gesehen hatten. Obwohl jeder von ihnen sicherlich eine oder gar mehrere Legenden über Seejungfrauen kannte, gehörten diese doch nicht so zum «täglichen Leben», wie man das von den Fischern aus Cornwall annehmen kann.

Wahrscheinlich stammten, in Kirchen im Inland, die Seejungfrauen ausschließlich aus den Bestiarien, in denen sie als Symbol der verderblichen Verführung durch das Fleisch fungierten. Vielleicht waren sie zugleich auch ein Symbol für die Abtötung des Fleisches, denn darüber dachte man damals eingehend nach. In diesem Falle wären die Seejungfrauen ein Zeichen der Erinnerung an jene Genüsse gewesen, die nicht nur verboten, sondern völlig unerreichbar waren.

Die «gewöhnlichen Menschen» des Mittelalters glaubten, daß es Seejungfrauen gebe. Dieser Glaube und die Freiheiten, die man mittelalterlichen Künstlern bei ihrer Motivwahl ließ, können fast alle Seejungfrauen in Kirchen erklären. Wer in sich den Drang verspürte, eine Seejungfrau abzubilden, konnte seine Vorstellung sehr wohl in Holz oder Stein verwirklichen, ohne dabei gleich symbolische Hintergedanken zu haben.

Der lebendige, offene und manchmal sehr unfrome Humor in vielen doppelsinnigen und satirischen Meisterwerken mittelalterlicher Kunst beweist, daß die Kirchenoberen ihren ergebenen Kirchenbauern erstaunlich viel Spielraum ließen; möglicherweise als Ausgleich für ihre um vieles ernsthaftere Arbeit, die sie ja auch zu tun hatten, wenn ein schönes und würdiges Gebäude zur Ehre Gottes zu errichten war.

Der durchaus weltliche Charakter vieler Bildwerke in mittelalterlichen Kirchen vermag immer wieder Besucher aus unseren Tagen zu ver-

blüffen, die sich längst an die modernen Kirchenbräuche gewöhnt haben. Aber eine Kirche war damals ja nicht nur für zeitlich weit auseinanderliegende Gottesdienste und ein paar besondere Gelegenheiten wie Taufen, Heiraten und Begräbnisse gebaut: die Gemeindekirche war der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Sie wurde von allen erhalten und sorgte für die Kranken und Elenden; das Gebäude diente als Versammlungshalle des Gemeinderates und der Gilden; und in einigen Kirchen braute man sogar Starkbier, verkaufte es zum Besten der Kirchenkasse und schenkte es gar bei Tänzen und anderen weltlichen Vergnügungen auf dem Kirchhof aus.³

Die Kirchenoberen von St. Lawrence in Reading zahlten 1506 einem Mann namens Macrell vier Pence dafür, «daß er die Kirche wieder gesäubert hatte nach einer Trinkerei in besagter Kirche». Und von St. Edmunds in Salisbury empfing der Mesner William 1490 acht Pence für eine «Reinigung der Kirche nach dem Maitanz», woraus wir mit Sicherheit schließen dürfen, daß damals ein heidnischer Tanz im Kirchenschiff stattfand.⁴

Da die Kirchen also für recht profane Dinge und nicht nur zum Gottesdienst benutzt wurden, waren Seejungfrauen dort gar nicht so fehl am Platze; besonders gelegentlich eines Maitanzes, denn wir wissen, wie sehr sie das Tanzen, besonders natürlich vor dem Ausbruch eines Sturmes, liebten. Außerdem wird wohl mehr als eine Seejungfrau sich voll Gram, daß sie keine Seele besaß, und in dem Bemühen, auf irgendeine Weise doch noch eine zu bekommen, in einer christlichen Kirche recht wohl gefühlt haben. Wir erinnern uns, daß eine Seejungfrau aus Edam getauft wurde, dem Kreuz alle gebührende Ehrerbietung erwies und schließlich ein christliches Begräbnis bekam.

In englischen Kirchen sind Seejungfrauen am häufigsten in die Enden von Dachbalken geschnitzt, sowie auf Misericordien und auf die Lehnen des Kirchengestühls. Aber oft findet man sie auch an anderen Stellen: in der Kathedrale von Hereford, zum Beispiel auf einer Weltkarte aus dem 13. Jahrhundert und auf dem Zifferblatt einer Sonnenuhr; aber auch auf Rahmen und Türen, einem Tympanon, auf Türknöpfen und Türangeln, und sogar auf der Spitze eines Kreuzes. Die einzige Stelle, an der wir nirgends eine finden konnten, waren die Taufbecken.

Aber auch die Art, in der sie abgebildet wurde, ist sehr unterschiedlich. Wir haben den Gestaltwandel der Sirene von der Vogelfrau zur fischschwänzigen Seejungfrau verfolgt und haben gesehen, daß sie in lateinischen Bestiarien bisweilen als Übergangsform dargestellt wurde: zugleich als Frau, Vogel und Fisch. Häufig erscheint sie auf Schnitzereien

in dieser merkwürdig zusammengesetzten Gestalt; nur äußerst selten aber als echte Vogelfrau.

Im allgemeinen zeigen die Seejungfrauen die Gestalt, in der wir sie uns heute vorstellen: sie sind Frauen mit Fischeschwänzen. Meistens halten sie Kamm und Spiegel in den Händen, aber manchmal statt dieser auch einen Fisch. Dann ist der Fisch ein Sinnbild des christlichen Glaubens: er ist die Seele, die nun den Verlockungen einer Seejungfrau verfallen ist, denn als Sirene verkörpert sie ja die Fleischeslust.

Mitunter findet man auch eine Seejungfrau ohne Kamm und Spiegel. Es gibt jedoch nur wenige Beispiele dafür, daß Seejungfrauen Musikinstrumente spielen. Manchmal sind sie von Wassermännern begleitet; einen einzelnen Wassermann findet man dagegen in einer Kirche nur selten.

Sehr merkwürdig ist ein Bildwerk, auf dem eine Seejungfrau einen Löwen säugt; wie die beiden Wesen so zusammenfanden, ist heute nicht mehr zu erklären. Der Schlüssel lag wohl in einer Legende, die mittlerweile vergessen ist, oder in einer verlorengegangenen alten Schrift. Es ist möglich, daß wir hier ein Bindeglied zum Artemiskult vor uns haben: Artemis wurde von ihren frühzeitlichen Verehrern ja oft als Göttin der Seen und Flüsse betrachtet⁵, und eine altgriechische Vase aus Böötien zeigt, wie sie ihre Arme segnend über zwei Löwen ausstreckt. Sie trägt ein engsitzendes Gewand, auf dessen Unterteil das Bild eines großen Fisches sie deutlich als Herrin des Wassers bezeichnet; und zu beiden Seiten ihres Kopfes fliegen Wasservögel. Möglicherweise ist jene Seejungfrau, die den Löwen säugt, eine letzte verwischte Spur dieses alten Glaubens, welcher Fisch und Löwe mit der Göttin Artemis auf einer böotischen Vase vereinte.⁶

In einer oder der anderen Gestalt erscheinen Seejungfrauen auf fast allen größeren Flächen einer Kirche, die je ein Künstler auszumücken hatte. Nur auf Deckengemälden fanden wir in britischen Kirchen keine einzige. Das ist jedoch wenig verwunderlich, denn die mittelalterlichen Maler wählten für die Decke am liebsten biblische Szenen und Gestalten; der Tag des jüngsten Gerichtes war immer der beste Gegenstand für solch eine Aufgabe. Auf dem europäischen Festland besteht die katholische Kirche nunmehr ununterbrochen seit fast zweitausend Jahren; in ihrem Bereich blieb die mittelalterliche Kunst erhalten. In England und Schottland dagegen richteten die Reformation und manche spätere «Reinigungswut» viel Schaden an. Was für herrliche und aufschlußreiche Wandbilder früher gemalt wurden, zeigt Tafel 9a. Im Gewölbe einer Kirche in Gjerrild auf Jütland wird die Schöpfung dargestellt in dem

Augenblick, als Gott verschiedene Arten von Fischen und auch die Seejungfrauen erschuf. Auf dem Gemälde ist klar zu erkennen, daß die Seejungfrauen, wie es sich gehört, eine betende Haltung einnehmen. Kunsthistoriker versichern, dies Bild aus der Zeit um 1500 sei eine schlichte, realistisch gemeinte Darstellung, ohne symbolischen Hintersinn.

Eine Seejungfrau erscheint mit ihrem Gefährten, offenbar einem Meerentauren, auf dem Wandgemälde einer anderen jütländischen Kirche, in Raaby (Tafel 9c). Und auf einem Wandbild einer Kirche in Vigersted in Seeland ist eine zweischwänzige Seejungfrau mit düsterem Gesichtsausdruck zu sehen, die ihre langen Haare fest in beiden Händen hält (Tafel 9b).

Die englischen Reformatoren suchten, in der Nachfolge Heinrichs VIII., ihre Lösung von Rom durch Bilderstürmerei und Kirchenplünderung zu erweisen. In den Tagen Elizabeths I. schlossen sich die Puritaner dieser Bewegung an und zerstörten alle Bilder, die an «Götzendienst» oder Katholizismus erinnerten. Diese Zerstörungswut erreichte unter Cromwell ihren Höhepunkt: zu seiner Zeit war jede Kunst als solche schon verächtlich. Heute können wir kaum auch nur ahnen, was die englischen Kirchen damals alles verloren haben, so gründlich vernichteten die Puritaner alle Spuren des «Irrglaubens»; von ihnen war nicht zu erwarten, daß sie dabei vor dem Bild eines so lebenslustigen und heidnischen Wesens wie der Seejungfrau haltmachten.

Mittelalterliche Steinmetze fügten an dem Punkt, wo zwei Bögen zusammenstießen, gerne Schlußsteine ein, die dazu dienten, vor den Augen der Beschauer zu verbergen, daß die Rippen gewöhnlich meist nicht sehr gut ineinander paßten. Da diese Steine meistens sehr schön ausgestaltet waren, machten sie den Verbindungspunkt dann doch sehenswert.

Im allgemeinen ließen die Künstler ihrer Phantasie ganz besonders freien Lauf, wenn es um die Gestaltung solcher Schlußsteine ging. Natürlich wurden die meisten zu feingeschnitzten Köpfen von Königen, Königinnen, Heiligen, Äbten usw.; aber in vielen Kirchen spötteln, grinsen und geifern sie recht beunruhigend auf die Gemeinde hinab. In diesen kuriosen Gruppen ernsthafter Porträts und grinsender Fratzen findet man häufig auch unsere Meereswesen: Vogel-Fischfrauen, Seefrauen mit und ohne Spiegel und Kamm (Tafel 13a), und Wassermänner.

Erst spät, im 13. Jahrhundert, kam man auf den Gedanken, im Kirchenschiff Bänke aufzustellen, und erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts war festes Gestühl in den Kirchen einigermaßen eingeführt. Die frühesten Sitzgelegenheiten waren schlichte Eichenbänke, aber im 15. Jahrhundert waren sie schon schöner ausgeschmückt; seit jener Zeit finden wir

Tiere, groteske Köpfe und ganze Gestalten und Szenen in die Lehnen der Bänke geschnitzt. Oft folgten die mittelalterlichen Künstler hier ganz allen Launen ihrer Phantasie, und mit den ergötzlichsten Ergebnissen. Tafel 7 b zeigt eine Banklehne aus der Kirche von Zennor in Cornwall; die Seejungfrau auf der Schnitzerei hält Kamm und Spiegel in Händen, und ihre langen Haare wallen bis zu den schlanken Hüften hinunter.

Noch 1958 erfuhr ein englischer Forscher von einem Gärtner des Ortes eine interessante Einzelheit dazu: als er ihn fragte, wie denn die Seejungfrau in diese Kirche gekommen sei, erwiderte der Gärtner: ihm scheine das gar nicht ungewöhnlich, denn sie habe in der Tat für ihn eine «geistliche Bedeutung». Der Mann erzählte von einem Passionsspiel aus der Gegend, in welchem der gelehrte Doktor, den Kaiphas dazu bestimmte, mit Christus zu disputieren, schließlich zugeben muß, daß das Wesen Christi in zwei Welten liegen könne. Der Gärtner zitierte aus diesem Stück: «Zur Hälfte ist die Seejungfrau menschlich; sie ist eine Frau vom Kopf bis zum Leib. Genauso ist's mit Jesus.» Das bedeutet: Jesus ist zur Hälfte Gott und zur Hälfte Mensch; warum soll es dann kein Wesen geben, das zur Hälfte Fisch ist?

Die Priester und Mönche im Chor der Kirche mußten, wie die Gemeinde, in früheren Zeiten während des ganzen Gottesdienstes entweder stehen oder knien; und weil bei allen Gottesdiensten alle anwesend sein mußten, kam das wahrscheinlich die älteren geistlichen Herren hart an. Die Erfindung der Misericordien brachte da auf eine elegante Weise einige Erleichterung. Misericordien waren Klappen, die eine sehr schmale Sitzfläche boten; heruntergeklappt, wie heute Theatersitze, konnte man halb stehend, den Körper ein wenig unterstützen. Die Älteren werden das sehr hilfreich gefunden haben; und die Kirchenregel, welche verlangte, daß alle Priester während des Gottesdienstes standen, war nicht gebrochen (misericordia heißt Mitleid). Diese Sitzklappen waren im allgemeinen sehr schön mit viel verschiedenartigem Schnitzwerk verziert.

Wir finden dort die erstaunlichsten Motive und Szenen verewigt; wahrscheinlich zeigten sich gerade hier die mittelalterlichen Künstler von ihrer menschlichsten Seite, und Wesen aus Bestiarien sind dort besonders häufig anzutreffen.

Eines der schönsten Misericordien aus Chichester in Sussex ist eine selten schöne Schnitzarbeit aus dem 14. Jahrhundert: ein Wassermann. Sein Körper ist nicht zu sehen, aber das bärtige Gesicht ist fein geschnitten und seine Arme sind, zu unserer Verblüffung, von den Ellbogen an in enge Ärmel gehüllt. Sein schuppiger Schwanz ringelt sich unter sein Kinn, und das Ende hält er mit der linken Hand fest (Tafel 12 b).

In Norwich findet man eine Seejungfrau, die gelassen einen Löwen säugt (Tafel 13 b), und in Hereford, Nantwich und Carlisle gibt es Seejungfrauen im Übergangsstadium von der Vogelfrau zur fischschwänzigen Sirene (Tafel 12 c).

Wir kennen nur ein einziges Beispiel dafür, daß eine Seejungfrau auf einem Kreuz abgebildet ist: dieses herrlich geschnitzte Stück aus Campbelltown in Argyllshire stammt aus dem 14. Jahrhundert (Tafel 7 a) und soll an zwei Mönche oder Priester erinnern. Man fragt sich, ob die hübsche kleine Seejungfrau, die fröhlich ihren Schwanz schwingt, vielleicht den Sieg der Mönche über die Fleischeslust darstellt?

Eine besonders merkwürdige «Seejungfrau» ist auf einem steinernen Tympanon an der sächsischen Kirche von Long Marton in Westmoreland zu sehen. Man vermutet nämlich, sie sei gar keine heidnische Seejungfrau, sondern St. Margarete, eine christliche Märtyrerin, die im dritten Jahrhundert nach Christus in Kleinasien lebte. Ihre Geschichte und die verschiedenen Erklärungen ihrer Seejungfrauengestalt verdienen eine genauere Betrachtung.

Die «Seejungfrau» auf dem Tympanon besitzt einen riesigen, knöchigen Schwanz und hebt ihre Arme zum Himmel. An ihrer rechten Seite ist ein Kreuz und an ihrer linken ein Drachen zu sehen: die Heilige Margarete galt als eine große Drachentöterin. Über ihr hängt eine schwere Keule, mit welcher St. Jakob, ebenfalls ein Märtyrer aus dem dritten Jahrhundert und aus Kleinasien, angeblich zu Tode geschlagen wurde. Eine Liederhandschrift aus Auchinleck berichtet in Versen über St. Margaretes Begegnung mit einem Drachen:

Jungfrau Margarete dann
blickt auf ihre Seite,
wo ein grimmer Drachen
gleitet um ein Felsstück.
Augen glotzen furchtbar,
Maul ist schrecklich groß,
Margaret kann nirgends hin,
kann nur stehend harren.

Jungfrau Margarete
steht ganz steinern still,
und der grimme Wurm
kriecht zu ihr heran,

nimmt sie in sein stinkend Maul,
schlingt sie ganz hinunter.
Plötzlich aber birst er:
Schaden nahm Margrete nicht.

Jungfrau Margarete
steht hoch auf dem Drachen,
leicht ist nun ihr Herz,
fröhlich ist ihr Sinn.⁷

Die heilige Margarete war die Tochter eines heidnischen Priesters, bekehrte sich aber zum Christentum und war vielen schrecklichen Versuchungen ausgesetzt, die sie ihrem neuen Glauben wieder abspenstig machen sollten. Der Böse selbst erschien ihr in Gestalt eines Drachens und versuchte, sie zu verschlingen. Aber sie berührte ihn nur mit ihrem Kreuz, und da konnte er nichts ausrichten. Sie mußte dann fürchterliche Foltern überstehen, zu denen der römische Präfekt Olybius, der sich in sie verliebt hatte, die Heilige verurteilte: er versuchte auf die grausamste Weise, sie zu zwingen, ihrem Christentum abzuschwören. Im Jahre 278 wurde sie schließlich geköpft.

Bei einer der schrecklichen Quälereien, die sie überstehen mußte, wurde sie stramm gefesselt und in einen Wassertank geworfen, aber kaum war dies geschehen, da brach ein schreckliches Erdbeben herein. Ihre Ketten zerbarsten, und unverletzt tauchte sie aus dem Wasser hervor. Wegen dieses Wunders bekehrten sich auf der Stelle zwölftausend Menschen zum Christentum.

Man kannte die Heilige auch als «Marina» (von *mare* = Meer). Die Seejungfrau auf dem englischen Tympanon kann sehr wohl eine symbolische Darstellung des Triumphs dieser Heiligen über die Kraft des Wassers sein. Aber es wäre auch denkbar, daß der Satan, nachdem er sie selbst nicht verschlingen konnte, einsah, welch ein kostbarer Zuwachs diese nicht zu verderbende Frau für seinen Hofstaat sein könnte; und daß er sie in Versuchung führte, eine Seejungfrau zu werden, um an allen Kräften und Vergnügungen seiner Untergebenen teilzuhaben. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß der kluge Fürst der Finsternis einen derartig ungeschickten zweiten Versuch unternahm. Vielmehr spricht vieles dafür, daß unsere Bildhauerarbeit die Jungfrau Margarete in dem Augenblick zeigt, als sie den Seejungfrauenschwanz, den Satan ihr anbot, abwirft und auch aus diesem Abenteuer als die Heilige, die sie nun einmal war, hervorgeht.

Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß man früher häufig eine Seejungfrau mit der heiligen Margarete verwechselte. Standbilder der schaumgeborenen Aphrodite, der Atargatis oder der Derceto, die sich über einen Fisch oder Drachen erhebt und das Zeichen der Reinheit, die Taube in der Hand trägt, können in späteren Zeiten leicht als solche der Heiligen Margarete verstanden worden sein. Das wäre ein weiterer Grund, weshalb die Seejungfrauen so lange im Bereich der Kirche fortgelebt haben.

13

Auf Wappen, Geschäftszeichen, Landkarten, Münzen und Briefmarken

Die Einbildungskraft des mittelalterlichen Menschen beschäftigte sich gerne mit Wappendarstellungen. Man liebte heraldische und andere symbolische Verzierungen auf Fahnen, Schilden, Helmschmücken und Waffenröcken: dort konnte sich die mittelalterliche Freude an Formen und Farben richtig ausleben.

Da zu jener Zeit die Seejungfrauen weit bekannt waren und von allen Künstlern oft und gerne dargestellt wurden, finden wir sie natürlich auch in den Werken der Wappenkünstler. Im Mittelalter, aber auch später noch, nahmen viele britische Familien, Städte und Stände eine Seejungfrau in ihr Wappen auf. Leider erlaubt es uns der Raum nur, wenige ausgewählte Beispiele für Seejungfrauen auf Wappen anzuführen.

Im Wappen der Ellis of Glasfryn aus Merioneth gibt es eine Seejungfrau mit Kamm und Spiegel; in der Familie Balfour of Burleigh sitzt die Seejungfrau auf einem Felsen und hält in der rechten Hand den Kopf eines Otters und in der linken den eines Schwans. Da ein Schwan und ein Otter einen Baron von Balfour sehr unterstützten, mußten Kamm und Spiegel der Seejungfrau ihnen weichen. Im Wappen des Lord Lyttelton sehen wir zwei Wassermänner mit Dreizack und einen ohne Dreizack in dem des Earls of Sandwich. Ein Triton und eine Seejungfrau erscheinen zusammen im Wappen der Campbells of Ardkinlas.

Michael Drayton, ein englischer Dichter aus der elisabethanischen

Zeit, spielt in seiner «Ballade von der Schlacht von Agincourt» auf eine Seejungfrau an, die im Wappen der Familie Cardigan erschien:

Cardigan zog als nächster in den Kampf
mit einer Seejungfrau, die schön auf einem Felsen saß.

Eine Seejungfrau mit Kamm und Spiegel findet sich auf Wappenkronen von Wallop, dem Earl of Portsmouth, Lord Byron, Rutherford und den Sippen Byron und Class. 1611 wurde sie auch der Familie Newman aus Cheltenham verliehen; bei der Familie Meopham aus Kent trägt sie eine Krone auf dem Kopf und hält ein Bündel See gras in der linken Hand, bei der Familie Balfour den Kopf eines Wildschweins.

Auf der Wappenkrone der Cussacks weicht die Seejungfrau weit von allen Überlieferungen ab: sie hält in der Linken ein Schwert und in der Rechten ein Zepter. Und für Sir George Francis Bonham trägt sie in der Linken einen Korallenweig und in der Rechten einen Spiegel. Mit einem Schwert ist sie für die Familie Murray bewaffnet, und auf der Wappenkrone der Thornes aus Melverley in Shropshire erhebt sie sich aus dem Meer, während ein Delphin ihre linke Hand verschlingt.

Sir William Brivere, der im Jahre 1226 starb, war einer der ersten in der britischen Wappengeschichte, der eine Seejungfrau in sein Siegel aufnahm.

Der Schwarze Prinz führte in seinem Testament aus dem Jahre 1376 jedoch schon eine Menge von «Zeichen» auf, die er als Wappen benutzt hatte; seinem Sohn hinterließ er «die Goldstickerei mit den Seejungfrauen aus dem Meer».

Seejungfrauen erscheinen auch auf vielen Stadtwappen. So stützen zwei das Wappen der Stadt Boston in Lincolnshire. Diese Komposition wurde von Wappenmeister Clarenceux im Jahre 1568 urkundlich zugelassen und bestätigt. Die Seejungfrauen erheben sich aus dem Meer (Zeichnung 7), und eine alte Überlieferung behauptet, sie trügen Kronen, um an die Verbindungen der Stadt mit Anne Boleyn und Prinzessin Mary, der Herzogin von Norfolk, zu erinnern.¹ Das Wappen der Stadt Liverpool wird von einem Wassermann getragen. Er bläst ein Muschelhorn und hält einen Hirsch in der linken Hand.

Im Jahre 1694 bat die königliche Feste Montrose den Wappenmeister Lord Lyon aus Schottland um ein Stadtwappen und bekam es verbrieft: der Schild war von zwei fröhlichen Seejungfrauen getragen, was um so passender erscheint, da Montrose ja eine Hafenstadt ist. Aber da im 16. Jahrhundert dieser Teil Schottlands in heftiger Weise von Protestan-



7 Seejungfrauen als Wappenträger; Boston (Lincolnshire)

tismus und Bilderstürmerei erfaßt wurde, berührt es doch merkwürdig, daß auch im Jahre 1694 die Stadtväter immer noch die lusternen Wesen aus dem Mittelalter im Wappen behalten wollten. Aber dabei blieb es, und die Seejungfrauen wurden auch im Jahre 1952 wieder neu eingetragen. Weil die Akten von Montrose über die Bedeutung der Seejungfrauen im Stadtwappen nichts verraten, gibt es heute mehrere Erklärungen dafür. Eine behauptet, die Seejungfrauen seien wegen eines Hügelns an der Küste dort hineingekommen, den man den Seejungfrauenhügel nennt. Schon aus dem Jahre 1694 ist verbürgt, daß am Seejungfrauenhügel ein Schiff Ballast ablud. Aber die Wappenbücher von Rothesay und Lord Lyon widersprechen dieser Meinung. Lyon schreibt:

«Ich glaube kaum, daß die Träger-Seejungfrauen etwas mit dem Seejungfrauenhügel zu tun haben. Aber der Name der Gemarkung läßt vermuten, daß es in Montrose eine Überlieferung über solche Wesen gab; es scheint, als ob dort ein Seewesen an Land gegangen wäre. Mein Eindruck ist, daß die Träger-Seejungfrauen damals ins Wappen aufgenommen wurden, weil sie schon in einem früheren Wappenbrief von 1672 auftauchten. Aller Wahrscheinlichkeit nach fand man sie ursprünglich auf Schnitzereien und Gemälden im Stadthaus von Montrose.»

Die Stadtväter von Montrose kamen niemals auf den Gedanken, ihre Seejungfrauen aus dem Wappen zu verbannen; in Newport in Mon-

mouthshire dagegen erhob sich ein Sturm der Entrüstung, als Seejungfrauen ins Stadtwappen aufgenommen werden sollten.

Im Jahre 1957 beschloß der Stadtrat, es sei an der Zeit, das alte Wappen neu zu gestalten; als Wappenträger wollte man Löwen, Einhörner oder dergleichen neu einführen und bat eine Gruppe von Wappenspezialisten um Entwürfe. Die einzige Zeichnung, welche die Stadt daraufhin bekam, zeigte das Stadtwappen, getragen von zwei fülligen Seejungfrauen. Die Wappenkomposition stellte nun, wie die Fachleute erklärten, Land, Meer und Luft dar; nach ihrer Meinung war das für eine Küstenstadt eine sehr passende Lösung. Aber die Stadträte von Newport zeigten sich empört; sie betrachteten die Seejungfrauen voll Abscheu: «Die ungeschlachteten Wesen, die ich je gesehen habe», seufzte einer. Der Entwurf wurde einstimmig abgelehnt.² Auf unsre Anfrage erklärte der Stadtschreiber von Newport, den Ratsherren hatte die übertriebene «Lebensfülle» der vorgeschlagenen Seejungfrauen ganz und gar nicht zugesagt.

Eine Seejungfrau finden wir dagegen wieder als Wappenträgerin für die *Society of Bristol Adventurers*; die Gesellschaft hat seit alten Zeiten mit dem Meer zu tun. Daß ihre Wahl auf eine Seejungfrau fiel, ist da verständlich; weniger verständlich ist jedoch, warum man beschloß, ihr einen Satyr zuzugesellen, der ihr beim Halten des Schildes hilft. Die Seejungfrau trägt Kamm und Spiegel in einer und einen Anker in der anderen Hand. – Die Stadt Poole in Dorset betonte ihre Verbundenheit mit der See, indem sie einen Delphin auf ihr Wappenschild und eine Seejungfrau mit einem Anker und einem Spiegel in die Wappenkrone setzte.

Wappenträger, die besondere Beachtung verdienen, sind ein Wassermann und eine Seejungfrau im Wappen der Fischhändlergilde der Stadt London. Am 17. Dezember 1575 bestätigte Königin Elizabeth I. diese Wahrzeichen; der farbenfreudige Entwurf wird noch immer im Stammhaus der Gilde aufbewahrt. Der Wappenschild wird rechts von einem bärtigen Wassermann getragen, der einen Helm aufhat und ganz in eine Rüstung gekleidet ist, die seinem schuppigen Schwanz vorzüglich ansitzt; in der rechten Hand hält er ein *fauchon*, eine mittelalterliche Art von Speer mit einer langen, auf einer Seite scharf geschliffenen Klinge. Die linke Seite des Wappenschildes ist der Seejungfrau anvertraut, deren Haare bis zu den Hüften hinunterwallen; sie hält in der linken Hand einen langstielligen, ungeschlachten Spiegel.

Die ehrenwerte Gilde der Fischhändler hat eine lange und bemerkenswerte Geschichte hinter sich. Sie begann als einfacher Interessensverband, empfing ihren ersten königlichen Freibrief aber schon von

Eduard I.; der vierte und zugleich älteste, der uns überliefert ist, trägt immerhin das Datum des 10. Juli 1364.

Die Fischhändler liebten die großen Umzüge. Im Jahre 1293 veranstalteten sie einen Siegeszug zu Ehren Eduards I., der die Schotten geschlagen hatte, und 1312 ließen sie «einen vornehmen Zug von einem Schiff» auf der Themse fahren, um die Geburt Eduards III. zu feiern. Die Gilde spielte weiterhin eine große Rolle bei Umzügen in der Stadt London, und im Jahre 1616 veranstaltete sie für den Oberbürgermeister Sir John Leman ein besonderes Schauspiel. Ein zeitgenössischer Chronist berichtet: «Es gab auch zwei Wassermänner und zwei Seejungfrauen, welche vor dem Zug einherschritten wie ein Kutschengespann, und sie blieben im Zunfthaus als Schmuck.»³ Sicherlich 1761, aber wahrscheinlich auch noch später, führte die Gilde Wassermänner und Seejungfrauen im Bürgermeisterzug auf der Themse mit. In einem Buch aus dem Jahre 1761 finden wir eine Beschreibung dieses Schauspiels, die ein Städter seinem Freund aufs Land schickte: «Der Festzug der Fischhändler bestand aus einer Statue von St. Petrus, die herrlich vergoldet war, einem Delphin, zwei Seejungfrauen und zwei Seepferden, welche einen sehr gefälligen Eindruck machten.»

Im Zunfthaus der Fischhändler gibt es wohl die größte Sammlung von Wassermännern und Seejungfrauen, die man irgendwo zu einer Zeit betrachten kann. Die Wesen erscheinen überall: auf Bildern, Schnitzereien und Glasfenstern; das schönste Beispiel ist jedoch die Stickerei einer Decke, unter welcher tote Mitglieder der Fischhändlergilde aufgebahrt wurden (Tafel 8 b). Diese herrliche Handarbeit wurde um 1500 von Nonnen angefertigt. Nach einer Beschreibung aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts sieht sie so aus: «Die Wappenstützen, ein Wassermann und eine Seejungfrau, sind in ihren natürlichen Farben gestickt. Der Wassermann trägt eine goldene Rüstung, und der Körper der Seejungfrau ist aus weißen Seidenfäden gebildet und herrlich ausgearbeitet: ihre langen Haare bestehen aus Goldfäden, ein schönes Juwel hängt an einer goldenen Kette um ihren Hals, und in ihrem Spiegel ist das Abbild eines Kopfes, welcher der von Christus oder St. Petrus sein könnte, zu sehen.»

Wir wissen, daß einige adlige Familien Frankreichs ihre Stammbäume änderten, um von Melusine abstammen zu können. Natürlich erscheint Melusine im Wappen des Hauses Lusignan; Raymond de Lusignan, der Herzog von Poitiers, hatte sie ja zur Frau genommen. Auf der Wappenkrone derer von Lusignan ist Melusine im Bade zu sehen; mit einer Hand strahlt sie ihr langes Haar, und in der anderen hält sie einen Spiegel.

Auf dem Wappen der Ritter von Nürnberg trägt sie eine Krone und

hält beide Schwänze in ihren Händen fest. Die Wappenkrone einer österreichischen Familie, der Erstenberger, zeigt sie in einer ungewöhnlichen Gestalt: mit Flügeln, aber ohne Arme. Und auf einem Siegel der Familie Van Voorst hält die Seejungfrau sogar eine Tasse in einer Hand.

Wahrscheinlich gibt es aber kaum eine buntere Seejungfrau als jene kleine Dame, die auf einer Illustration in «Froissart's Chronicles» aus dem Jahre 1450 erscheint; sie wurde für Philippe de Commines kopiert und enthält auch sein Wappen. Die Seejungfrau ist nackt bis zu den schlanken Hüften und trägt auf dem Kopf einen roten Putz, von dem ein durchsichtiger, silberner Schleier herunterhängt. Unterhalb der Hüften trägt sie einen strahlend roten Schurz, und darunter ringelt sich ihr langer hellblauer, schuppiger Schwanz mit braunen Vorder- und Hinterbeinen hervor. In ihrer winzigen Hand hält sie eine Standarte, welche die Wappen von Philippe de Commines zeigt. Irgendwie wirkt ihr Gesicht merkwürdig modern, mit den zurechtgezupften Augenbrauen, seiner ovalen Form und dem fröhlichen Ausdruck der Sorglosigkeit.

Eine Seejungfrau ist auch das Wahrzeichen von Warschau. Sie wird als kriegerische Dame mit Schwert und Schild dargestellt und erhielt ihre gegenwärtige Gestalt in einer langen Reihe von Entwicklungsstufen. Polnische Historiker haben sich lange damit beschäftigt, ihren Ursprung zu erforschen; sie vermuten, daß sie entweder aus einem Ritterwappen stammt, auf dem ein Greif oder ein Drache abgebildet war, oder daß sie dadurch zum Wahrzeichen wurde, weil in der Weichsel, an der Warschau liegt, nach dem Volksglauben Seejungfrauen gelebt haben sollen.

Das älteste Siegel der Stadt finden wir auf einem Dokument, in dem die Stadt Warschau einem gewissen Martin im Jahre 1440 freies Geleit zusicherte; wir sehen darauf ein zusammengesetztes Wesen, das einen Vogelkörper besitzt, mit Drachenschuppen bedeckt ist, auf Vogelklauen sitzt und einen Helm trägt. Im 16. Jahrhundert verschwand der Helm, und aus dem Vogelkörper wurde ein Frauenkörper mit Drachenschwanz an den Hüften, mit einem hochgebogenen Echschwanz und den Füßen eines Drachen oder einer Echse. 1662 finden wir die Seejungfrau schließlich in ihrer heutigen Gestalt: zur Hälfte als Frau, zur Hälfte als Fisch und mit Schwert und Schild. Wir sehen sie so auf einer Stadtansicht von Warschau; auf dem Siegel der Stadt erscheint sie jedoch erst wieder im Jahre 1750.

Um 1935 stellte man am Ufer der Weichsel eine Bronzestatue auf, die «Sirene von Warschau»; deren Bild wird seither im Wappen der Stadt geführt (Tafel 16c). Welche enge Bindungen die Polen zu ihrer kriegerischen Seejungfrau haben, zeigte sich im zweiten Weltkrieg. Als die

deutschen Truppen Polen überrannt hatten, malte man diese Seejungfrau an Warschauer Häuserwände: sie war das Symbol des polnischen Widerstandes, und jeder, der beim Malen solch einer Seejungfrau ertappt wurde, mußte mit der Todesstrafe rechnen.

In den Grenzen dieses Buches konnten wir nur wenige Beispiele von Seejungfrauen anführen; aber wahrscheinlich haben sie ausgereicht, zu zeigen, daß die Seejungfrau sich, sobald sie erst einmal in die Heraldik geraten war, plötzlich in sehr merkwürdigen Zusammenhängen und Umgebungen wiederfand. Sie war auf Schilden, Bannern und Waffenröcken dargestellt und nahm so an vielen Schlachten teil. Sie kannte die Spannung der Turniere und die Begeisterung der Zuschauer, und sie spielte auch in den glänzenden Festzügen der Zeit ihre Rolle. Als einige Zeit lang adlige Damen die Familienwappen auf ihrer Wäsche trugen, hatte die Seejungfrau sogar Gelegenheit, ins Innere mittelalterlicher Damengemäcker Einblick zu bekommen.

Geschnitzte oder gemalte Schilder, die auf die Art des Geschäftes hinweisen, dem man unter ihnen nachgeht, finden sich schon in sehr frühen Zeiten. Im klassischen Ägypten entdeckte man sie genauso, wie in den Ruinen von Pompeji und Herkulaneum, und wir wissen, daß auch griechische Händler solche Schilder benutzten. Durstige Wanderer der Römerzeit hielten nach einem Busch Ausschau, denn ein Busch wies auf ein Gasthaus hin; ein altes Sprichwort, das zum erstenmal im 16. Jahrhundert aufgezeichnet wurde, besagt: «Gut Wein braucht kein Busch.» Es liegt auf der Hand, wie wichtig Bilderschilder als Kennzeichnung eines Rast- oder Geschäftshauses in einer Zeit waren, als nur wenige Leute lesen konnten und es weder Straßennamen noch Hausnummern gab.

In England tauchten die ersten Geschäftsschilder im Mittelalter auf, und die Seejungfrau war eines von mehreren Symbolen, die vor allem eine Kneipe oder ein Gasthaus kenntlich machten. Man vermutet heute, daß die gebräuchlichsten Wirtshausnamen «Weißer Hirsch», «Einhorn», «Roter Löwe», «Seejungfrau» usw. im Mittelalter aus der Heraldik entliehen wurden. Trotzdem ist es sehr wahrscheinlich, daß häufig das Zeichen der Seejungfrau auch aus legendären Überlieferungen des Ortes entsprang. So wird wohl der «Mermaid Inn» in der Nähe von Black Mere seinen Namen von einer Wasserfrau bekommen haben, die im Black Mere wohnte; es hieß, dieser See sei grundlos, und von der Wasserfrau wußte man, daß sie alle jungen Männer fing, die an seinem Ufer entlangzogen und wagten.

Zweifellos entsprang die Wahl eines Wirtshauszeichens oft der persönlichen Vorliebe des Besitzers. 1631 berichtet ein Chronist⁴ von einer

Gastwirtin, die sich Gedanken machte über den Namen ihres neuzugründenden Betriebes. «Es muß eine Seejungfrau sein», sagte sie, «denn ihr Gesang wird die jungen Leute der Gemeinde anziehen.» Der Chronist berichtet jedoch weiter: «Ein Löwe war das einzige Bild, das der Handwerker anfertigen konnte, und er machte es so schlecht, daß man darunter schreiben mußte «Dies ist ein Löwe.»»

Als unter der Regierung von Elizabeth I. der Handel zwischen den britischen Städten immer größeren Umfang annahm, wurden in den bedeutenderen Städten Gasthaus- und Geschäftsschilder ein alltäglicher Anblick und genügten nun auch höheren künstlerischen Ansprüchen.

Die «Seejungfrau» war ein besonders beliebter Wirtshausname; 1464 finden wir sie in dieser Funktion zum erstenmal erwähnt, sie zierte die berühmte «Mermaid Tavern» in der Bread Street in London. In unseren Tagen stellte man fest, daß dieses Wirtshaus lange Eigentum der Fischhändlergilde war und von ihr, sehr passend, diesen Namen verliehen bekam.⁵

Im Jahre 1603 machte Sir Walter Raleigh die «Mermaid Tavern» berühmt: sie wurde zum Treffpunkt einer literarischen Gesellschaft, und zu Trinkereien und Diskussionen versammelten sich dort die unzertrennlichen Dramatikerkollegen Shakespeare, Beaumont, Fletcher, Ben Jonson und viele andere. Was würden wir heute darum geben, bei einer dieser Zusammenkünfte gewesen zu sein, von denen Beaumont berichtet:

Was für Sachen stellten wir an
in der «Mermaid»!

Aber man konnte sich auch zu den vielen gesellen, die voll Aufmerksamkeit neben den Berühmtheiten saßen und ihren Worten lauschten:

Man hörte scharfe Reden, wilde Worte,
erfüllt von so viel Geist und so viel Feuer,
daß jeder, der dort seinen Mund auftrat,
nichts andres wollte, als mit Witz brillieren
und als ein Narr erscheinen bis ans Ende
der öden Erdentage, die noch vor ihm lagen.

Ein zeitgenössischer Zeuge solcher Wortgefechte berichtet über ein Zusammentreffen von Shakespeare und Ben Jonson in einer Sprache, die ganz in jene Zeit und zu jener Dame paßt, unter deren Zeichen das Gespräch geführt wurde:

«Häufig gab es Streitgespräche zwischen Shakespeare und Ben Jonson, und ich stellte mir diese zwei immer als eine spanische Galleone und ein englisches Kriegsschiff vor. Jonson war, wie das erstere, größer und von höherer Gelehrsamkeit; zuverlässig, aber langsam in allen Bewegungen. Shakespeare, eher ein englisches Kriegsschiff, hatte weniger Fülle und segelte leichter; er wendete bei jedem Wind, kreuzte hin und her und nutzte die kleinste Gunst der Elemente aus für die Schnelligkeit seines Witzes und seiner Einfälle.»

In einem seiner Werke äußerte sich Ben Jonson abschätzig über die Besucher der «Mermaid Tavern»: «Die Pocken sollen euch Witzlinge befallen, euch Männer aus den *Drei Kranichen*, der *Mitra* und der *Mermaid*: nicht das Körnchen eines wahren Gedankens, nicht ein Quentchen echten Senfes findet man unter ihnen!»

Wir wissen kaum noch, wie wir uns die berühmte «Mermaid» vorstellen müssen; auf dem alten Grundstück ist nichts mehr stehengeblieben, das uns eine Ahnung vermitteln könnte. Aber wir besitzen noch eine Zeichnung, die das Gasthaus so darstellen soll, wie es in den Tagen Shakespeares aussah. Wir sehen darauf im Untergeschoß zwei niedrige Räume mit verhangenen Fenstern, zwischen denen ein Flur liegt; rechts von der Eingangstür steht eine lebensgroße Seejungfrau auf ihrem Schwanz; im Obergeschoß finden sich darüber, zu beiden Seiten eines breiten Flures, zwei weitere große Räume.

Die «Mermaid Tavern» in der Bread Street ist verschwunden, aber das «Mermaid Theatre» erinnert seit 1959 an sie, es liegt nicht sehr weit vom Standort der alten «Mermaid Tavern» entfernt.

Eine weitere, weniger bekannte «Mermaid» gab es in Elisabethanischer Zeit in der Friday Street, und unter der Regierung von Jakob I. gab es «Mermaids» in der Fleet Street und der Bow Lane. John Taylor, der sich im 17. Jahrhundert selbst zum «Wasserpoeten» ernannte, kannte eine «Mermaid» in der Shoe Lane und nicht weniger als zehn andere innerhalb der Stadtgrenzen von London. Zu seiner Zeit wurde die «Mermaid» in der Carter Lane besonders von Fuhrleuten besucht, und er vermittelt uns ein anschauliches Bild, von welchen Lokalen aus diese ehrenwerte Zunft sich um das Wohl der Stadt London kümmerte. Sein Buch darüber wurde 1637 gedruckt und heißt «Kosmographie der Lastträger oder ein kurzer Bericht über Gasthäuser, Ausschänke und Speiselokale, in welche die Fuhrleute, Lastträger und Straßenhändler gewöhnlich gehen»:

«Die Fuhrleute von Hampton hausen in der «Mermaid» in Carter Lane, und ebenfalls die Fuhrleute von Buckland. Man trifft sie dort donnerstags und freitags . . . Fuhrleute aus einigen Orten in Gloucestershire

treffen sich ebenfalls in der «Mermaid» in Carter Lane, und ins selbe Gasthaus kommen auch die Fuhrleute aus Woodstock in Oxfordshire und aus Wantage in Berkshire.»

In einem Theaterstück aus dem Jahre 1659, «The City Match», von Jasper Mayne, läßt ein Gastwirt seine Gäste das Bild eines seltsamen Fisches sehen, und eine Diskussion, was das wohl sei, entspinnt sich: einige meinen, dies sei eine Seejungfrau, aber

Nein, es ist ein Fischmann:

Ein Meer-Kentauer, gezeugt von einem Stockfisch mit 'ner Sirene.

Sämtliche «Mermaid»-Gasthäuser, von denen wir bisher sprachen, gibt es heute nicht mehr. Eine der alten «Mermaids» jedoch hat sich bis heute erhalten: die berühmte «Mermaid» aus dem 16. Jahrhundert in Rye, Sussex. Dieses Gasthaus wurde geschickt restauriert und ist mit seinem hohen, breiten, sechzig Quadratfuß großen Gastzimmer eines der schönsten Zeugnisse der englischen Baukunst jener Zeit.

Die «Mermaid» in Rye hat eine ziemlich bunte Geschichte; das Wirtshaus wurde ein Wohnhaus und wieder ein Wirtshaus, und einmal wurde es sogar ein Fleischerladen. In früher Zeit war es Poststation und Rathaus, aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts stellte es den Ausschank ein. Glücklicherweise kaufte eine Gruppe von Geschäftsleuten das Haus am Ende des 19. Jahrhunderts und machte wieder ein Wirtshaus daraus.

Beim Umbau fand man damals verborgenes Schmuggelgut, und das verweist uns zurück aufs 18. Jahrhundert, als in Rye viel geschmuggelt wurde. Der berühmte John Wesley war zu jener Zeit Prediger in einer Kirche in der Mermaid Street und beklagte 1773 voll Ingrimm die überhandnehmende Schmuggerei in Rye; er schrieb, in Sussex habe er viele Leute gefunden, «die willig waren, das Wort des Herrn zu hören, besonders in Rye. Und viele gute Dinge tun sie mit Begeisterung; aber von einem verderblichen Unternehmen wollen sie nicht abstehen: vom Schmuggeln. Deshalb fürchte ich, daß, was sie betrifft, unser Wirken vergeblich ist.»

Die wegen ihrer Grausamkeit berühmte Räuberbande von Hawkhurst traf gerne in der «Mermaid» zusammen, und noch in unseren Tagen erzählen ältere Bürger von Rye, ihre Vorfahren hätten diese Bande in der «Mermaid» sitzen sehen «und ihre Säbel und Pistolen lagen allen sichtbar auf den Tischen, während sie die nächsten Überfälle planten».

Heutzutage gibt es nur noch eine einzige «Mermaid» in London, «The old Mermaid» in der Mare Street, ein kleines, freundliches Gasthaus auf

der östlichen Straßenseite; es hat eine alte und ehrenvolle Geschichte hinter sich. Vor 1744 lag es auf der Straßenseite gegenüber, besaß einen großen Gastraum, eine Wiese für das Bowling-Spiel und einen großen Garten. 1811 stieg aus diesem Garten ein gewisser Mr. Sadler zusammen mit Kapitän Paget in einem Ballon auf, und ein Farbdruck, der noch heute in der «Old Mermaid» hängt, zeigt uns dieses große Ereignis und die Menschenmenge, die sich damals zusammenfand.

Das «Mytton- und Mermaid-Hotel» in Atcham, Shropshire, wurde als Raststätte auf dem Wege nach Portmeirion in Wales erbaut; über das Gasthauusschild schrieb uns der Besitzer: «Als ich nach einem Namen suchte, fiel mir ein, daß Jack Mytton, ein Bösewicht und Waghals aus dem frühen 19. Jahrhundert, ein passender Schutzherr sein könnte. Das Titelblatt von Nimrods «Lebensgeschichte» zeigt ihn, wie er mit seinem Pferd über den hohen, spitzen Parkzaun von Attingham setzt. Dort ist aber das Haus, welches heute mein Wirtshaus ist, im Hintergrund zu sehen. Um Mytton auch noch mit Portmeirion in Zusammenhang zu bringen, verband ich ihn kurzerhand mit der Seejungfrau, die ich aus dem Wappen von Portmeirion entnahm. Auf dem Wirtshauusschild, das nach meinen Entwürfen gezeichnet wurde, betrachtet der erstaunte Mytton eine Seejungfrau, die aus dem Schaum in seinem Bierkrug heraufsteigt, und sie sieht ebenso erstaunt, wie der grobe Jack sie durch ihren Spiegel anblickt.»

Aber auch außerhalb Englands heißen Wirtshäuser und Hotels nach Seejungfrauen. In den USA gibt es «Mermaid Taverns» in Lebanon, Illinois und in Washington, Pennsylvania; und im «Mermaid Hotel» in Weeki Wachee Spring, Florida, führen graziöse junge «Seejungfrauen» ein Unterwasserballett auf, das die Besucher durch Glasfenster beobachten können.

Wenn man sich jedoch im 16. Jahrhundert «beim Zeichen der Seejungfrau» verabredete, bedeutete das nicht immer, daß es nun zu einem Trinkgelage ging. Denn gelegentlich war eine Seejungfrau auch das Firmenzeichen eines Buchdruckers. So arbeitete 1572 John Pastall «in seiner Druckerei an der Cheapside, beim Zeichen der Seejungfrau, nahe bei Powisgate».

Seit 1576 benutzte der königliche Drucker Henry Binneman das Bild einer Seejungfrau als Firmenzeichen in seinen Büchern, also runde vierhundert Jahre vor einem Verlagshaus unserer Zeit, Michael Joseph. Auch ein deutscher Buchdrucker, Gerhard Morrhuis, der in Holland lebte, hatte die Seejungfrau als Firmenzeichen gewählt; er stellte sie in einem Übergangsstadium dar und machte ein sehr abstoßendes Wesen aus ihr: sie

hat ein riesiges Maul, Schwingen, Klauenfüße, einen drachenartigen Fischeschwanz und hält in der Rechten einen Spiegel. Mit einigem Recht fragte zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein englischer Bibliograph: «War ein Spiegel nötig, um solch einer ›Schönheit‹ besonderen Glanz zu verleihen?»

Auf Darstellungen des Tierkreises hat die Seejungfrau normalerweise nichts zu suchen. Die einzigen zwei Zeichen, die etwas mit der See zu tun haben, sind die Tierkreiszeichen des Krebses und der Fische. Zwar wissen wir, daß die Fische gewöhnlich mit den heiligen Fischen der syrischen Göttin Derceto in Verbindung gebracht wurden; deshalb scheint es zunächst seltsam, daß die Fische selbst häufiger dargestellt wurden als die fischschwänzige Göttin selbst. Aber der Augenschein trügt: nach Athanasius Kircher wurde die Seejungfrau nicht aus mangelnder Ehrfurcht zurückgesetzt, sondern aus einem ganz praktischen Grund: die Zeichnung eines Fisches nimmt weniger Platz ein als die Zeichnung einer Seejungfrau.

Kircher zeigt in seiner Darstellung des Tierkreises, im «Oedipus Aegyptiacus» von 1652 bis 1654, tatsächlich eine Seejungfrau: sie erscheint unter dem Titel «Pisces» und daneben steht das griechische Wort «Ichthon». Für die alten Ägypter, schreibt Kircher, war «Pisces» das Zeichen eines teilweise menschlichen Fisches, aber aus Gründen der Einfachheit wurde der menschliche Anteil in den Tierkreisdarstellungen gewöhnlich ausgelassen. Da Seejungfrauen in diesem Zusammenhang nur selten erscheinen, möchte man hoffen, daß wenigstens Kirchers Illustration ein ansprechendes Bild vermittelt, aber auch da enttäuscht er uns. Seine Seejungfrau ist alles andere als anziehend: von vierschrotiger Gestalt und mit einer häßlichen Kopfbedeckung, die an einen tiefen, umgekehrten Teller erinnert; sie hält einen winzigen Mann in ihrer linken Hand und einen Spazierstock mit gerader Krücke in der rechten.

Das Gedicht von John Keats «Zeilen über die Mermaid Tavern» läßt uns vermuten, daß der Dichter jene Seejungfrau in Athanasius Kirchers Tierkreisdarstellung gesehen haben muß oder etwas sehr Ähnliches. In seiner Anrede an die Seelen der toten Dichter, die früher die «Mermaid Tavern» besuchten, sagt Keats ihnen:

Ich hab' gehört, daß eines Tags
das Gasthausschild von dannen flog
und niemand wußt', wohin;
bis dann die Feder eines Astrologs
auf Pergament es niederschrieb.

Er schrieb: es sah euch, frohgemut,
wie ihr euch unter diesem Schild
an göttlichen Getränken labt,
und wie ihr mit zufriednem Schmatzen
der Meerfrau aus dem Tierkreis zutrinkt.

Zwar erschien der erste Atlas, den wir kennen, schon in den Jahren 120 bis 150 nach Christus in einer siebenbändigen Geographie von Claudius Ptolemäus, aber Seejungfrauen gibt es als Dekoration auf Landkarten erst im Mittelalter.

Ganz alte Karten zeigen keinerlei Bilderschmuck; auf mittelalterlichen Karten dagegen überwuchern die künstlerischen Zutaten oft die eigentliche Arbeit des Kartographen; das Ergebnis ist ein herrliches Durcheinander von biblischen Wesen, mythischen Völkern und Ungeheuern.

Es hatte natürlich seinen Grund, daß so viele Bilder auf mittelalterlichen Karten erschienen: wir wissen, wie viele Menschen in jener vorwiegend analphabetischen Zeit durch Bilder unterrichtet wurden, und daß Schnitzereien, Skulpturen und Gemälde in den Kirchen als «Bilderbücher der Religion» all denen dienten, die nicht lesen konnten. In gleicher Weise sollten auch die Bilderkarten der damaligen Zeit belehren: eine strenge Landkarte hätte den Menschen, die Latein nicht lesen konnten, damals sehr wenig gesagt.

Ein herrliches Beispiel für die Kunst mittelalterlicher Kartenmacher ist eine «Mappa Mundi» aus der Kathedrale von Hereford. Sie wurde um das Jahr 1300 von Richard De Bello auf ein Pergament von fünfundsechzig mal vierundfünfzig Zoll Größe gezeichnet, und De Bello war, wie alle mönchischen Kartenzeichner des Mittelalters, mehr daran interessiert, Gott durch die Wunder, die er tat, zu ehren, als geographisch genau zu sein. Deshalb finden wir auf der Karte aus Hereford Jerusalem, wie damals üblich, in den Mittelpunkt der Erde verlegt.

Vor allem werden natürlich biblische Szenen dargestellt, aber auch die mittelalterliche Liebe zum Wunderlichen und Grotesken konnte sich auf der «Mappa Mundi» austoben. Wir treffen wieder die Männer, die ihre Gesichter unter der Schulter tragen, die Sciapodes und viele andere Wunderwesen; und darunter auch eine Seejungfrau, die passenderweise aus dem Mittelmeer auftaucht. Eine Insel dort trägt die neugiererweckende, warnende Inschrift: «*Hic Sirene Habundant*» (Hier gibt es viele Sirenen).

Im 17. Jahrhundert erschienen dann zahllose Bilder von Seejungfrauen auf den sehr sorgfältig gefertigten Karten, die vor allem von

holländischen und flämischen Kartographen stammten; denn diese besaßen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein unbestrittenes Monopol auf diesem Gebiet. Ein schönes Bild von Neptun und einer Seejungfrau finden wir zum Beispiel auf einer Weltkarte von Jucocus Hondius aus Amsterdam (Tafel 11 b).

Ebenfalls aus Amsterdam stammt der Atlas von Van Keulen aus dem Jahre 1682; man kann manche Stunden im Studium der wunderbar ausgeführten Bilder verbringen. Sie zeigen, in vielen Farben, die Einwohner jedes beschriebenen Landes, seine Tiere, Vögel und Fische und zahllose Tritonen und Seejungfrauen. Ein schönes Bild einer Seejungfrau in ihrer überlieferten Haltung ist auf Tafel 11 a zu sehen.

In einem schönen englischen Atlas, dem Lanhydrock-Atlas aus dem letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, finden wir die Karte eines Vorgebirges, der Kelseys in Cornwall. Darauf tragen zwei Seejungfrauen eine Muschel, auf der zu lesen steht: «Karte von Kelsey, im Gute von Ellinglase, in der Gemeinde Cubert.» Die Seejungfrauen werden von zwei kräftigen Wassermännern gestützt; beide haben flachsblondes Haar, und rote Mohnblumen schmücken, sehr dekorativ aber etwas sinnlos, ihre Schwänze.

Es erscheint ganz natürlich, daß Seejungfrauen auf vielen kartographischen und bildlichen Darstellungen jener Welt erscheinen, wie die mittelalterlichen Menschen sie sahen. Aber eine Seejungfrau finden wir sogar auf einem Pergament, auf dem wir sie niemals gesucht hätten: einem Testament aus dem Jahre 1571. Sein Verfasser, William Littlebury, der Gründer der Lateinschule von Dedham, hinterließ natürlich keine Begründung, warum er seinen irdischen Besitz unter dem Bild einer Seejungfrau, die ja alle Freuden der Welt symbolisiert, zusammenstellte. Es ist sehr merkwürdig, gerade sie im Kopf eines Dokumentes zu finden, das über weltliche Rechte und Besitztümer befindet und bis in unsere Tage eine sehr trockene und zweckgebundene Angelegenheit geblieben ist.

Wenn eine Seejungfrau auf einer Münze erscheint, können wir meistens sicher sein, daß dies nicht nur aus dekorativen Gründen geschieht, sondern weil sie vielleicht als Göttin verehrt wurde, oder man in irgendeiner anderen Weise zu der Zeit, als man die Münze prägte, an sie glaubte. Deshalb müssen wir vor allem auf Münzen aus dem klassischen Griechenland, aus seinen Stadtstaaten und Kolonien und aus Kleinasien nach Seejungfrauen, Wassermännern und anderen unsterblichen Meereswesen Ausschau halten. Vom Künstlerischen her ist die Suche sehr ergiebig: einige der besten Köpfe jener Zeit schnitten die Prägestöcke, und die Münzen, die von ihnen geschlagen wurden, waren kleine Meisterwerke.

Frühe griechische Geldstücke trugen oft das Wahrzeichen der betreffenden Stadt auf einer Seite: in Athen die Eule, in Ephesus die Biene und in Phocien den Seehund; Porträtbilder gibt es erst in späterer Zeit. Manchmal wurde auch der wichtigste Gott oder die einflußreichste Göttin, die man in einer Stadt verehrt, auf die Münzen geprägt: so finden wir die fischschwänzige Derceto auf Münzen von Ascalon, denn diese Stadt war das Zentrum ihres Kultes, und hier lag, an einem See, ihr Tempel. Aber auch Dercetos Tochter Semiramis wurde in Assur und Ascalon göttlich verehrt. Auf einer Münze finden wir Mutter und Tochter zusammen; dabei steht Semiramis, mit einer Taube in der Rechten, auf ihrer Mutter Derceto, die als Schwimmerin mit einem Fischeschwanz erscheint. Derceto wurde, wie wir wissen, auch als Atargatis verehrt, und unter diesem Namen fanden wir sie als Seejungfrau auf einer phönizischen Münze.

Scylla, das Mädchen, das den Jüngling Glaucus nicht lieben wollte und von der Zauberin Circe in ein todbringendes Ungeheuer verwandelt wurde, erscheint auf vielen Münzen. Auf der Rückseite einer Münze aus Agrigent hält sie die rechte Hand an ihren Kopf und legt die linke auf den Hals eines der Hunde, die ihre Hüfte umschlingen. Eine Münze aus Syracus zeigt den nackten, geflügelten Jüngling Agon, einen Gott der Spiele; er lenkt eine Quadriga und blickt zum Himmel hinauf einer fliegenden Nixe nach. Scylla, die darunter schwimmt, reckt einen Arm nach einem Fisch und trägt einen Dreizack über der linken Schulter; hinter ihr schwimmt ein Delphin (Tafel 6a2). Gelegentlich erscheint Scylla auch über dem Kopf der Athene, etwa auf einer Drachme aus Pharsalus in Thessalien; und auf einer Silberdrachme aus der sizilianischen Stadt Acragas sehen wir sie unter einem Krebs schweben.

Aphrodite, von Tritonen im Wagen gezogen, schmückt eine Münze aus Korinth; und Arethusa, die Nymphe jener Quelle, aus der Syracus ein Trinkwasser bezieht, ist auf einer alten griechischen Münze aus Sizilien zu sehen.

Es gibt viele schöne Münzbilder von Tritonen und Seegöttern. Die Stadt Itanus auf Kreta prägte eine Münze mit dem Bild des meerischen Kriegsgottes Glaucus oder Triton, der einen merkwürdig geformten Fischeschwanz besitzt und einen Dreizack trägt. Ähnliche Darstellungen fanden sich auch auf phönizischen Münzen aus Aradus, vom Ende des fünften Jahrhunderts vor Christus; eine zeigt eine Meergottheit, die menschlich bis zur Hüfte ist und einen Fischeschwanz besitzt. Der Gott hat langes Haar und einen Bart, und er hält mit jeder Hand einen Delphin am Schwanz fest.

Ein nackter Jüngling, der auf einem Delphin reitet, ist auf einer Serie

schöner Silbermünzen aus Tarent zu sehen: er ist Taras, Sohn des Poseidon, und gilt als Gründer der ersten iapygischen Siedlung an der kalabrischen Küste. Taras geriet in schreckliche Lebensgefahr, als sein Schiff unterging; aber der Meergott schickte ihm einen Delphin, der ihn auf den Rücken nahm und sicher an die Küste trug. Dieses Ereignis wird auf einer Münze aus dem frühen vierten Jahrhundert vor Christus dargestellt; sie zeigt Taras auf einem Delphin, mit einem phrygischen Helm in der Hand (Tafel 6 a 1).

Eine weitere Gedenkmünze wurde in Metapont in Süditalien geprägt und zeigt auf ihrer Rückseite den Fluß Achelous in Gestalt eines Mannes mit Hörnern und Bullenohren. Die Inschrift besagt, die Spiele seien in Metapont zu Ehren von Achelous, dem König der griechischen Flüsse, abgehalten worden. Wahrscheinlich war die Münze der Preis für einen siegreichen Wettkämpfer.

Melkarth, der höchste Gott der seefahrenden Phönizier, ist auf einer Münze aus der Zeit zwischen 400 und 336 vor Christus zu sehen; er hält Pfeil und Bogen in der Hand und reitet auf einem Delphin über die Wellen (Tafel 6 a 3).

Mit der Ausbreitung des Christentums verschwanden Wassermänner, Seejungfrauen und andere Gottheiten des Meeres von den Münzen. Wir kennen keine einzige Münze aus dem Mittelalter, die solch ein Wesen abbildet. Aber auf Medaillen und Amuletten erscheinen sie weiter.

Stilisierte Seejungfrauen finden wir auf den Münzen von Wajid Ali Shah, dem letzten Oudh-König in Indien, dessen Herrschaft 1856 endete; unser Foto auf Tafel 6 a 4 stammt von einem Acht-Anna-Silberstück. Warum ein mohammedanischer König, der nach den Lehren des Korans die Darstellung menschlicher Gestalten in der Kunst vermeiden mußte, Seejungfrauen auf seine Münzen prägen ließ, ist schwer zu erklären. Wahrscheinlich stammt die Idee dazu ursprünglich von italienischen Künstlern, die der König von Oudh sehr schätzte. Diese Künstler liebten die Fische so sehr, daß sie sie überall in ihren Bauwerken abbildeten. Möglicherweise überlegten sie sich, daß Seejungfrauen das mohammedanische Verbot, menschliche Wesen abzubilden, nicht verletzen könnten, da sie ja Fabelwesen seien.

In unseren Tagen erscheint eine Seejungfrau zwar nicht mehr auf Münzen, aber auf einer österreichischen Banknote aus dem Jahre 1953; sie soll den Geist der Donau darstellen.

Zwar erschienen Seejungfrauen auf Münzen nur selten im Laufe der christlichen Zeit, aber auf Medaillen gab es sie häufig. Eine gekrönte Sirene mit zwei Schwänzen fanden wir auf der Medaille einer Familie aus

Casal; Casal war eine Festung, die niemals, «weder durch Gewalt, noch durch List», von Feinden bezwungen wurde, wie die lateinische Inschrift aus dem Jahre 1631 besagt.

Eine Medaille von Francis Herzog von Guise, der ausgeschiedt wurde, um Neapel wiederzuerobern, zeigt ebenfalls eine Sirene; der Herzog hatte auf diesem Kriegszug wenig Erfolg, und es heißt, die Sirene halte in der Hand einen Helm oder ein Ruder, «um die Seeungetüme und Feinde Frankreichs zu vertreiben, und sie rate, geduldig noch einmal einen Versuch zu machen».

Der Flußgott Achelous, dem wir zum letztenmal auf einer Gedenkmünze aus Metapont begegneten, erschien im 19. Jahrhundert noch einmal auf einer Medaille; und zwar unter Umständen, die später Napoleon einiges Kopfzerbrechen machten. Im Jahre 1804 plante der Kaiser von Frankreich eine Invasion gegen England, und im Juli des Jahres inspierte er die Invasionsflotte und die Armeen in Boulogne. Zweitausend Wagen und Kanonenboote hatte man gebaut, um die Truppen über den Kanal zu bringen; und dieses Ereignisses sollte in einer Medaille gedacht werden, auf der geschrieben stand: «*En l'an XII, 2000 Barques sont construites.*»

Wie Hitler 136 Jahre später, vertraute auch Napoleon fest auf seine Fähigkeit, immer zu siegen; er ließ einen Prägstock vorbereiten, mit dem man sofort Medaillen schlagen sollte, sobald er im Triumph in London angekommen war. Die Inschrift lautete: «*Descentre en Angleterre. Frappé à Londres en 1804.*» Die Vorderseite der Münze zeigt den Kopf des Eroberers Napoleon und die Rückseite eine kräftige Gestalt des Herkules (Napoleon), der mit dem fischschwänzigen Achelous (dem Seeungetüm England) ringt und es offensichtlich gerade zu Boden wirft (Tafel 16a und 16b).

Obwohl eine Seejungfrau sehr schmuck aussehen kann, finden wir sie auf Briefmarken sehr selten; wir kennen nur drei Beispiele, und überdies aus den letzten Jahren.

Im Jahre 1935 erschien auf einer dänischen Briefmarke eine Seejungfrau, die ihren zarten Arm ausstreckt, um damit die Spitze ihres Schwanzes zu berühren; diese Marke wurde zum Gedenken an das hundert Jahre früher entstandene unvergleichliche Märchen von Hans Christian Andersen «Die kleine Seejungfrau» gedruckt.

Im Jahre 1954 findet sich auf einer belgischen Briefmarke eine Seejungfrau in Begleitung ihres Wassermannes. Beide halten ein Rotary-Rad und erinnern damit an den 50. Jahrestag des Rotary-Clubs und an die fünfte Zusammenkunft des Clubs in Ostende.

Auf einer neuseeländischen Briefmarke aus dem Jahre 1959 wird schließlich Pania, ein Maori-Mädchen, abgebildet, dessen Leben sehr traurig endete. Eine Version der Geschichte von «Pania aus den Riffen» besagt, sie sei die Geliebte eines jungen Maorihäuptlings gewesen; da sie gerne schwamm und oft auf den Felsen saß, begann sie die süßen Lieder des Meeresvolkes um und unter den Riffen so zu lieben, daß sie schließlich zu ihnen hinunterschwamm und ihrem Liebhaber für immer entschwand. Eine andere Version behauptet, Pania sei eine Seejungfrau gewesen, die das Meer verließ, um zu ihrem menschlichen Geliebten zu kommen; aber die Meeresbewohner fingen sie wieder ein, und seither lebt sie als Gefangene auf dem Riff, das ihren Namen trägt.

14

In der Literatur

Fast dreitausend Jahre lang haben Dichter ihre Phantasie an Meereswesen entzündet; alle finden sie ihren Platz in Gedichten, Dramen und Balladen: die Töchter des Nereus und des Oceanus, die schaumgeborene Aphrodite, Sirenen und später auch Seejungfrauen. Ihr Zauber, ihr Eingreifen ins Wirken der Menschen, ihre Heimtücke und ihre Hinterlist werden so häufig dargestellt, daß es im Rahmen eines einzigen Kapitels fast unmöglich ist, die rechte Auswahl zu treffen; trotzdem versuchen wir sie und bedauern, daß viele schöne Einzelheiten nicht aufgenommen werden konnten.

Der alte Homer verlieh den Sirenen die Gabe des Gesangs und führte Odysseus mehrfach mit Nymphen und Wassergottheiten zusammen; seinen Spuren folgte eine stattliche Schar griechischer Dichter, in deren Werken sich immer wieder Hinweise auf Götter und Halbgötter des Wassers finden. Euripides beginnt seine «Troerinnen» mit folgenden Worten:

Ich, Gott Poseidon, komm aus der ägäischen Flut,
salzigen Tiefen, wo der Nereustöchter Schar
anmutige Bilder zeichnet mit des Reigens Schrift.

Philodemus von Gadara aus Palästina setzte in ein Gebet an die Götter des Meeres und des Wetters die folgende Anrufung:

O Melicarta, Sohn der Ino, und du,
Leucothea, Herrin des Meeres, seegrün,
die du uns schützeest vor Unglück –
ihr Chöre der Nereiden, ihr Wellen,
und du, Poseidon, traget mich gnädig,
schnell durch die endlosen Wellen, sicher
hinüber zum süßen Hafen Piräus.

Die Römer waren keine großen Seefahrer; ans Meer und an Wassergottheiten, die sie von den Griechen übernahmen, wandten sie deshalb nur wenige Gedanken oder gar Lieder. Catull war einer der wenigen Römer, die eine Beziehung zum Meer hatten: in einem seiner Gedichte schildert er die Fahrt der «Argo» und ihrer Mannschaft unter der Führung von Jason. Die folgenden Verse beschreiben das erste Zusammentreffen sterblicher Menschen mit den Halbgöttern des Meeres:

Als sie mit ihrem Bug die stürmischen Fluten durchpflügte
Und, von dem Schlage der Ruder gepeitscht, aufschäumte die Woge,
Hoben ihr Antlitz empor aus der Gischt des schimmernden Meeres
Meermädchen, Nereus' Töchter, voll Staunen über das Wunder.
Sterbliche Augen sahen an jenem Tage, was niemals
Ihnen sonst ist vergönnt: wie nackte Nymphen des Meeres
Bis zu den Brüsten der Gischt des leuchtenden Wassers entstiegen.

Oft wird behauptet, Horaz gebe in seiner «Ars poetica» eine verblüffend genaue Beschreibung einer Seejungfrau: «*Desinit in piscem mulier formosa superne*» (Es endigt in einen Fisch eine oben herrliche Frau). Horaz schrieb hier aber gar nicht über Seejungfrauen, sondern über die Kunst des Dichtens; er meint, wenn ein Maler Narrs genug sei, ein zusammengesetztes Wesen zu schaffen, das weder Fisch noch Fleisch oder Federvieh ist, werde er ausgelacht. Ebendas geschehe auch einem Dichter, dessen Werk nicht auf irgendeine Weise zusammenhalte. Es ist natürlich möglich, daß Horaz in diesem Zusammenhang zugleich auch jenen Dichtern einen verstohlenen Seitenhieb versetzen wollte, die immerfort mythische Wesen priesen.

Vergil schilderte in seiner «Aeneis» die Flucht der trojanischen Flotte aus dem zerstörten Ilion; die Schiffe hatten vor der Küste Italiens Anker

geworfen, als Turnus, ein Feind des Aeneas, sie angriff und in Brand setzte. In dieser gefährlichen Lage griffen die Götter endlich ein, wenn auch erst, als es fast zu spät war. Sie beschworen einen Sturm herauf, der die Flammen löschte, und gaben sich mit dieser freundlichen Hilfe allein nicht zufrieden, sondern verwandelten die brennenden Schiffe gleich noch in Meernymphen. Vergil schreibt, wie das vor sich ging:

Und Schiff um
Schiff reißt los sofort seine Fesseln vom Ufer, Delphinen
Gleich versenken sie dann in die Flut ihre Schnäbel und streben
Nieder zur Tiefe. Von dort aber tauchen – erstaunliches Wunder! –
Wieviel zuerst als ehrene Schiffe standen am Strande,
Gleich an Zahl sie als Mädchen empor und schwimmen im Meere.

Wir wenden uns nun der englischen Literatur zu mit ihrem in Sprache und Überlieferung reichen Erbgut aus griechischer, römischer und angelsächsischer Zeit.

Als das Christentum sich in England ausbreitete, erwies sich die Kirche als duldsam: sie nutzte alte Erzählungen und Erzählformen, um mit ihrer Hilfe die neuen Lehren zu verbreiten – allerdings nicht, ohne gegen das Fortleben rein heidnischer Gedichte, Erzählungen und Legenden zu wettern. So durchdrang das Christentum alle altenglischen Epen und Gedichte, aber sein Einfluß reichte oft nur eben unter die «Haut» und darunter lebte ein kräftiger, heidnischer Kern unbehelligt fort.

Im größten angelsächsischen Heldenlied, dem «Beowulf», tötet der Held zwei Wasserungeheuer: Grendel und sein Weib; beide sind zweifellos ganz und gar heidnischen Ursprungs. Das Epos berichtet, daß Beowulf hörte, es gehe «ein feindliches Wesen spät in stürmischen Nächten» an Land; deshalb kam er von Gotland mit seinen Kriegern herbeigesegelt und erschlug das Ungetüm Grendel, das allzu lange Zeit die Ländereien König Hrothgars verwüstet hatte. Aber nun mußte Beowulf sich auch mit Grendels Weib befassen, und sie lebte auf dem Grunde des Meers; «Beowulf tauchte tief, einen Tag lang gerade hinunter zum Grund, den er endlich gewahrte». Und die schreckliche Frau hätte ihn sicher getötet, wäre nicht ein Wunder geschehen: denn als sie ansetzte, ihr Messer in Beowulfs Körper zu stoßen, gab Gott ihm ein Schwert in die Hand, mit dem er ihr den Kopf abschlagen konnte; darauf kehrte er im Triumph zur Oberwelt zurück. Nur ein einziger Altertumsforscher bezeichnet Grendels Weib ausdrücklich als Seejungfrau,¹ obwohl ihre Gier nach Menschenfleisch uns eher an eine menschenverschlingende Scylla denken läßt.

Andere Forscher legen sich nicht so sehr fest, aber alle stimmen darin überein, daß Grendel und seine Verwandtschaft Wassergeister gewesen sein müssen.

Auch der legendäre «Wieland der Schmied» hatte mit diesen Wesen zu tun: mit Grendels Mutter, einer mächtigen Riesin, die unter dem Meer lebte.² Eine norwegische Sage aus dem 13. Jahrhundert macht gar Wieland zum Enkel eines Königs, der einmal einer Meerfrau begegnet, welche das Schiff des Königs ergriff und festhielt. Und nach einem deutschen Gedicht aus dem Mittelalter rettete eine Seejungfrau Wielands Sohn Wittich vor dem sicheren Tode: «Sie rettete diesen so tapferen Mann; dann nahm sie ihn mit sich hinunter, hinab auf den Grund des Meers.»

Im Mittelalter symbolisierte die Sirene dann in Dantes «Purgatorio» (XIX, 7–33) die sinnlichen Freuden. Sie erzählt dem Besucher, sie habe früher durch ihren Gesang Odysseus von seinem Weg abgebracht; diese Behauptung würde Homer nicht wenig erstaunt haben. Aber als Dante im Jahre 1318 seine «Divina Commedia» vollendete, ließ er die Sirene nicht mit Absicht lügen: die «Odyssee» stand ihm nicht zur Verfügung, deshalb mußte er sich auf eine andere Quelle verlassen. Und die führte ihn dazu, das Verhalten des Odysseus falsch darzustellen.

Wir können nunmehr beiseite lassen, was wir in früheren Kapiteln über die mönchische Literatur des Mittelalters berichteten. Für die weltlichen Leser der Zeit übersetzte Geoffrey Chaucer im Jahre 1366 den «Rosenroman» von Guillaume de Lorris und Jehan de Meung aus dem Französischen. In diesem Gedicht beschreibt der Erzähler einen Traum, den er als Zwanzigjähriger hatte: ihm wurde gestattet, den mauerumschlossenen Garten von Myzthe zu betrachten, in dem viele herrliche Singvögel lebten:

So süße Lieder gab es dort,
ich dachte: das ist kein Vogelsang,
sondern wundersam und ähnlich den
Gesängen der Seejungfrauen im Meer –
ihr Singen ist so strahlend.

Dann kommentiert Chaucer unerwartet:

Obwohl wir sie Seejungfrauen nennen
in England nach unserem Gebrauch:
der Franzose nennt sie Sirenen.

Und so blieb es bis heute.

John Gower, ein Dichter aus Kent, weiß in seiner «*Confessio amantis*», die er zwischen 1390 und 1393 schrieb, ebenfalls von Sirenen zu berichten:

Sirenen von ganz wundersamer Art
sind Ungeheuer, wie die Bücher sagen,
die in den größten Meeren wohnen; ..
sie sind nach Körper und Gesicht
gestaltet ganz wie junge Frauen,
vom Nabel bis zum Scheitel ihres Haars.
Doch drunter, unten, wie man sagt,
besitzen sie den Körper eines Fisches.
Und überdies vermögen sie
mit solchen süßen Stimmen
wie der Gesang der Engel
ganz himmlisch schön zu singen:
in lieblich klaren Melodien,
im Takt, mehrstimmig, und so können sie
die Schiffer immer wieder täuschen.

Und wenn ein Schiff sich zu nah heranwagt, werden alle Matrosen
«von diesen Ungetümen ganz zerfleischt».

Am Schluß dieser Schilderung rät ein Beichtvater, dem John Gower
seine Liebe zu einer Dame gesteht, Gower solle sich lieber in Zukunft
vorsehen und seine Liebe nicht das rechte Maß überschreiten lassen.

In einem berühmten portugiesischen Epos, den «*Lusiaden*» von Luis
Vaz de Camões, nehmen Nereiden eine ganze Flotte des 15. Jahrhunderts
unter ihren besonderen Schutz. Das eigentliche Thema dieses Gedichtes
aus dem 16. Jahrhundert ist jene Reise Vasco da Gamas ums Kap der
Guten Hoffnung nach Indien und in den Fernen Osten, die er in den
Jahren 1497–98 unternahm. Immer wieder erscheinen im Verlaufe der
zehn Gesänge Nereiden; zum Beispiel warnen sie da Gamas Kapitäne,
nicht in Mombasa vor Anker zu gehen; denn dort planten bösartige Moh-
ren, da Gamas Matrosen, die Lusianer, niederzumetzeln.

Und als die Flotte von Lissabon aus zu dieser gefährlichen Reise in
See stach,

säumten die schönen Najaden des Nereus den Kurs, sie zu grüßen:
treue Begleiterinnen, lieblich immer und fröhlich.

Als die Lusianer von Indien aus die Heimreise antraten, meinte Venus,
die erschöpften Männer sollten sich erst einmal auf einer Insel erholen,

die von ergötzlichen und willigen Nereiden bewohnt war. Die Männer
blieben dort gern eine ganze Zeit, vergnügten sich auf viele Weise und
fuhren dann im Triumph nach Lissabon zurück. Dort feierten die Nym-
phen des Tagus stürmisch ihre Wiederkehr.

John Spencer führt in seiner «*Fairy Queen*», einem in England be-
rühmten Epos aus der Zeit vor Shakespeare, eine Seejungfrau als gefähr-
liche Zauberin ein. Mit ihr zusammen erst einen Ritter, Drachen, furcht-
bare Wassermänner und auch freundlichere Meerfrauen in diesem Ge-
dicht, das «den Charakter und die Erziehung eines Engländers beschrei-
ben» will. Im 42. Gesang des II. Buches kommt der Ritter Sir Guyon
(= die Mäßigkeit) an einen Ort,

der heimgesucht ist von vielen Seejungfrauen,
die verderbenbringende Lieder singen.

Wir hören von fünf Seejungfrauen-Schwestern, die sich in ihrer musi-
kalischen Kunst mit den Musen messen wollten, was für Sterbliche im-
mer schon ein gefährliches Unterfangen war; und die Strafe folgte auch
schnell: sie wurden von den Hüften abwärts in Fische verwandelt:

Nur ihre Oberkörper blieben ihnen
und die Verführung ihrer süßen Lieder,
die sie seither zu bösen Dingen brauchten:
um schwache Reisende zu sich zu locken,
zu fangen und zu töten.

Im vierten Gesang des III. Buches erzählt Spencer vom Sieg einer
kriegerischen Ritterin namens Britomartis (= Keuschheit); sie kämpfte
mit Cymoent, einer im Meer wohnenden Tochter des Nereus:

Tief auf dem Grund des Meers liegt ihre Burg,
erbaut aus hohlen Wellen, hoch gehäuft.

Prinz Arthur, der alle sechs Bücher der «*Fairy Queen*» hindurch un-
ermüdet nach seiner Gloriana sucht, muß unter anderem auch einen
Kampf mit einem Ungetüm bestehen, das wie Scylla Menschen frißt und
«einen riesigen langen Schwanz besitzt» (Buch V, 11. Gesang). Der tap-
fere Arthur kann sie erwürgen, bevor sie ihn mit ihrem Schwanz erdrückt.

Wir zitierten im sechsten Kapitel schon Shakespeares Beschreibung
jener Seejungfrau, «die auf einem Vorgebirge singt», und erwähnten, daß

man gerade diese Verse gern als eine Anspielung auf Maria Stuart deutet. An anderen Stellen werden Seejungfrauen nur im Vorübergehen erwähnt, etwa in «Antonius und Kleopatra», im «Hamlet» und in der «Beschreibung Trojas».

Eine Anspielung ist jedoch sehr merkwürdig. Oft nannten die Elisabethaner ihre Straßendirnen «Mermaids»; damit belegten sie die Seejungfrauen unverdient mit einem schweren Makel: zwar konnte ihre Gunst einem Mann das Leben kosten, aber um des Erwerbes willen stellten sie nicht ihre Reize zur Schau.

Shakespeare benutzt das Wort Seejungfrau in diesem abschätzigen Sinn in seiner «Komödie der Irrungen» (III. Akt, 2. Szene). Antipholus von Syrakus redet Luciana folgendermaßen an:

Laß ab, Sirene, mich mit süßen Liedern
in deiner Schwester Tränenflut zu locken.
Singst du für dich, wird trunkne Lieb' erwidern:
Breit' auf die Silberflut die goldnen Locken,
so holdem Lager will ich mich vertraun
und in der Täuschung des Entzückens wähen:
der triumphiert, der so den Tod mag schau'n.
So sing und sterbe, Lieb', in sel'gem Sehnen.

Christopher Marlowe, der im gleichen Jahre wie Shakespeare geboren wurde und viele Male mit ihm bei literarischen Gesellschaften in der «Mermaid Tavern» zusammensaß, erwähnt in seinem Gedicht «Hero und Leander» ebenfalls Seejungfrauen.

Leander kämpfte, doch die Wellen hoch
umschlungen ihn und zogen ihn zum Grund;
der war mit Perlen vielfältig bestreut,
und in Korallenhöhlen sangen dort
die Seejungfrauen süß für ihre Liebsten
auf Lagern roten Goldes und ergötzten
sich im Vergeuden von versunkenen Schätzen.

In Miltons «Maske des Comus» wird die Hilfe Sabrinas, der Wassernymphe aus dem Severn, mit den folgenden herrlichen Zeilen erfleht:

Schönste Sabrina,
hör mich dort, wo du sitzt,
unter den gläsernen, kühlen, schimmernden Wellen!

In die verschränktesten Liliengewinde
flüchtst du die lose Fülle des amberträufelnden Haares.
Hör mich, um alles, was dir je heilig war!
Göttin des Silbersees,
hör mich und hilf!

Solche Meernymphen erscheinen dann noch einmal in der «Maske des Comus»: zwischen der «süßen Panope» und «Ligea mit ihrem goldenen Kamme»,

mit dem sie auf goldenen Felsen sitzt
und die weichen bezaubernden Locken glättet.

Auf weit niedrigerer Ebene treffen wir dann einen jungen Dichterling des 18. Jahrhunderts, dessen Werk nur durch die Freundlichkeit Swifts gedruckt wurde und auf uns kam; Swift schrieb über ihn in seinem «Journal für Stella»:

«Hier ist ein junger Gesell, schrieb einige See-Eklogen: Gedichte über Wassermänner, die an Pastoralen über Schäfer erinnern. Sie sind sehr hübsch, und der Einfall ist neu. Wassermänner sind männliche Seejungfrauen, Tritonen, Bürger des Meers. Ich möchte ihn morgen in unsrer Gesellschaft empfehlen, sein Name ist Diaper.»

Mit vollem Namen hieß dieser «junge Gesell» William Diaper, und sein Gedicht, das Swift so sehr beeindruckte, hatte den Titel «Die Nereiden, oder: See-Eklogen» und wurde 1712 gedruckt.

In der ersten Ekloge beschuldigt eine Nereide namens Cymothoe den Jüngling Glaucus, er ziehe ihr eine andere vor, Cyano, und schilt ihn der Undankbarkeit. Denn sie habe ihn doch erst gelehrt, richtig zu schwimmen, und habe ihn überdies immer mit Fischen versorgt. Darauf erwidert Glaucus beruhigend:

Cymothoe tut sich selbst und ihrem Glaucus unrecht, wenn
sie fürchtet, ich begehre jene Schuppenelle.
Glaub nie, o Liebste, daß ich untreu werde,
und je ein Wasserwesen liebe außer dir.

Die Nereide gab sich mit diesem Schwur zufrieden, und nachdem sie ausführlich erklärt hatte, bald ziehe ein Sturm herauf, riet sie:

Tauch unter, Glaucus, schnell, und laß uns sinken
hinunter in den Mittelpunkt der Welt:
zur Liebe.

Wenn die Jahreszahlen stimmen, die Diaper selbst angibt, war Swifts «junger Gesell» genau dreizehn Jahre alt, als er dies Gedicht drucken ließ.

Tennyson beschreibt in seinem Gedicht «Feen des Meers» von 1830, was für Lieder die Sirenen für Odysseus und seine Männer sangen. Die «müden Seefahrer» sahen

weiße Glieder, nackt, in klarer Luft;
süße Gesichter, runde Arme, Brüste,
gepreßt an kleine Haufen Goldes,
die sie an die Küste lockten.

Eine Wassernymphe, mit der uns Roden Wriothsley Noel (1834 bis 1894) in seinem Gedicht «Die Wassernymphe und der Knabe» bekannt macht, verhält sich ganz den Legenden gemäß: gefühllos allem gegenüber, das nicht sie selbst betrifft, erzählt sie stolz, wie sie einen Jungen in einem Teich im Wald ertränkte:

Ich schlang mich um ihn,
ich zog ihn hinab.
Ich hielt fest und ertränkt' ihn
im feuchten Grab.

Die Eltern des Jungen durchsuchten weinend und klagend den Wald und fanden den Teich, in dem ihr Kind ertränkt lag. Aber die Nymphe rechtfertigte ihre unmenschliche Tat: sie habe den Jungen in seiner Jugendblüte getötet, um ihm das Elend des Alterns zu ersparen und ihn von der «langsam vergiftenden, gnadenlosen Zeit zu erlösen». Natürlich sahen die Eltern diese Tat nicht in solchem Licht; da rief die Seejungfrau: «O diese schrecklichen Sterblichen», und verschwand; sie konnte ihre Gefühle ganz und gar nicht verstehen.

Dem zeitgenössischen Lyriker Laurie Lee gelingt es in seinem «Lied am Meer», den Bewußtseinszustand eines verzweifelt Liebenden darzustellen: zwar weiß er genau, was für ein Schicksal ihm in den Armen einer Seejungfrau bevorsteht, aber trotzdem eilt er zu ihr:

Mädchen der grünen Wasser, flüssig wie Lügen,
kühl wie verharschter Schnee!
Zieh mich fort von meinem Rumpelkammergehirn,
meinen gefangenen Augen,
ertränke mich jetzt!

Saug mich hinunter zu deinen Kräutern und Sprüchen,
grünes, schwimmendes Mädchen!

Unsere Suche nach Wassermännern in der Literatur findet schnell ein Ende: die Dichter konnten sich nur selten für sie begeistern und zogen es meist vor, über *liebliche* Seenympfen und später über Seejungfrauen zu schreiben; so gab sich die klassische Literatur nur am Rande mit Triton, dem fischschwänzigen Sohn des Nereus, ab. Im allgemeinen spielt er eine Nebenrolle: er erscheint als Herold Neptuns im Hofstaat der Thetis, bei den Nereiden oder bei anderen Herren der Tiefe. Apollonius Rhodios beschreibt ihn uns so:

Und hoch vom Scheitel hernieder,
Rücken und Lenden entlang und bis zum Bauche erschien er
Wunderbarlich gleich den ewigen Göttern gestaltet.
Abwärts jedoch von den Weichen erstreckte sich hüben und drüben
Doppelt der Schwanz eines Seetiers. Die Oberfläche des Wassers
Schlug er mit dessen Stacheln, die krumm wie die Hörner des Mondes
Zwiespaltet unten sich teilten.

Während der folgenden Jahrhunderte sangen nur wenige Dichter von Wassermännern. In volkstümlichen Balladen findet man sie jedoch häufiger, besonders in solchen aus Skandinavien. Wahrscheinlich stellte Matthew Arnold unter dem Einfluß einer dänischen Ballade ein solches Wesen als bemitleidenswert in den Mittelpunkt seines Gedichtes «Der vertratene Wassermann». Dieser Wassermann heiratete Margaret, ein Dorf-mädchen, und trug sie in sein Reich unter dem Meer,

wo große Wale vorübergleiten:
vorüber, vorüber, ohne ein Auge zu schließen,
in Ewigkeit rund um die Welt.

Dort lebten beide glücklich mit ihren Kindern, bis eines Tages

herunterklang der Ton einer fernen Glocke.
Da seufzte sie, blickte hinauf durch das klargrüne Meer
und sagte: «Ich muß jetzt gehn, die Verwandten beten
dort droh', an der Küste, heut, im grauen Kirchlein;
's wird Ostern sein in der Welt – o je!
Ich verlier meine arme Seel' unterdes,
mein Wassermann, hier bei dir.

So kam es, daß Margaret durch die Wellen hinaufstieg zurück in die Welt, die sie einst verlassen hatte, und ihren Wassermann traurig und ihre Kleinen in Tränen zurückließ. Er dachte zwar, die Stimmen der Kinder vermöchten vielleicht, sie zurückzulocken; denn da seine eigenen Bitten sie nicht rührten, bat er die Kinder:

Ruft sie noch einmal, bevor wir gehen,
ruft sie, ich bitt' euch, noch einmal!
Hebt eure Stimmen, sie kennt sie, und ruft:
Margaret! Margaret!

Aber Margaret hörte nichts, und traurig stieg der Wassermann mit den Kindern durchs Meer hinauf und suchte sie in der Dorfkirche:

Da saß sie, an einer Säule, wir sahen sie gut:
«Margaret, hör, komm zu uns, wir sind da;
liebstes Herz», sagte ich, «wir sind lang jetzt allein,
und die See ist schon stürmisch, und die Kleinen schrein!»
Aber ach, sie hat nicht mal den Blick hochgewandt,
ihre Augen waren fest auf die Bibel gebannt.

Zum großen Unglück des Wassermanns ging Margaret völlig im Dorfleben auf; zwar dachte sie bisweilen traurig an ihn und die Kinder, die in der Tiefe des Meeres nach ihr weinten; trotzdem kehrte sie nicht mehr zu ihnen zurück. Schließlich ergab sich der Wassermann in sein Schicksal und erzählte den Kindern voll Trauer, was sie eines Tages um Mitternacht tun wollten:

Wenn sacht die Winde blasen,
wenn klar das Mondlicht strahlt,
wenn die Frühlingsfluten niedrig sind,
gehn wir den stillen, glitzernden Strand
und die Bucht dort oben hinauf,
über Berge von glänzendem Seegras,
das die Ebbe trocken zurückließ.
Dann schau'n wir von den Dünen hinab
auf die weiße, schlafende Stadt
und die Kirche auf ihrem Hügel
und kehren hinunter zurück;

und wir singen: «Dort lebt, die wir liebten,
doch grausam war sie zu uns:
sie ließ zurück, ewig einsam,
die Könige des Meers.»

Balladen sind mehr als nur Geschichten in Liedform, sie sind ein wahres Schatzhaus der Volksüberlieferung. In ihnen offenbart sich nicht nur die Phantasie einfacher Menschen; auch alte Überlieferungen der Völker, die sie ursprünglich dichteten, leben in ihnen fort. Deshalb verdienen sie hier eine genauere und gesonderte Betrachtung.

Kein Land kann bestimmte Balladen oder Formen ganz für sich allein beanspruchen; dasselbe Thema kehrt oft in weit voneinander entfernten Gegenden wieder und ist uns in vielen verschiedenen Fassungen erhalten. Das gilt auch für die folgende Ballade:

CLARK COLVEN

Mit seiner Liebsten ging Clark Colven
lustwandeln einst im grünen Wald,
und für den Gürtel, den sie trug,
hat fünfzehn Kronen er bezahlt.

«Nun hör mir zu, du lieber Mann,
und merke, was ich sag:
Wenn du zur Quelle des Flusses kommst,
bleib fern von der bösen Maid im Hag.»

«O sei nur ruhig, Liebste mein,
und sorg' dich nicht um mich,
denn ich sah nie eine schöne Frau,
die ich herzlich liebe wie dich.»

Dann stieg er auf sein schwarzbraunes Roß,
und fröhlich ritt er fort
und kam an der Quelle des Flusses an
und erblickte die Wasserfrau dort.

«Du schönes Mädchen wäschst und wäschst
dir fort und fort dein seidnes Haar.» –
«Es kann alles dein sein, edler Herr,
meine Haut ist wie Milch so klar.»

Da nahm er ihre milchweiße Hand
und streifte ihr grünes Gewand
und vergaß sogleich seine Liebste zu Haus
und folgte der neuen ins Wasserland.

.....

«O je, o weh», rief Clark Colven laut,
«wie schmerzt mich mein Kopf, vor den Augen wird's rot!»
Da lachte die Wasserfrau fröhlich heraus:
«Wart ab, denn dich erwartet der Tod!»

Aber nimm dein kleines Messer und schneid'
einen Streifen von meinem Gewand,
den winde um deinen schönen Kopf
und gleich sind die Schmerzen gebannt.»

Da nahm er sein kleines Messer und schnitt
einen Streifen von ihrem Gewand
und legte ihn um seinen schönen Kopf,
worauf nur noch schlimmer der Schmerz in ihm brannt.

«O je, o weh», rief Clark Colven laut,
«mein Kopf, er zerspringt, hilf: lindre die Not!»
Da lachte die Wasserfrau fröhlich heraus:
«So bleibt es, denn dich erwartet der Tod.»

Da zog er sein treues Schwert heraus
und wollte sie damit durchbohren.
Gleich verwandelte sie sich in einen Fisch
und entkam in die Flut ungeschoren.

Da stieg er auf sein schwarzbraunes Roß
und ritt, schnell, schnell, von dann'!
Und mühselig war dieser Ritt, und er kam
vor der Tür seiner Liebsten an:

«O Mutter, Mutter, richt' mir ein Lager,
o Liebste, Liebste, bette mich drauf,
o Bruder, Bruder, entspann meinen Bogen,
denn ich stehe nun niemals zur Jagd wieder auf.»

Seine Mutter richtet' das Lager ihm,
seine zärtliche Liebste bettet' ihn drauf,
sein Bruder entspannte den Bogen sein,
und er stand zu keiner Jagd mehr auf.

Eine schottische Ballade mit dem Titel «Der Herr von Wemyss» stellt uns eine wahrhaft furchterregende Wasserfrau vor. Wie es sich für jede kunstvolle und pointierte Ballade gehört, enthüllen erst die letzten Zeilen, warum die Wasserfrau so grausam handelte: sie nahm Rache an einem treulosen Liebhaber. Die tragische und unaufhaltsam fortschreitende Geschichte und ihre bildhaft-lebendige Ausdrucksweise vermitteln ein außergewöhnlich genaues Bild von den Taten einer rachlustigen Wasserfrau:

Der Herr von Wemyss kaufte ein Schiff
um zu segeln über das Meer.
Und zwanzig und vier kühne Seeleute
begleiteten ihn drüber her.

Sie setzten die Segel und stachen in See,
und waren drei Meilen vom Land,
da taucht' eine fröhliche Seejungfrau
aus dem Nordmeer auf vor des Schiffes Wand.

Sie fragte die Männer: «Wo segelt ihr hin,
auf dem Schaum der salzigen See?» –
«Wir fahren hinüber ins Norwegerland;
Gott bewahr uns vor Kummer und Weh!»

«O das Norwegerland ist ein fröhlicher Strand,
gar freundlich und heiter, doch weit –
denn niemals kommt ihr ins Norwegerland,
das nehm' ich auf meinen Eid!»

Und hinunter tauchte die Seejungfrau
bis in die Mitte des Meers;
und fröhlich lachten die Männer da,
und fröhlich der tapfere Herr.

Sie segelten weiter bei günstigem Wind,
zehn Seemeilen waren sie fort.
Da tauchte plötzlich die Seejungfrau
aufs neue herauf vor Steuerbord.

Sie hielt in der Rechten ein Spiegelglas,
in der Linken einen Kamm,
und sie strahlte ihr Haar und sang dazu
und trieb auf den Wellen entlang.

Und sie wendete hin und wendete her
auf dem Kissen der Wogen den schönsten Leib,
und niemals, sei es an Land, sei's im Meer,
hatt' man jemals gesehn ein so herrliches Weib.

Sie strich sich das Haar aus der weißen Stirn
mit geschickten Fingern, gar zart und lang,
und je weiter das Schiff sie hinter sich ließ,
um so lauter wurd' ihr Gesang.

Und lauter sang sie und lockender,
und saß dabei still auf dem Meer:
«Wenn ihr echte, christliche Männer seid,
dann werft euren Herrn über Bord zu mir her.

Stürzt ins Wasser hinab euren stolzen Herrn,
wenn ihr Christenmänner sein wollt,
denn tut ihr dies nicht, dann segelt nur fort:
festes Land ihr niemals erreichen sollt.»

Sie sang: «Segelt weiter und weiter nur,
segelt weiter durch See und Wind;
zwar werden sich eure Segel blähn,
aber festes Land ihr nicht find't.»

Der stolze Herr entgegnet' kein Wort,
und die Männer lachten sehr.
Da tauchte die Seejungfrau tief hinab,
und sie sahen sie lange nicht mehr.

Nun kannte jeder ihr schönes Gesicht,
ihren grimmigen Mund, unverhohlen;
und jeder kannt' ihre blitzenden Augen,
die glühten wie feurige Kohlen.

Und jeder kannte ihr blondes Haar,
das auf den Wogen trieb,
und das Funkeln des Spiegels, den sie voll Wut
am Stern des Schiffes zerhieb.

«Halt' das Ruder sehr fest, o stolzer Herr,
denn der Wind wird jetzt zum Orkan.» –
«Doch ich seh' keinen einzigen Stern in der Luft,
der durchs Meer uns weist unsre Bahn.»

«Halt' das Ruder sehr fest, o stolzer Herr,
der Orkan zieht schnell herauf.» –
«Steig einer von euch in den Lugaus hoch,
auf den höchsten Mast hinauf!

Steig hinauf, nur hinauf auf den höchsten Mast,
hinauf ein Matrose, zur Spitze,
steig hinauf und sag' uns, mein lieber Mann,
was du sehn kannst von jenem Sitze!»

«O alles ist dunkel nach Osten hin
und alles ist dunkel nach West!
O weh, ich sehe kein Fünkchen Licht,
das die schweifenden Blicke hält fest.»

«Schau aus, schau aus, o guter Mann,
schau aus, hinein in das Toben!
Und wenn du schon kein Land sehen kannst,
siehst du den Morgen von droben?»

«O weh, o weh, mein lieber Herr»,
rief der Mann herab vom Mast:
«Kein Licht, kein Land, kein lebendes Ding,
nichts, was du zu suchen befohlen hast.»

«So schau noch einmal, mein guter Mann,
und sage mir, will sich nichts regen?» –
«O Gott, ich sehe die Seejungfrau,
sie kommt uns durchs Meer entgegen!»

«Wie kannst du sehen die Seejungfrau,
wenn es dunkel ist, und kein Schein
des Mondes oder des Morgens erglänzt!
Sei ehrlich, das kann nicht sein!»

«Es leuchtet kein Mond und kein Morgenlicht,
und kein Stern glänzt über dem Meer,
so wahr ich aber ein Christenmensch bin:
die Seejungfrau kommt zu uns her.»

Großer Gott, da erhebt sich ein Feuerschein,
der wandert über das Meer,
und grimmig schreitet mitten drein
die Seejungfrau zu uns her.

Sie ruft unser Schiff mit kreischendem Schrei!
Sie kommt, o weh, auf uns zu!» –
«O Trauer und Schmerz!» rief der kühne Herr.
«Ich sehe sie jetzt wie du.»

Komm herunter vom Lugaus, mein guter Mann,
die Seejungfrau fordert mein Leben,
weil ich sie verschmäht, und für euch, meine Leut',
will ich mich in mein Schicksal ergeben.»

In Schottland findet man viele alte Balladen über Seejungfrauen; ein englischer Forscher meinte: «Wenn eine Seejungfrau die Einsamkeit und ihr seltsames Wasserleben liebt, in einem schönen Fluß haust, ihre gelben Locken kämmt und durch den Zauber ihrer Stimme unglückliche Männer zu sich hinablockt, dann erläutert oder beklagt das kein einziger Dichter;

vielmehr tut jeder so, als sei dies etwas, das jeden Tag vorkommt, das es immer schon gab und auch weiterhin geben wird.»⁹

Eine berühmte Ballade, von der es zahlreiche Fassungen gibt, ist die von «Sir Patrick Spens». In den meisten Versionen erhält Sir Patrick den Befehl, bei rauher See übers Meer zu fahren, um «des Königs Tochter aus Norwegerland» nach Schottland zu bringen. Gehorsam bricht er auf, jedoch:

Sie waren noch nicht weit vom Land,
kaum der Meilen drei entfernt,
als die Luft sich verfinsterte, Sturm aufkam
und die Wellen des Meers hochauf spritzten.

.....

Auf halbem Weg nach Aberdour,
tief fünfzig Faden im Meer,
da liegt der gute Sir Patrick Spens,
seine Ritter um ihn her.

In einer Fassung der Ballade hat eine Seejungfrau mit dem beginnenden Sturm zu schaffen:

Auftauchte da eine Seejungfrau
mit Spiegel und Kamm in der Hand,
und rief: «Rudert zu, ihr tapferen Männer,
ihr habt's nicht mehr weit zum Land.»

«Du lügst, du lügst, schöne Seejungfrau,
so frech, daß wir's merken: du lügst!
Denn wir sahn dein Gesicht und wissen schon längst,
das Land sehn wir nie mehr, du trügst.»

Schließlich prophezeit in einer weiteren Fassung die Seejungfrau sogar das ganze Unglück:

Da tauchte eine Seejungfrau auf,
mit Spiegel und Kamm in den Händen:
«So lebt denn wohl, ihr tapferen Leut',
'vor ihr heimkehrt, wird euer Leben enden.»

Die folgende Ballade war an der Küste von Ayrshire sehr verbreitet und soll uralt sein. Eine Seejungfrau lockt einen Ritter ins Verderben:

Von unter den Felsen tauchte sie auf
und schwamm geschickt, ohnegleichen;
sie hielt an vor dem Schiff und bat und sang,
er solle die Hand ihr reichen.

Das Lächeln ihres feinen Gesichts
war süß wie in herrlichsten Träumen;
ihre Stimme war schöner als Vogelgesang
im Frühling auf Birkenbäumen.

.....

Und golden glänzte ihr blondes Haar
und fiel auf die Schultern fein;
ihre Augen waren so blau wie die Luft,
ihre Lippen röter als Wein.

Als der Ritter die Hand des bezaubernden Mädchens ergriff, zog die Seejungfrau ihn, schadenfroh lachend, schnell in den Wirbel hinab.

Etwas mehr Glück hatte dagegen ein junger Fischer aus Solway, der eine Seejungfrau in seinem Netz fand:

Weiß war'n ihre Arme und weißer ihr Hals,
und lang und weich flutet' ihr Haar übers Deck;
die eine Hand legte sie freundlich aufs Steuer,
mit der andren umschlang sie zärtlich Jack.

Sie versprach, sie wolle ihn ins Meer hinuntertragen und zum König von Solway machen, aber Jack, den an Land eine Braut erwartete, lehnte die Ehrung ab. Darob beleidigt, erregte die Seejungfrau einen schrecklichen Sturm, und nun endlich erkannte Jack sie als eine Tochter Satans; glücklicherweise wußte er Rat: er kannte nämlich eine Zauberformel gegen böse Geister, sprach sie aus, packte die Seejungfrau an ihren langen Haaren, warf sie weit ins Meer hinaus und ruderte zu seiner Verlobten zurück.

Ein gewisser McPhie aus Colonsay entkam der Gewalt einer Seejungfrau und verlor dabei seinen treuen Hund; in einer Ballade aus dem frühen 19. Jahrhundert heißt er Macphail, und in dieser Version spielt der Hund keine Rolle mehr. Die Seejungfrau war bemüht, Macphail seine

liebliche Braut vergessen zu machen: sie sang für ihn und suchte ihn mit allen Künsten zu bezaubern. Aber als das nichts über ihn vermochte, bedrohte sie ihn fürchterlich und ließ ihn in der Höhle, wo sie ihn schon sieben Monate gefangen gehalten hatte, eines Tages allein. Und als sie zurückkam, sah sie aus wie ein sterbliches Mädchen, nur war ihr Körper ganz mit Schuppen bedeckt; sie drohte noch einmal:

Wenn du nicht von der Liebsten läßt
und für immer bleibst bei mir,
trag' ich dich mitten ins Meer hinaus
und zerreiß' deinen Körper dir.

Angesichts dieser schrecklichen Aussichten antwortete listig Macphail:

Trag mich noch einmal schnell durchs Meer,
damit ich noch einmal meine Insel seh';
und wenn ich dann zurück mit dir kehr',
schwör' ich, daß ich nie wieder von dir geh'.

Ohne Verdacht zu schöpfen schwamm die Seejungfrau mit ihm zur Insel, aber als sie in der Nähe der Küste anlangten, sprang Macphail geschickt an Land, und sie sah ihn niemals wieder.

Im 18. und 19. Jahrhundert entstanden zahlreiche gesellige Lieder: Shanties und andere Rundgesänge; gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde das folgende Lied aufgezeichnet:

Es war auf dem weiten Atlantik,
als die Frühlingsstürme bliesen;
ein junger Gesell fiel über Bord
unter Haie und Walfischriesen.

Und er sank hinunter so schnell wie das Licht,
und die Freunde schrien: o weh!
So kam er zu einer Seejungfrau
auf dem Grund der tiefblauen See.

Sie erhob sich auf ihrem schönen Schwanz,
reicht' ihm feucht ihre weiße Hand:
«Schon lange harre ich deiner, o mein
Geliebter vom trockenen Land.»

Sie befahl ihm, er solle zu seinen Kameraden zurückkehren und ihnen sagen, er werde im Meer bleiben, weil er eine Seejungfrau geheiratet habe. Das tat der Gesell und nutzte die Gelegenheit, seiner lieben jungen Frau daheim noch schnell eine Locke von seinem Kopf zu schicken. Darauf kehrte er mit den besten Wünschen seiner Reisebegleiter zu seiner Seejungfrau zurück. – Ein weiteres Lied aus derselben Zeit berichtet:

Am Freitagmorgen ging es in See,
und wir waren noch nicht weit vom Land,
da sah der Käpten die Seejungfrau
mit Kamm und Spiegel in ihrer Hand.

Der Kapitän und einige Reisende auf dem Schiff prophezeiten sofort ein Unglück, und wirklich:

Da drehte sich dreimal das stolze Schiff,
und dreimal dreht' sich die Fee;
und noch dreimal drehte sich unser Schiff,
und es sank auf den Grund der See.

Der Fischer in der Ballade Goethes wird von einer Wasserfrau getadelt:

«Was lockst du meine Brut
mit Menschenwitz und Menschenlist
hinauf in Todesglut?

Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
so wohligh auf dem Grund,
du stiegst herunter, wie du bist,
und würdest erst gesund.»

.....

Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
da war's um ihn geschehn:
halb zog sie ihn, halb sank er hin,
und ward nicht mehr gesehn.

Häufig erscheinen auch in skandinavischen Balladen Seejungfrauen und Wassermänner oder Trolle; viele dieser Balladen stammen noch aus dem Mittelalter, und in Dänemark finden sich einige besonders schöne.

«Die Prophezeiung der Seejungfrau» zum Beispiel besitzt eine alte Vorgeschichte: Ein König hielt einmal eine Seejungfrau sehr lange gefangen; er wollte, daß sie ihm verrate, wo auf dem Grunde des Meeres Schätze verborgen seien. Sie aber prophezeite ihm statt dessen schreckliches Unglück für seine ganze Familie:

Der König fing eine Seejungfrau,
sie spielte an der Küste.
Er hielt sie gefangen in einem Verlies,
dacht', daß sie von Schätzen wüßte.

Eines Tages wollte auch seine Gemahlin mit der Seejungfrau sprechen und ließ sie zu sich bringen; die Seejungfrau fragte sofort, ob man sie töten wolle, denn unter einem Kissen liege ein «feuchtes Messer» verborgen. Die Königin war tief beeindruckt, weil die Seejungfrau dies so schnell gemerkt hatte, und wollte nun noch mehr wissen.

Sag, was die Zukunft für uns birgt.

Da prophezeite die Seejungfrau:

Drei Söhne wirst du bald bekommen,
aber dein eigenes Leben verlierst du dabei.

Der erste wird über Dänemark herrschen,
der zweite bekommt eine goldene Kron',

und der dritte wird auf Erden so groß sein,
daß du sterben mußt, ihm das Leben zu geben.

Die Königin zeigte sich dafür sehr dankbar: sie ließ die Seejungfrau in einem prunkvollen Zug von der Dienerschaft zum Meer führen und wollte selbst sehen, wie sie in die Freiheit schwamm. Aber an der Küste brach sie bitterlich in Weinen aus, und die Seejungfrau mußte sie trösten:

Jetzt wein' nicht ob dem, was du von mir hörtest,
denn dir stehn die Tore des Himmels offen.

Eine der schönsten dänischen Balladen über einen Seetroll, «Agnes und der Wassermann», stammt aus dem Ende des Mittelalters und war ursprünglich eine Übersetzung der deutschen Ballade «Schöne Agnete».

Agnes lief an der Steilküste lang,
da tauchte ein Wassermann aus dem Meer.

Ha, ha, ha,
da tauchte ein Wassermann aus dem Meer.

Er fragte das Mädchen, ob sie seine Liebste sein wolle, und als sie sich einverstanden erklärte,

da verschloß er ihre Ohren und band ihren Mund
und trug sie hinab auf den Meeresgrund.

Acht Jahre lebte Agnes mit ihm zusammen und gebar ihm sieben schöne Söhne; aber eines Tages, als sie an der Wiege saß, hörte sie «die Glocken Englands läuten». Plötzlich war sie von großer Sehnsucht nach der Oberwelt erfüllt; deshalb bat sie den Wassermann, er möge ihr gestatten, hinauf in die Kirche zum Beten zu gehen. Er hatte nichts dagegen, warnte jedoch: «Aber schau, daß du zu den Kindern zurückkommst», und gab ihr drei Dinge zu beachten auf: sie dürfe ihr glänzendes goldenes Haar nicht herablassen, während sie über den Kirchhof gehe; in der Kirche dürfe sie sich nicht neben ihre Mutter setzen, und auf keinen Fall ihren Kopf senken, «wenn der Priester den schrecklichen Namen ausspricht». Dann trug der Wassermann Agnes hinauf in die Oberwelt und ließ sie allein zur Kirche gehen; aber sofort enttäuschte sie sein Vertrauen: Sie vergaß seine Mahnungen und ließ im Kirchhof ihr Haar herab, neigte den Kopf, als der Priester den Namen Gottes aussprach, und setzte sich neben ihre Mutter, wie sie es als Kind gelernt hatte. Die Mutter fragte sie, voll Freude und Furcht:

Wo warst du acht Jahre, fern von mir?

Wenn man bedenkt, daß sie nicht mehr zu ihm zurückkehren wollte, gab Agnes eine bemerkenswerte Antwort: sie lobte ihren Gatten, den Wassermann, in den höchsten Tönen, und da geschah es:

Der Wassermann kam stracks herauf
vom Strand zum Kirchhofstor,

Und in der Tür verbarg er sich,
und die Heiligen wandten den Blick.

Wie reinstes Gold war sein glänzendes Haar,
doch die Augen schwammen vor Sorge und Schmerz.

«Höre jetzt, Agnes, was ich dir sag':
deine kleinen Kinder brauchen dich sehr.»

«Laß sie sich sehnen, so viel sie wollen,
ich kehre nie mehr zu ihnen zurück.»

«O denk an die großen, und denk an die kleinen,
und vor allem ans Kleinste, in seiner Wiege!»

«Ich denk' nicht an die großen und nicht an die kleinen,
und ans Kleinste in seiner Wiege schon gar nicht.»

In der folgenden Ballade, «Sir Luno und die Seejungfrau», nimmt ein Ritter sehr wirksame Rache an einer Seejungfrau, die ihn und sein Schiff verflucht hatte:

Sir Luno baut' sich ein Schiff so groß,
daß niemals auf Sec etwas ähnliches fuhr:

Auf beiden Seiten erglänzt' rotes Gold,
und der Name der Jungfrau stand geschrieben darauf.

Auch der Bug und das Heck erstrahlten in Gold,
und dort stand der Name des Heilands.

So prächtig ausgestattet stach Sir Luno in See und traf bald auf eine grimmige Seejungfrau, die ihm drohte, wenn er nicht sofort sein Schiff wende, werde sie es in Stein verwandeln. Voll Hochmut erwiderte da Sir Luno:

«Niemand wirst du den Tag erleben,
da eine Seefrau mich ablenkt von meinen Wegen.»

Die Seejungfrau wollte diesen Widerspruch nicht dulden; sie sandte eine mächtige Welle, die Mast und Rahen auseinanderriß, und eine zweite, die das seidene Segel aufs Meer hinauswehte.

Da erhob sich der Steuermann und rief laut:
«Ist niemand an Bord, der die Runen kennt?»

Glücklicherweise kannte Sir Luno viele Runensprüche; mit ihrer Hilfe verwandelte er die Seejungfrau in einen Stein. So sehr sie auch um Gnade bat, und obwohl sie ihm sieben Fässer voll Silber und Gold als Lösegeld bot, sprach der Ritter die Formeln:

«Bleib du ein Stein, und reglos für immer.
Ich verliere dich nicht bis zum Tag des Gerichts.»

Sag nur allen, die du vorbeifahren siehst:
Es war Lunos weiße Hand, die mich gebannt.»

Und kühn fuhr der Ritter nach Grönland zurück.
Nun sitzt dort die Seefrau, ein kaltes Steinstück.

Die Ballade «Vom bösen Wassermann» beginnt bei einem Tanzfest auf dem Kirchhof nahe am Meer; viele edle Ritter waren mit ihren Mädchen gekommen, und die Tochter des Königs sang den Kehrreim. Da hörte ein Wassermann tief unter den Wellen ihre süße Stimme:

Und hervor taucht' der Wassermann, sagte zu ihnen:
«Vielleicht will das Königskind heiraten mich.»

Er trug glänzende Kleidung in Gold und in Grün,
und er nannt' sich Sir Alfast, der Königin Sohn.

Wie ein echter Ritter saß er auf einem feurigen Rappen, der golden aufgezümt war.

Er band seinen Hirsch an schattigem Ort
und lief um die Kirche herum.

Schließlich wagte er sich sogar hinein, und der Priester vor dem Altar fragte:

«Woher kommst du, edler Ritter so stolz?»

Die Prinzessin aber, sie lächelte fein:
«Wollte Gott, dieser schöne Ritter wär' mein.»

Freudig schwor der Ritter ewige Liebe und versprach ihr eine goldene Krone, wenn sie mit ihm komme.

Dann schlug er seinen blauen Mantel um sie,
und beide verließen die Kirche,

bestiegen den wartenden Hirsch und ritten davon. Aber als sie an den Rand des Meeres kamen, verwandelte sich der schöne Ritter plötzlich in einen wilden Troll, der fürchterlich anzusehen war. Voll Schrecken rief da die Prinzessin:

«Sir Alfast, du bist ein getaufter Mann!
Was willst du mit mir im Wasser, sag an?»

«Ich bin kein Ritter, ich bin kein Christ,
meine Heimat die Tiefe des Ozeans ist.»

Worauf er sich mit ihr unter Wasser begab,
wohl fünfzehn Faden auf Grund hinab.

Lang hörten noch Fischer, voll Furcht und Weh,
die Prinzessin klagen unter der See.

So häufig erschienen Seejungfrauen in Gedichten (Gedichte eignen sich ja besonders für Gesang und Romantik, Gefahr und tragische Dinge), daß wir leider die meisten Prosaerzählungen, in denen sie eine Rolle spielten, beiseite lassen müssen.

Am schönsten gedenkt Hans Christian Andersen ihrer in seiner zarten, tragischen Geschichte «Die kleine Seejungfrau». Generationen von Kindern haben dies Märchen geliebt; es ist viel zu bekannt, um an dieser Stelle erzählt werden zu müssen.

Friedrich de la Motte Fouqués berühmte Erzählung «Undine» (1811) wurde wahrscheinlich von einer Betrachtung bei Paracelsus angeregt: Ein alter Fischer und seine Frau lebten an der Küste einer Halbinsel, und zwischen ihrem Haus und der Stadt lag ein dunkler Wald. Eines Nachts trug ein heftiger Sturm ihre kleine Tochter ins Meer hinaus; und während die Eltern noch um sie trauerten, trieben die Wellen ein liebliches, reichgeschmücktes Kind an Land, das sie sogleich adoptierten. Als die Kleine zu einem selbstbewußten Mädchen herangewachsen war, bestand sie zum Schrecken der Pflegeeltern darauf, ihr unchristlicher Name sei Undine. Sie hielt sich die meiste Zeit im Wasser auf, und ihre geduldigen Pflegeeltern, die sie sehr liebten, lebten in dauernder Sorge um sie. Ihre eigene Tochter war aber damals gar nicht ertrunken: ein Herzog und seine Frau

hatten sie aus den Fluten gerettet und unter dem Namen Bertalda als Prinzessin aufgezogen. Eines Tages befahl dieses Mädchen dem schönen Ritter Huldbrand, der schon manche wagemutige Tat vollbracht hatte, er solle in dem finsternen Wald ihren Handschuh suchen. Bei dieser ritterlichen Tat sah Huldbrand, in der Nähe des Sees, am Waldrand die schöne Undine und verliebte sich sofort in sie. Sie erklärte, sie sei eine Wassernymphe und habe deshalb keine Seele; er aber könne ihr eine geben, wenn er sie heirate. Das tat er sofort, doch in der Folgezeit bedrückte es ihn sehr, daß seine Frau ein übernatürliches Wesen war. Herr Huldbrand nahm Undine mit unter Menschen, und Bertalda erfuhr von ihr, daß sie in Wirklichkeit nur die Tochter eines armen Fischers war. Aber die liebliche Undine fand Gefallen an Bertalda, und selbdrift zogen sie ins Schloß des Ritters. Die Wesen des Sees waren jedoch entschlossen, Undine zurückzubekommen; Huldbrand mißtraute seiner schönen, aber «übernatürlichen» Undine von Tag zu Tag mehr und verliebte sich schließlich in Bertalda. Von diesem Unglück auch noch betroffen, versuchte Undine alles, um ihre Verwandten aus dem See von schrecklicher Rache abzuhalten; vor allem bat sie ihren Mann, er dürfe sie niemals verfluchen, wenn sie auf dem Wasser weile. Aber als eines Tages ein Sturm heraufzog und sein Leben bedroht war, vergaß er sein Versprechen, verfluchte Undine, und sie verschwand augenblicklich im Wasser. Bertalda und Huldbrand kehrten sicher in ihr Schloß zurück, und als der Ritter nach vielen Jahren starb, erschien beim Begräbnis Undine zum Schrecken der Trauergäste als weißer Zweig. Und als Huldbrand unter der Erde lag, verwandelte sie sich in eine weiße Quelle.

Mehrere zeitgenössische Schriftsteller haben eine Seejungfrau zur Heldin ihrer Geschichten erwählt. So H. G. Wells in der «Sealady» (1902), Norman Walker in «Loona» und Guy und Constance Jones in «Mr. Peabody's Mermaid». Aber wahrscheinlich ist die schönste von allen neueren Geschichten über Seejungfrauen jene, die in einem Roman von Jan de Hartog, «Das verschwundene Meer» (1951), erzählt wird:

Ein holländisches Dorfmadchen namens Mensje gab freiwillig ihre Seele als Preis dafür, daß sie nach dem Seemann Jan, ihrem ertrunkenen Geliebten, suchen durfte. Sie wurde in eine Seejungfrau verwandelt und schwamm lange Zeit durch versunkene Dörfer und Städte; schließlich kam sie, nach einer schrecklichen Reise durch Unterwasserwälder, ans Ende ihrer Suche und erfuhr, daß Jan längst lebendig nach Hause zurückgekehrt sei. Mensje hörte auch, daß sie selbst Jan wieder lebendig gemacht hatte, als sie ihre eigene Seele opferte. Aber nun war sie zu einem ewigen, einsamen Leben im Meer verdammt. Sie schwamm in ihre Heimat

zurück und sah ihren Jan, der an der Küste gleichfalls verloren und einsam seiner verschwundenen Liebsten nachtrauerte. Aber als sie ihn beim Namen rief, konnte er sie weder sehen noch hören; so blieb er ungetröstet an Land und hielt bis ans Ende seiner Tage ihr Andenken hoch in Ehren. Sie aber hatte Jan so sehr geliebt, daß sie seither alle Seeleute schützt: wer sie leise singen hört, weiß, daß bald ein Sturm heraufzieht, und kann sich an Land in Sicherheit bringen.

Eine phantasievolle, aber doch realistische Erzählung von einer Seejungfrauenmadonna schrieb der zeitgenössische griechische Schriftsteller Stratis Myrivilis: «Die Madonna mit dem Fischleib» (1950). Aus Dankbarkeit dafür, daß sie einem Schiffbruch lebend entkamen, erbauten Seeleute auf einem Felsen der Madonna eine kleine Kapelle. Und ein alter Kapitän malte auf eine Wand eine Madonna mit goldenem Haar, smaragdgrünen Augen und einem langen, blauen Schwanz, und sie hielt in der rechten Hand ein Schiff und in der linken den Dreizack Poseidons. Nun ähnelte aber die Heldin der Geschichte, ein Findelkind, dieser Madonna ganz verblüffend, und die Seeleute glaubten fortan, sie sei die Tochter einer Seejungfrau und eines Matrosen. Diese zarte Geschichte beweist, daß der Zauber des Meeres, mit dem sie jeden Leser gefangenimmt, auch heute noch wirkt; und daß ein empfindsamer, phantasievoller Dichter des 20. Jahrhunderts von modernen Seejungfrauen genauso angeregt werden kann wie von den göttlichen Nereiden des klassischen Griechenland.

15

In unseren Tagen

Wir wissen zwar, daß man auch heute noch Legenden über Seejungfrauen weitererzählt und daß die Maler, Dichter, Dramatiker und Reklameleute eifrig für ihr Fortlebensorgen. Trotzdem erstaunt es immer wieder, festzustellen, daß man in einigen Ländern an diese halb menschlichen Wesen immer noch mit beharrlicher, heidnischer Frömmigkeit glaubt.

In England ist der Glaube an Seejungfrauen sicherlich noch nicht völlig ausgestorben; man findet immer wieder Leute, die mit großer

Überzeugung behaupten, es gebe sie auf jeden Fall in den abgelegenen Gegenden der Insel. Die Tatsache, daß man nur selten noch ein offenes Bekenntnis zu ihnen hört, besagt für sich genommen nicht so viel, wie man meinen möchte. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die Menschen jener Gegenden, in denen man früher an Seejungfrauen und Seehundsmädchen glaubte, viele alte Überlieferungen oder gar den Glauben an sie bewahrt haben, ohne dies gleich einem neugierigen Forscher anzuvertrauen, der ja doch nur die Nase rümpft oder ungläubig lächelt.

Manche Berichte kommen heute nur noch ganz zufällig ans Licht. So war zu Beginn unseres Jahrhunderts die Gegend um Lydney in Gloucestershire eine ergiebige Fundstelle für Volksbräuche und alte Überlieferungen:

«Vom Dorf Brockwin in Gloucestershire fuhr man in früheren Zeiten häufig auf Lachsfang. Die Netze wurden zwischen zwei Booten ausgespannt und bildeten einen Sack, in dem man die Fische fing. Eines Tages waren nur zwei solcher Boote auf dem Wasser, und einer der Fischer sah, als das Netz geschlossen wurde, daß ein besonders großer Fisch mit den Lachsen ins Netz gegangen war. Sehr erregt über diesen Fang ruderte er zum Schließen des Netzes so schnell näher, daß der Schwanz des seltsamen Fisches zwischen beiden Booten eingeklemmt wurde. In einer einzigen geschickten Bewegung drehte sich der Fisch um, und da zeigte sich: er war in Wirklichkeit eine zornige Seejungfrau. Sie befreite sich schnell aus den Schnüren und prophezeite dem Übeltäter, der sie verletzt hatte, sehr wenige seiner Nachkommen würden in ihren Betten sterben. Als ein alter Mann aus der Familie dieses Fischers aufs Dach stieg, um es zu flicken, fiel er herab und stürzte sich zu Tode. Und eine Frau aus dem Dorf, die den ganzen Vorfall berichtete, meinte, als sei dies eine Sache der größten Selbstverständlichkeit: «Ach ja, das war der Fluch der Seejungfrau.»¹

In Schottland beobachtete ein Fischer in jüngster Zeit wiederum eine Seejungfrau. Er war schon achtzig Jahre alt, da sah er im Jahre 1947 in einer Küstenbucht plötzlich sechzig Fuß weit draußen eine Seejungfrau; sie kämmte ihr Haar und saß dabei auf einer Heringskiste, in welcher die Fischer ihre Hummer lebend aufbewahrten. Unglücklicherweise merkte sie, als sie sich plötzlich umsah, daß der Fischer sie beobachtete, und sprang ins Meer. Kein Kreuzverhör konnte die Aussage des alten Mannes erschüttern: er war überzeugt, daß er diese Seejungfrau wirklich gesehen hatte.

In Westschottland haben sich die alten Geschichten von übernatürlichen Wesen aus heidnischer Zeit am längsten erhalten. Nach Aussage der noch lebenden Margaret Maclaren aus Maclaren besagt die Ahnen-

tafel ihrer Familie, daß sie der Vereinigung einer Seejungfrau mit einem sterblichen Menschen entstamme.

Kurz vor seinem Tode im Jahre 1944 berichtete ein hochgeschätzter kleiner Landbesitzer jener Gegend, Alexander Gunn, er sei im Jahre 1900 im Bezirk Sandwood in Nordwest-Sutherland einer Seejungfrau begegnet; die ganze Gegend heißt im Volksmund «das Land der Seejungfrauen». Gunn war mit seinem Hund eine enge Schlucht, die zum Meer führte, hinuntergestiegen, um ein Schaf heraufzuholen, das sich unten zwischen den Felsen eingeklemmt hatte. Als sein Hund plötzlich furchtsam winselte, blickte er auf und sah eine Seejungfrau, die sechs oder sieben Fuß vor ihm auf einem Felsen saß. Sie war sehr schön, hatte die Größe eines Menschen, rötlich-gelbes, lockiges Haar, grünblaue Augen, hochgewölbte Brauen und einen krummen Rücken. Sie blickte den Störenfried erschreckt und böse an, und darüber erschrak Alexander Gunn heftig und machte sich schnell aus dem Staube. Er glaubte, daß sie dort gestrandet sei und nun auf die nächste Flut warte, die sie ins Meer zurücktragen sollte. Gunn versicherte ganz ausdrücklich: «Das habe ich wirklich gesehen; ich bin tatsächlich einer Seejungfrau begegnet.»

Einige Jahre später sahen zwei junge Mädchen, die am Ufer eines Sees in derselben Gegend spazierengingen, eine Seejungfrau, die bei ihrem Näherkommen graziös von einem Felsen ins Wasser glitt. Die Beschreibung, welche die Mädchen gaben, stimmte in allen Einzelheiten mit der von Alexander Gunn überein.

Im Jahre 1939 bemerkte eine Dame, die zum Fischen gefahren war, im Wasser ein großes Knäuel von Seegras, das zur Oberfläche heraufstieg. Aber da drehte sich plötzlich dies Knäuel und zeigte ein schönes Gesicht, feines goldenes Haar, blaue Augen und eine rosige Gesichtsfarbe. Die Dame wollte eine Freundin im Nachbarboot zu sich heranzurufen, da tauchte die Seejungfrau unter und ließ sie dabei noch kurz ihren mächtigen Schwanz sehen. Der Ruderjunge der Dame erzählte, man habe in der Gegend diese Seejungfrau schon häufig im Wasser oder auf Felsen gesehen. Sie sprach niemals mit jemandem, hatte aber auch keinem ein Leid angetan. Trotzdem waren die Leute der Gegend überzeugt, es müsse irgendeine schreckliche Bewandnis mit ihr haben.

In derselben Gegend sahen kurz darauf einige Fischer einen Wassermann aus dem Meer auftauchen. Er war überall behaart, sah teuflisch aus und schnitt den Zuschauern furchterregende Grimassen. Deshalb ruderten die Fischer aus Furcht vor einem schrecklichen Unglück so schnell sie konnten zur Küste zurück.²

Selbst in Amerika stirbt der Glaube an die Seejungfrauen nur lang-

sam aus. In Nordkarolina hörten Forscher noch 1952, daß viele alte Leute daran glaubten, es gebe Fischmenschen; sie meinten, im Meer fänden sich so vielerlei Wesen, daß unter ihnen sicher auch eine Fischfrau sein werde.

Wahrscheinlich war ein Matrose an Bord des Floßes Tahiti-Nui ebenso fest überzeugt. Eric de Bisschop baute dieses Floß, um zu beweisen, daß die alten Polynesier auf solch einem Fahrzeug ebensogut ostwärts zur Küste von Chile segeln konnten wie den umgekehrten Weg, den die Kontiki-Expedition erforscht hatte. In seinem Buch «Tahiti-Nui» berichtet Eric de Bisschop sehr lebendig von dieser Reise und schreibt, was am 3. Januar 1957 kurz nach Mitternacht geschah:

Einem natürlichen Bedürfnis folgend verließ de Bisschop seine Kojen an Deck und fand dort den wachhabenden Matrosen nicht auf seinem Posten. Nach kurzer Zeit erschien der Mann endlich vom «Vorschiff» her, taumelnd und fluchend; de Bisschop wußte, daß er weder ein Säufer war, noch im Augenblick getrunken haben konnte. Der Matrose erzählte, während der Wache habe er plötzlich am Bug des Floßes ein lautes Platschen gehört und sei nach vorn gegangen, weil er glaubte, ein großer Fisch, vielleicht ein Delphin, sei aus dem Pazifik auf Deck gesprungen. Voll Entsetzen sah er aber, daß das Wesen aufrecht auf seinem Schwanz stand und daß auf seinem Kopf offenbar besonders feines Seegras wuchs. Zitternd ging er näher heran und berührte das Tier, worauf es einen großen Sprung machte, ihn dabei umwarf und wieder ins Meer zurücktauchte. Der Matrose beschwor, dieser Fisch sei eine Seejungfrau gewesen; und sein Kapitän war geneigt, ihm Glauben zu schenken, denn er sah, daß die Ärmel seiner Jacke mit glitzernden Fischschuppen übersät waren. De Bisschop ging wieder unter Deck, und als er kurz danach noch einmal heraufkam, stand der Mann zwar auf seinem Posten, aber auf seinen Ärmeln waren keinerlei Schuppen mehr zu sehen.

Er gibt zu, daß dieses Ereignis in einer ruhigen Zeit stattfand, als die Zeitungen dringend von ihm Berichte über «Wunder des Meeres» forderten, von denen die Forscher auf dem Floß bis dahin allzu wenig zu berichten wußten. De Bisschop beschwört an dieser Stelle leidenschaftlich, er wolle weder etwas erfinden noch beschönigen; und sein Buch klingt im ganzen sehr zuverlässig. Trotz dieser erklärten Rechtschaffenheit ist es denkbar, daß die Seejungfrau der Tahiti-Nui eine Ente zum Besten der Zeitungen war, ein Opferhappen für die Cerberusse der Presse. Die Wahrheit werden wir niemals erfahren, denn Eric de Bisschop starb an Verletzungen, die er sich bei einem Schiffbruch vor den Cook-Inseln zuzog, nachdem er in Chile ein neues Floß gebaut und den Kurs der Tahiti-Nui ein zweites Mal verfolgt hatte. Trotzdem klingt sein Bericht über die

Seejungfrau einigermaßen glaubhaft, besonders, wenn wir ihn mit den gut dokumentierten Beobachtungen aus dem 19. Jahrhundert vergleichen. Vor allem enthält er einen unerwarteten, nicht sehr romantischen Zug: die Seejungfrau der Tahiti-Nui stank sehr aufdringlich.

Von den Weiten des Pazifik hinüber ins moderne Griechenland scheint ein langer Weg zu führen. Aber gerade auf seinen Inseln und seinem Festland finden wir in unserer Zeit die lebendigste Seejungfrauenüberlieferung, so stark sie auch von den Sagen des klassischen Altertums geprägt sein mag.

Noch 1958 stellte ein griechischer Volkstumsforscher fest, der Glaube der Neugriechen an eine übernatürliche Allgegenwart und deren Eingreifen gehe weit über den Rahmen der christlichen Überlieferungen hinaus und umfasse noch andere übernatürliche Wesen, deren Ursprünge man bis zu den Nebengottheiten der klassischen Zeit und zu der mythenbildenden Phantasie primitiver Völker zurückverfolgen könne. «Das Christentum vermochte mit Leichtigkeit, die großen Götter hinwegzufegen; aber die weniger wichtigen übernatürlichen Wesen des Volksglaubens leisteten beharrlich Widerstand: sie waren dem irdischen Alltag um so vieles näher. Griechische Bauern unserer Tage glauben noch immer an Nymphen und bezeichnen sie mit dem alten Namen der Meereswesen als Nereiden.»³

Die modernen Nereiden besitzen noch immer jene Grazie und Schönheit, mit der die Griechen der klassischen Zeit sie schmückten, und können zauberhaft singen. Meist sind sie fröhlich und lüstern, können aber auch heftig lieben und hassen; und häufig rächen sie sich an Menschen, die sie im ungeeigneten Augenblick überraschten.

Alle Geschichten, welche man sich im Griechenland unserer Tage von Nereiden erzählt, folgen in ihren Grundzügen den alten Vorbildern. So heißt es, gelegentlich heirate eine Nereide einen Sterblichen, und ihr Mann könne sie nur dann an der Rückkehr in ihr gewohntes Element hindern, wenn er ihren Schal oder ihren Schleier vor ihr verberge; in abgelegeneren Gegenden gilt eine Heirat zwischen einem Menschen und einer Nereide heute noch als durchaus glaubhaft; dort hören Reisende immer wieder, daß bestimmte Familien seit lange vergangenen Zeiten eine Nereide zu ihren Ahnen zählen. Aber die Nereide bleibt, genau wie die Seejungfrau, nur selten bei ihrem Mann; sobald sie ihren Schleier oder ihren Schal wiederfindet, verläßt sie Haus, Mann und Kinder und kehrt ins heimische Wasser zurück. Gelegentlich erscheint sie dann vielleicht noch einmal und besucht ihre Kinder, aber ihr Erdenleben ist unwiderfürlich zu Ende.

Ein englischer Reisender begegnete in unseren Tagen einem gebildeten Lebensmittelhändler aus Poros, der etwas sehr Merkwürdiges zu berichten wußte. Ein Matrose in Diensten des Reisenden erzählte, Nereiden hätten ihn gezwungen, auf einen Berg hinaufzusteigen und für sie zu tanzen; er sagte: «Sie sind grausam, lachen und tanzen gern und kleiden sich sehr unanständig.» Als ein Fischer den Matrosen neckte und mimisch zu verstehen gab, er sei nicht ganz richtig im Kopf, warf der Händler, der in der Nähe saß, unerwartet ein: «Ihr glaubt also nicht daran? Weder an Engel noch an Nereiden? Aber wenn irgend jemand etwas über sie weiß, dann bin ich es, denn meine eigene Großmutter war eine Nereide.» Der Händler war gern bereit, diese merkwürdige Behauptung genauer zu belegen. Er erzählte, sein Großvater habe sich bei einer Hochzeit schrecklich betrunken und seine schöne Frau gebeten, im Hof für ihn zu tanzen. Sie hat ihn, er solle ihr doch den Schal holen, denn dann würde ihr Tanz noch schöner. Betrunkener, wie er war, gehorchte der Mann und sah nach wenigen Augenblicken, daß seine Frau in der Luft zu tanzen begann; sie schwebte immer höher hinauf, und plötzlich brach sie in Gelächter aus, lief hoch über seinem Kopf davon und ward nie mehr gesehen.

Moderne Nereiden gelten vielerorts als sehr kinderlieb, obwohl sie die eigenen Kinder häufig verlassen. Es heißt, daß sie gerne sterbliche Kinder stehlen; wenn ein Kind gestorben ist, sagt man, die Nereiden hätten es geholt. «Daß ein Kind von Nereiden gestohlen wurde, wenn es stirbt oder verschwindet, glaubt man unter einfachen Menschen immer noch fest.

Glaubt nur den alten Geschichten: nicht Tod,
sondern Nymphen vom Fluß
sah'n deine liebliche Tochter und stahlen sie,
sich zur Freude.»⁴

In der Provinz Maina, auf der mittleren der drei Halbinseln des Peloponnes, hört man besonders viele Geschichten von Meernymphen, und auch in der Stadt Sinasos in Kappadozien werden sie hoch in Ehren gehalten. Die Felsen von Lerna sollen ebenfalls häufig von Nereiden besucht werden, und im Jahre 1826 beschrieb ein Bauer aus Argolis eine Nereide, die er angeblich gesehen hatte: «Ihr Haar war grün und mit Perlen und Korallen geschmückt; im Mondschein konnte ich sie häufig auf der Oberfläche des Meeres fröhlich tanzen sehen; tagsüber kam sie an Land und trocknete ihre Kleider auf dem Felsen in der Nähe der Lernaer Fabriken.»

1949 berichteten zwei Forscher, eine mittelalterliche Turmruine der

Gegend werde von drei Nereiden heimgesucht. Sie erschienen immer als weißgekleidete junge Damen und brachten die Vorübergehenden dazu, sich in den Fluß zu stürzen: durch eine teuflische Vorspiegelung ließen sie auf seinen Wellen goldene Gefäße schwimmen. Wer eines davon erhaschen wollte, wurde gefangen und in einer bestimmten Bucht ertränkt. Viele Wildbäche auf Chios sind gleichfalls berüchtigt dafür, daß in ihnen Nereiden und andere übernatürliche Wesen hausen.⁵

Auch Alexander der Große lebt in der griechischen Volksüberlieferung noch weiter. Wenn die Nereide Lamia vor dem Bug eines Schiffes erscheint, fragt sie gewöhnlich die Mannschaft: «Ist der große Alexander tot?» Darauf müssen die Matrosen erwidern: «Er lebt, regiert und hält die Welt in Frieden.» Mit dieser Auskunft gibt sich die Nereide zufrieden, schwimmt die nächsten Stunden vor dem Schiff her und garantiert bis zum Hafen für günstigen Wind. Wenn die Männer dagegen unklugerweise verraten, daß Alexander tot ist, beschwört sie durch ihre Klagen schreckliche Stürme herauf, die das Schiff umstürzen und die Mannschaft ertränken. In einem Wirtshaus in Poros ist diese Nereide auf einem Wandbild dargestellt: sie trägt eine griechische Flagge und schwimmt vor einer Caique einher, deren Matrosen ebenfalls Flaggen in den Händen halten: sie haben ganz offenbar die richtige Antwort auf Lamias Frage gewußt. Künstler der Cycladen malen die Lamia gern in dem Augenblick, da sie den Bug eines Schiffes ergreift und die Seeleute fragt.⁶

Männliche Götter des Meeres haben den Lauf der Jahrhunderte kaum überlebt; eine Ausnahme macht nur Poseidon. Von ihm glaubt man noch immer, daß er, zur Hälfte als Mensch und zur Hälfte als Fisch, auf Delphinen reitet. Er schläft auf einem goldenen Bett und ist kraft der vielen Schätze, die im Meere versanken, unermesslich reich; seine alten Herrscherfunktionen hat jedoch fast überall der heilige Nikolaus übernommen.⁷ Der Erderschütterer Poseidon besaß jedoch in klassischer Zeit keinen Fischschwanz, und auch Nereus, der meist als alter Mann galt, wird nur selten fischschwänzig gezeigt; möglicherweise vermischte man die alten Überlieferungen von beiden Göttern mit denen über Triton oder Achelous.

Kalypso, jene Meernymphe, die Odysseus sieben Jahre lang auf ihrer Insel Ogygia gefangenhielt, wird auf Malta in gutem Andenken bewahrt. Die Bewohner von Gozo sind überzeugt, auf ihrer Insel hätte früher Kalypso geherrscht; noch 1957 notierte ein Reisender: «Die Gozitaner waren durch nichts in der Welt abzubringen von ihrer Anhänglichkeit an Kalypso mit den schönen Haaren.»⁸

Auch bei einigen afrikanischen Stämmen finden wir heute noch einen starken Glauben an Wassermänner und Seejungfrauen. Zwar spielen

Wassergeister in den Religionen der Völker aus Zentral- und Südafrika kaum eine Rolle, aber bei westafrikanischen Stämmen ist der Glaube an Geister im Meer, in Flüssen, Seen und Quellen noch tief verwurzelt.

Die Wasserfrau aus Mende in der Sierra Leone scheint eng mit unserer Lorelei verwandt zu sein: sie hat herrliches Haar und bringt, wie ihre deutsche Schwester, jedem, den sie bezaubert, den sicheren Tod.⁹ In derselben Gegend glaubt man daran, daß im Meer mächtige Geister wohnen und daß Wassermänner unter den Wellen Paläste besitzen und Hof halten. Auch weibliche Geister gibt es dort, und in einigen Gegenden der Sierra Leone findet sich ein richtiger Najadenkult: wer einen Fluß überschreiten muß, sucht zuerst die Geister darin zu versöhnen; man fürchtet sie sehr, denn es heißt, die Najaden fingen jeden, der sich ohne ausreichende Vorsichtsmaßnahmen in ihr Gebiet wagt.

An der Kap-Küste in Ghana gilt Tahbin als Gott des Meeres; seine Frau, Tahbi-yin, lebt auf einem Felsen, soll weißhäutig sein und die Gestalt einer Seejungfrau haben. Beide werden weithin gefürchtet, weil sie gern Menschen ertrinken lassen.

Die an der Küste wohnenden Stämme der Yorubas verehren den Meergott Olokun: er lebt in einem Palast auf dem Grunde des Meers und beschäftigt einen riesigen Hofstaat von Wassermännern und Seejungfrauen. Seiner Hauptfrau, Olosa, sind an der Küste von Lagos in Nigeria viele Tempel geweiht.¹⁰

Welch geringen Einfluß eine aufgeklärte, europäische Erziehung auf einen Afrikaner hat, der solch einem Glauben anhängt, beweist ein Gerichtsbericht aus Accra, der im November 1956 aufgezeichnet wurde. Der Afrikaner war Kassierer in einem Handelshaus in Accra und muß für diese Arbeit ein gewisses Maß von Bildung besessen haben; anscheinend gehörte er aber zu einem Stamm, der immer noch an Wassergeister glaubte. Unter der Überschrift «Er erwartete, daß eine Seejungfrau ihn reich machte» berichtete eine Zeitung aus Accra über den Zwischenfall: offenbar hatte ein Fulani, ein Zauberer, diesem Kassierer Hilfe versprochen, als er sich in Geldverlegenheiten sah. Beide verabredeten, sich an der Küste von Christiansborg zu treffen, und dort beschwor der Fulani eine Seejungfrau aus dem Meer herauf, die dem Mann helfen sollte, «alles zu bekommen, was er im Leben brauchte». – «Die Seejungfrau nannte, als sie aus dem Wasser aufgetaucht war, den Kassierer sogleich beim Namen und erklärte, sie sei bereit, ihm zu helfen. Aber zuerst müsse er 500 Pfund besorgen. Daraus wolle sie 1000 Pfund für ihn machen, und sechzehn Pfund müsse er draufzahlen für die Unkosten und ein paar Getränke bei der Arbeit.» – Der leichtgläubige Kassierer war begeistert

von dieser neuen Methode, schnellen Reichtum zu erwerben, stahl am folgenden Tag die nötigen 516 Pfund aus den Tageseinnahmen seiner Firma und begab sich voll schöner Hoffnungen an die Küste. Der Fulani wartete dort auf ihn, nahm sein Geld, breitete es auf einer Matte aus und rief zum zweiten Mal nach der Seejungfrau; diese erschien auch sogleich und befahl dem Kassierer, er solle sich zum Meer wenden und die Augen schließen; er dürfe sie dreißig Minuten nicht öffnen und solle sich so lange still verhalten. Als er die Augen aufmachte und sich umdrehte, waren natürlich Seejungfrau, Geld und Fulani verschwunden. Aber damit endet die Geschichte noch nicht. Ein Polizist schöpfte Verdacht, als er den so Düpierten zu dieser ungewöhnlichen Stunde an der Küste sah; er verhörte ihn und nahm ihn mit auf die Wache. Am folgenden Tag stellte sich heraus, daß in der Kasse, die der Kassierer zu verwalten hatte, 516 Pfund fehlten, und man verurteilte ihn zu zwölf Monaten Gefängnis. Im Gefängnis hatte er dann sicherlich Zeit genug, wie andere Männer zu anderen Zeiten und in anderen Ländern über die Bosheit der Seejungfrauen nachzudenken.

Eine Holländerin, die lange in Indien lebte, verzeichnete im April 1938 in ihrem Tagebuch einen merkwürdigen Bericht über einen Wassermann: nach den Aussagen einer parsischen Ladenbesitzerin war er kurz zuvor im Staate Cochin erschienen. Als weit und breit kein Schiff zu sehen war, erblickten Fischer eines Tages auf dem Meer einen nackten Jüngling von etwa zwanzig Jahren, der sehr zart und schön gestaltet war. Sie brachten ihn an Land, und er wälzte sich dort unwahrscheinlich gelenkig im Sande herum. Ein Dorfbeamter, den die Fischer dazuholten, konnte dem Jüngling kein Wort entlocken; er sprach in keiner bekannten Zunge, sondern blickte die Leute nur wild an und preßte seine Glieder in den Sand. Als die Menge der Schaulustigen immer größer wurde, kroch er zum Rand des Meeres, schlüpfte mit einer geschickten Bewegung ins Wasser und verschwand. Man sah ihn niemals wieder, und die Holländerin und die Parsenfrau waren sich einig darüber: dies mußte ein Wassermann gewesen sein.¹¹

Auf Java, der «Braut des endlosen Meeres», verehrt man noch heute eine Seejungfrauengöttin, die Loro Kidul oder Batu Loro Kidul heißt und im Indischen Ozean vor der Südküste von Java wohnt. Die Könige von Java pflegten lange Zeit ein Stück ins Meer hinauszuwaten und um den Rat Loro Kiduls zu bitten, bevor sie ein größeres Unternehmen zu bestehen hatten. Noch heute hütet man sich auf Java, zu weit ins Meer zu waten; wer es dennoch riskiert, muß fürchten, daß er das Meer-Orchester der Königin hört oder gar die goldenen Straßen ihrer Stadt unter

den Wellen erblickt und, davon angezogen, immer weiter hinauswatscht, bis er ertrinkt.

Obwohl sie eigentlich nur an einen einzigen Gott glauben dürfen, zollen javanische Moslems einer ganzen Reihe geringerer Gottheiter große Verehrung, und am beliebtesten war immer diese «Göttin der südlichen Meere». In gewissen Küstengegenden legen sich Leute am Strand schlafen, um von Loro Kidul Offenbarungen zu empfangen. Sie besitzen auch einen Tempel, in dem ihr geopfert wird. Javanische Mystiker wollen sie und ihren Hofstaat schon häufig gesehen haben. «Als Königin des Meeres besitzt sie ein großes Gefolge schöner Meernymphen und weniger schöner Wassermänner, deren Haar durch Muscheln, Algen und Seegrass verunziert wird.»

Die Verehrer der Loro Kidul versammeln sich jeden Donnerstag, dem mohammedanischen Tag der Ruhe, an der Südküste Javas und bringen ihr Opfer dar. In früheren Zeiten erhielt die Göttin einmal im Jahr darüber hinaus ein besonderes Opfer zu Ehren des Sultans.

Ein sehr farbiger Ritus zu ihren Ehren wird jeden Frühling abgehalten, bevor man zum Sammeln der eßbaren Schwalbennester aufbricht, die von der chinesischen Bevölkerung Javas als Delikatesse geschätzt werden. Die Nester liegen meist in Felsritzen, und die Sammler müssen an den steilen Felsklippen gefährliche Klettertouren vollbringen. Bauern von der javanischen Küste rufen im Frühling, bevor sie sich auf diese gefährliche Suche machen, Loro Kiduls Hilfe an. Vor Beginn der Zeremonie tragen Frauen Opfergaben von Reis, Bananen und Kokosnüssen auf schön geschmückten Bambustablets zur Erfrischung der Göttin und ihrer Dienerschaft ans Ufer. Sie setzen die Gaben am Rande des Wassers ab, und die Männer stellen ein großes Holzbildwerk des mythischen Hinduvogels Garuda auf. Seine Rolle bei der Zeremonie besteht darin, Loro Kidul aus dem Meer an die Küste zu tragen. Neben ihm legt man einen Spiegel, einen Kamm und ein Tablett mit Gesichtspuder, Kohle zum Schwärzen der Augen, Betelblättern für die Lippen und Parfüm bereit, damit die Göttin Toilette machen kann, nachdem sie vom Rücken Garudas abgestiegen ist. Damit sind für die Beschwörung alle Vorbereitungen getroffen. Wie es sich für eine musikliebende Seejungfrau gebührt, beginnt die Feier mit den Klängen eines javanischen Gamelan-Orchesters; der erste Schlag der Gongs ist das Zeichen für Loro Kidul, daß nun alles bereit ist. Dann flehen die Bauern im Chor die Göttin an, sie möge sie bei ihrer gefährlichen Arbeit schützen und ihnen eine große Ausbeute von Vogelnestern schenken; schnell fällt einer der Musiker in Trance und beschreibt, wie er Loro Kidul sieht: «Sie reitet über die schaumkronigen

Wellen. Sie hat unseren Ruf gehört. Bald wird sie die vielen Fische und Muscheln abstreifen, die sich an den goldgestickten Sarong und ihr rabenschwarzes Haar geklammert haben. Bald wird sie an die Küste treten.» Damit hört das Orchester, das bis zu diesem Zeitpunkt gespielt hat, plötzlich mit Musizieren auf. Alle Männer schließen die Augen zur Meditation und haben bald ebenfalls Visionen von Loro Kidul: nachdem sie Toilette gemacht hat, tritt sie zu ihnen heran, begrüßt sie und schenkt ihnen übernatürliche Kraft und Gelenkigkeit. Dies ist der merkwürdigste Augenblick der ganzen Zeremonie: alle sind plötzlich verstummt, und nur die Wellen plätschern leise die Sandküste hinauf. Die Visionen dauern nur wenige Sekunden. Sobald sie vorüber sind, beginnt die schwierige Suche nach den Vogelnestern, aber nun sind Unfälle nicht mehr zu erwarten: die Kletterer haben Loro Kidul gesehen, und sie schützt alle mit sicherer Hand.

Welch große Macht diese Seejungfrauengöttin über die Küstenbevölkerung übt, zeigte sich, als eine Reisende ein Kind von acht Jahren am Meer fragte: «Warum wird denn hier in der Gegend nicht gefischt?» Das kleine Mädchen schüttelte ernsthaft den Kopf, deutete bedeutungsvoll auf die Brandung und sagte: «Loro Kidul mag das nicht.»¹²

In Malaya gibt es ebenfalls eine Zeremonie, mit der man die Götter der See besänftigt und ihren Schutz sucht; in Kelantan findet die Feier am Gedenktage des ersten Raja von Malaya statt, der eine Seejungfrau heiratete und mit ihr seither im Mittelpunkt des Meeres lebt. In diesem Ritus wird der Meerergöttin ein Bulle geopfert; nach langen feierlichen Gesängen wird er zusammen mit vielen anderen Opfergaben im Meer versenkt. Auch heute noch gilt es als ratsam, die Geister auf See in dieser Weise zu besänftigen.¹³

Auch die Balinesen bestehen weiter darauf, Waruna, den Gott des Meeres, günstig zu stimmen; von allen balinesischen Göttern heischt er noch den meisten Respekt. Ein Reisender, der erst vor einigen Jahren einen Kurzfilm vom Tanz zweier Mädchen im Zwielficht auf der Küste von Kuta drehen wollte, merkte betroffen, wie sehr man Waruna immer noch fürchtet. Viele junge Tänzerinnen bedrängten ihn, gefilmt zu werden; als es endlich soweit war, fuhren vierzehn von ihnen auf einem Auto zur Küste, als die Sonne schon unterzugehen begann. Plötzlich gab es große Aufregung: die Mädchen wollten sofort zurück. Sie hatten vergessen, Waruna zu opfern, und so sehr der Reisende auch protestierte, weil das Licht von Minute zu Minute schlechter wurde: die Mädchen weigerten sich strikt, an der Küste zu tanzen, ohne zuvor den Gott des Meeres günstig gestimmt zu haben. Deshalb fuhr das Auto alle zurück, und es zeigte sich, daß das ganze Opfer für Waruna aus zwei glatten Bananenblättern,

ein paar Blumen und einigen Reiskörnern bestand. Mit dieser Gabe ging es zur Küste zurück, und der Reisende filmte nicht nur den Tanz im Zwielflicht, sondern auch eine der Tänzerinnen, die im Sand kniet und dem Gott des Meeres ihr Opfer darbringt.¹⁴

In zivilisierten Ländern glauben zwar nur noch wenige Menschen an Seejungfrauen, aber als Inbegriff aller romantischen Fabelwesen leben sie immer noch fort. Es besteht recht wenig Aussicht, daß sie je in Vergessenheit geraten, denn immer wieder werden sie abgebildet: in Zeitungen, Zeitschriften und auf Anpreisungen der merkwürdigsten Dinge, die meist nur noch recht entfernt mit dem Meer zu tun haben. Aber die Werbegraphiker wissen schon, was Menschen unserer Zeit noch anziehen kann, und so ist es wenig verwunderlich, daß Seejungfrauen häufiger als alle anderen Fabelwesen zusammen auf Plakaten und in Anzeigen erscheinen.

Ebenso beliebt sind sie bei Karikaturisten: kaum eine Woche geht vorüber, ohne daß irgendwo eine Seejungfrau einer Zeichnung von unterschiedlichster Qualität Modell stehen muß.

Auch Dramatiker haben im Lande der Seejungfrauen neue «Einfälle» gesucht: Peter Blackmore ließ sie mit Fischschwanz und allem übrigen «Zubehör» gleich in zwei Stücken auf der Bühne erscheinen. Das erste – «Miranda» – ist eine freche kleine Komödie über eine Seejungfrau, die in Cornwall einen Arzt vor dem Ertrinken rettet und ihn überredet, sie mit nach London zu nehmen. Sie verkleidet sich als seine Patientin und bringt allen, die mit ihr zu tun bekommen, viel amüsantes Unglück. Im zweiten Stück – «Mad about Men» – verirrt sich Miranda abermals in die Oberwelt, aber diesmal in eine Hütte aus Cornwall. Geschicht hat Peter Blackmore in diese Fortsetzung die alte Geschichte der Seejungfrau von Zennor eingearbeitet: wir wissen, daß aus der Ehe des Chorsängers Matthew Trewella mit einer Seejungfrau Kinder hervorgingen, und Miranda ist eines von ihnen. Der Stoff wurde dann erfolgreich verfilmt; ein paar sehr reizvolle Aufnahmen der Seejungfrau in ihrer natürlichen Umgebung boten allen Zauber des Meeres auf.

Weil die Seejungfrauen immer schon herrliche Stimmen besaßen und sich nicht selten selbst auf Musikinstrumenten begleiten, tauchen sie natürlich auch in den Titeln musikalischer Werke häufig auf; der Katalog für neuere Musik aus dem Britischen Museum enthält unter dem Stichwort «Seejungfrau» mehr als ein halbes Dutzend enggedruckter Seiten mit vielen verführerischen Titeln. Als Auswahl seien hier genannt: das «Seejungfrauenlied» von Haydn, die «Seejungfrauenkantate» von S. Liddle, die «Unterwasserwelt der Seejungfrau» von E. Austin, «Die Seejung-

frauen des Hudson» von R. du Tailly und «Die Höhle der Seejungfrau» von G. Land und noch einmal von D. Lee.

George Kastner, der Verfasser eines umfassenden Werkes über «Les Sirenes», beschließt sein Buch mit einer eigenen Vertonung von Texten von F. Maitlan. Er nannte das Lied «Le Reve d'Oswald où Les Sirenes»; Sirenen versuchen, den verzauberten jungen Dichter Oswald, der mit einem Menschenmädchen namens Eva verlobt ist, in die Hölle zu entführen. Sie singen ihm einen lieblichen Todeschor vor, aber Oswald hört darunter nur die Stimme Evas und kann den Zauber der Sirenen brechen.

Beinahe wären Seejungfrauen auch auf einem Konzertpodium in Paris erschienen. Auf dem Programm stand Debussys Suite «Les Images», in welcher ein Seejungfrauenchor ein Nocturno zu singen hat; aber der Veranstalter war zu geizig, auch noch einen Chor zu engagieren und setzte ein anderes Werk anstelle der «Images». Der Gastdirigent erfuhr erst kurz vor dem Konzert von dieser Änderung und seufzte traurig: «Ich finde es sehr bedauerlich, daß es keine Seejungfrauen geben wird; ich hätte gern mein Honorar zur Verfügung gestellt, um sie zu bezahlen.»

Die Hauptrolle spielte schließlich eine Seejungfrau in einer Oper nach dem Märchen von Hans Christian Andersen, von Claudine Currey 1925 geschrieben und von Margaret More 1929 komponiert: Die Seejungfrau Eleda verliebt sich unsterblich in einen Prinzen, den sie aus einem Schiffbruch gerettet hat, obwohl sie weiß, daß jegliche Liebe zu einem Sterblichen für eine Seejungfrau verderblich und gefährlich ist. Aber sie zahlt der schrecklichen Feuerhexe gern einen furchtbaren Preis dafür, daß sie wie ein sterbliches Mädchen aussieht und «das ganze seltsame Geheimnis der Seele erkennt»: die Hexe schneidet ihr die Zunge heraus, ihre liebliche Stimme versagt; und bei jedem Schritt, den sie nach ihrer Verwandlung tut, wird Blut aus ihren Füßen gesaugt. Trotzdem ist ihr Opfer umsonst: zwar war der Prinz von den Liedern der Seejungfrau bezaubert, als er sie zum ersten Male hörte, aber er verliebt sich dann doch in eine sterbliche Prinzessin. Die Oper endet damit, daß Eleda durch den Wind Merodach von der Erde fortgetragen wird und im golden erstrahlenden Himmel verschwindet.

Eine russische Oper, die vom Thema her mit der englischen eng verwandt ist, stammt von Anton Dvorák. Rusalka, die Seejungfrau, verliebt sich in einen Prinzen und möchte Menschengestalt annehmen und eine Seele bekommen. Die Hexe, die diese Verwandlung bewirkt, fordert als Preis die Stimme der Wassernymphe und warnt sie: wenn jemals ihr Liebhaber treulos werde, müsse sie ins Wasser zurückkehren und ertrinken. Und auch den Geliebten werde das Unglück ereilen. Der Prinz ver-

liebt sich schnell in die verwandelte Rusalka und nimmt sie mit auf sein Schloß; schon sind die Hochzeitsvorbereitungen im vollen Gang, da vergafft er sich in einen Hochzeitsgast, eine ausländische Prinzessin, und vergißt Rusalka völlig. Gebrochenen Herzens kehrt sie ins Wasser zurück, und der Prinz, von Gewissensbissen geplagt, folgt ihr erst, als er das tragische Ende ihrer kurzen Liebesromanze nicht mehr aufhalten kann.

Eine weitere Oper komponierte Albert Lortzing 1845 nach Friedrich de la Motte Fouqués romantischer Novelle «Undine», und zum letzten Mal erschien die Geschichte am 27. Oktober 1958 auf einer Londoner Bühne als dreiaktiges Ballett von Hans Werner Henze.

Auch die Bildhauer unserer Zeit haben der Seejungfrau ihren Tribut gezollt. Tausende von Menschen aus aller Welt sahen die Werke des dänischen Bildhauers Edvard Eriksen, dessen «Kleine Seejungfrau» im Sund vor Kopenhagen sicher eine der schönsten Plastiken eines solchen Wesens bleiben wird. Ihre Gestalt kauert sich so natürlich auf den Felsen im Wasser, daß man jeden Augenblick erwartet, sie werde beim Herannahen eines Schiffes in den Fluten verschwinden. Allerdings erinnert sie in keiner Weise mehr an die alten Sirenen, im Gegenteil: sie ist ganz und gar die traurige, liebende kleine Seejungfrau aus Andersens unsterblichen Märchen (Tafel 3b).

Der schwedische Bildhauer Carl Milles schuf ebenfalls mehrere herrliche Seejungfrauenplastiken, die zusammen mit der von Edvard Eriksen zu den schönsten Darstellungen dieser Wesen gehören, die jemals geschaffen wurden.

Auch einige Maler aus der deutschen romantischen Schule – Böcklin, von Stuck und Klinger – sahen sich immer wieder zu Seejungfrauen hingezogen, und in unserer Zeit gilt der belgische Maler Mark Severin als «Severin, le Peintre des Sirènes».

Seit den Tagen von Hans Christian Andersen wurden Hunderte von Kindergeschichten über Seejungfrauen und Wasserkinder geschrieben. Viele Verlagshäuser fordern von ihren Autoren streng, keine Hexen oder Feen mehr in Kinderbüchern aufzunehmen, aber die Seejungfrauen sind von diesem Bannfluch ausgenommen. Da man sicher sein kann, daß die Kinderbuchverleger genauestens wissen, was ihre jungen Leser anspricht, dürfen wir folgern: die Kinder unserer Zeit lieben diese Wesen immer noch und geben sich in der Phantasie gern mit ihnen ab.

Im Februar 1958 fragte die Britische Rundfunkgesellschaft in einer Umfrage ihrer Kinderstunde, ob es Seejungfrauen gebe oder jemals gegeben habe. Die Äußerungen der Kinder waren sehr unterschiedlich und oft höchst amüsant. Eines schrieb: «Ich habe an Seejungfrauen nicht mehr

geglaubt, seitdem ich acht Jahre alt wurde.» Das Mädchen war, als es schrieb, genau neun. Ein anderes von achteinhalb meinte, es gebe sicherlich Seejungfrauen, «aber nur an den tiefsten Stellen des Meeres. Sie leben in allen möglichen Buchten und Strömungen. Wenn es Dinosaurier gab, warum dann nicht auch Seejungfrauen?» Ein achtjähriger Junge legte dieses Argument kurzerhand beiseite: «Wenn es Seejungfrauen gäbe, hätten Taucher und Archäologen sicher längst ihre Überreste gefunden.» Ein anderer elfjähriger Junge schrieb von einem «See in Deutschland, dessen Mitte tiefblau ist. Einige Leute versuchten, mit einer Schnur und einem Bleigewicht seine Tiefe zu messen; aber das Gewicht sank tiefer und tiefer, und die Schnur war niemals lang genug. Deshalb glaubte man, eine Wasserfrau wickle sie auf. Ich glaube aber nicht, daß das so war.»

Die Kinder waren sehr unterschiedlicher Meinung darüber, auf welche Weise man auf die Idee gekommen sein könne, daß es Seejungfrauen gebe. Eine Neunjährige schrieb: «Ich glaube, es gab niemals wirklich Seejungfrauen. Vielleicht sah ein Matrose einmal einen Seehund mit seinen Jungen auf einem Felsen sitzen und dachte, weil ein wenig Seegras auf seinem Kopf lag, das sei eine Wasserfrau mit einem Fischeschwanz.» Ein achtjähriger Junge meinte dagegen: «Ich glaube, in Wirklichkeit ist die Seejungfrau ein Seepferd, das auf einem Felsen sitzt und sich sonnt.» Immer wieder erwähnten die Kinder Seepferde, Seehunde, Manatis und Dugongs als eigentliche Vorbilder für die Seejungfrauen. Nur ein elfjähriger Junge wollte nichts dergleichen wahrhaben. Er schrieb sehr vertraulich: «Ich glaube aus einem sehr guten Grund daran, daß es Seejungfrauen gibt: denn die Tante eines Freundes besitzt eine ausgestopfte Seejungfrau, die ihr Vater aus Japan mitbrachte. Es ist seltsam, sich vorzustellen, daß diese Seejungfrau einmal gelebt hat, aber sie starb auch schon nach vier Tagen. Sie ist sehr häßlich, hat vorspringende Zähne und einen sehr kleinen Kopf.» Aber auch diese japanische Seejungfrau der Tante wurde von den Kindern angezweifelt. Ein elfjähriges Mädchen schrieb: «Früher verkaufte man in London getrocknete Seejungfrauen; das waren natürlich nur Affen, die man in den Schwanz eines großen Fisches gesteckt hatte.»

Die beste Antwort gab nach Meinung des Rundfunkkommentators ein siebenjähriges Mädchen. Es schrieb: «Mein Papi sagt, die Seejungfrauen seien Wunschgedanken einsamer Matrosen.»

Mit dieser Umfrage hat die Rundfunkgesellschaft sehr deutlich bewiesen, daß die meisten ihrer jungen Zuhörer schon sehr früh den Glauben an Seejungfrauen verlieren. Aber vielleicht werden sie sich in Zukunft

der Meinung des Kommentators anschließen, der seine Zusammenstellung der Kinderbriefe mit folgenden Worten beschloß: «Ich selbst hatte immer eine romantische Zuneigung zu diesen Wasserwesen.»

Da es in der Welt glücklicherweise immer wieder Romantiker geben wird, werden die Seejungfrauen, obwohl sie nur selten als unsterblich gelten, wohl noch lange Zeit weiterleben.

Schwanzstück

Naturforscher aller Zeiten haben die Entstehung der Seejungfrauenlegenden mit Hinweisen auf Dugongs, Manatis und Seehunde wegzuerklären versucht. Damit wissen wir aber immer noch nicht, warum so viele Matrosen behauptet haben, diese Tiere seien Seejungfrauen, wenn sie nicht schon vorher von solchen Frauen gehört hatten. Alle diese Matrosen müssen im Unterbewußtsein an alte Legenden gedacht haben: an die frühesten Mythen vom Fischgott Oannes, der den alten Babyloniern die Kultur brachte, oder an den Menschenfisch, der vor etwa zehntausend Jahren die ersten Indianer aus Asien nach Amerika führte.

Oannes und dieser Menschenfisch sind im Nebel der Zeiten verschwunden, aber die Seejungfrau ist über zweitausend Jahre lang ungekrönte Königin aller Meereswesen geblieben. Sie wurde von den Griechen der spätklassischen Zeit als liebliche Nymphe des Meeres verehrt, und sie ging dann, mit all ihrem Zauber und gegen alle Widerstände, in die Legenden der frühchristlichen Kirche ein: als warnendes Beispiel für weibliche Verführungskunst. Im Laufe der Geschichte gilt sie immer wieder als wunderschön, musikliebend, verlockend, prophetisch – und manchmal betet sie gar um eine Seele.

Im Volksglauben lebt sie noch heute, in so weit entfernten Gegenden wie Griechenland und Java; und in der Literatur, auf dem Theater und in Zeitungen und Zeitschriften erscheint sie täglich wieder.

Wir wollen nun versuchen, die vielen Berichte über Seejungfrauen, die im Laufe der Zeiten erschienen, ein wenig zusammenzufassen.

In vielen Fällen bereitet, selbst nach mehreren Jahrhunderten, eine genaue Bestimmung ihrer wirklichen Herkunft nicht die geringste Schwierigkeit.

Die vielen Nereiden, die nach den Angaben von Plinius zur Zeit des Tiberius an einer Stelle der spanischen Küste angespült wurden, waren ganz offensichtlich Säugetiere aus dem Meer; ebenfalls jene sieben Wassermänner und Seejungfrauen, die man 1560 vor Ceylon fing und durch den Leibarzt des Vizekönigs von Goa sorgfältig sezieren ließ.

Auch über viele «Seejungfrauen», welche Seefahrer auf frühen Entdeckungs- und Handelsreisen beobachteten, bestehen so wenig Zweifel wie über jene, die Missionare bei der Christianisierung ferner gottloser Länder beobachteten: ganz offensichtlich wurden bei diesen Gelegenheiten Dugongs oder Manatis für Seejungfrauen gehalten.

Aber keines dieser Tiere kann jenes riesige Wesen, «am ganzen Körper weißer als ein Schwan», gewesen sein, das im Jahre 887 an den Küsten von Alba antrieb, sorgfältig vermessen und sorglos in einem Nebensatz einer Chronik verzeichnet wurde. Natürlich kann dieses Wesen ein gestrandeter weißer Wal gewesen sein, aber die achtzehn Fuß langen Haare, die angeblich seinen Kopf schmückten, sprechen gegen diese Vermutung.

Weit schwieriger ist zu erklären, was für ein Wesen 1608 die Matrosen von Henry Hudson «ersthast anblickte», oder welches Geschöpf Kapitän Whitbourne zwei Jahre später so überaus genau beschrieb. Natürlich, der Kapitän war bemüht, sich nicht festzulegen: «Ob es eine Seejungfrau war oder nicht, weiß ich nicht. Das zu beurteilen überlasse ich anderen.» Aber so viel wissen wir sicher: dieses Lebewesen ähnelte in keiner Weise einem jener Seetiere, die der Kapitän kannte oder im Hafen von St. John erwarten durfte.

Wir wissen nicht, was William Munro, der Schulmeister aus Thurso, wirklich am Ende des 18. Jahrhunderts auf den Felsen von Caithness sah. Was auch immer dieses Geschöpf, das an eine nackte Frau erinnerte, in Wirklichkeit gewesen sein mag – es überzeugte einen verantwortungsbewußten, gebildeten Mann davon, daß es Dinge gab, die bis dahin allen Naturwissenschaftlern als ungläubwürdig erschienen. Die «Seejungfrau von Caithness» wurde noch lange Zeit später von ehrenwerten Männern und Frauen beobachtet, aber niemand von ihnen versuchte, genauer festzustellen, was sie nun eigentlich sei.

Auch gibt es, nach unserer Kenntnis, keine zufriedenstellende Erklärung für jenes halb menschliche und halb fischartige Geschöpf, das John M'Isaac und ein junges Mädchen unabhängig voneinander beobachteten. Besonders Kopfzerbrechen macht der Umstand, daß beide ihre Beobachtung vor dem Vizesheriff von Campbeltown in Gegenwart des Gemeindepfarrers, der kraft seines Amtes von Natur aus gegen alle abergläubigen

schen Dinge Vorbehalte haben mußte, in allen Einzelheiten beschworen. Auch wissen wir nicht, was es mit der kleinen Seejungfrau von Benbecula auf sich hatte. Ihr lebloser Körper, der an die Küste getrieben wurde, schien trotz seines Lachsschwanzes so menschlich auszusehen, daß der Friedensrichter einen Sarg dafür machen ließ. Viel würden wir heute darum geben, hätte einer aus der großen Menge, die sie vor ihrer Bestattung betrachtete, ein einfaches, schlechtes Foto davon machen können. Aber dies ist wieder einmal einer der vielen Fälle, wo ein bis dahin unbekanntes Wesen zu einer Zeit entdeckt wurde, als man dergleichen noch nicht auf sichere Weise dokumentarisch festhalten konnte oder wollte.

Und es bleibt immer noch die Frage, ob nicht die wildesten Theorien den Kern der Sache besonders gut treffen: vielleicht geschah es wirklich in vormenschlicher Zeit, als die Tiere des Meeres aufs Land zogen und Arme und Beine entwickelten, daß ihre zurückbleibenden Verwandten im Meer zu seltsamen Zwischenwesen wurden. Ein bedeutender englischer Zoologe, Sir Alister Hardy, hat noch in jüngster Zeit ernsthaft erwogen, ob nicht möglicherweise unser Vorfahr, der Affenmensch, zu irgendeiner Zeit ins Meer zurückkehren mußte, um dort seine Nahrung zu suchen, und einige Nachkommen dort zurückließ, die sich daran gewöhnt hatten. Denn heute noch zeigt sich am Menschen immer wieder einmal ein Hinweis auf seinen Ursprung aus dem Meer: jeder Mensch besitzt verkümmerte Reste von Kiemen, und bei manchen erscheinen sie so deutlich, daß sie chirurgisch entfernt werden müssen. Wir hörten ja auch von einer Seejungfrau, die deutlich Kiemen besaß und wunderschön sang. Auch die Grübchen im Gesicht sollen mit unserem meerischen Ursprung zu tun haben; vielfach hört man, Jungen und Mädchen mit Grübchen weilten besonders gerne im Wasser und seien gute Schwimmer.

Im 17. Jahrhundert schrieb Sir Thomas Browne: «Was für Lieder die Sirenen sangen, das zu wissen wäre viel zu reizvoll, um nicht ein paar Vermutungen zu wagen.» Das gilt, was uns betrifft, nicht nur für ihren Gesang, sondern nicht minder auch für ihre Existenz.

Ein Reisebüro der Insel Man setzte, um Klarheit zu schaffen, im August 1961 allen Anglern hohe Preise für den Fang einer lebenden, unverletzten Seejungfrau aus. Die Bestimmungen verboten, Haken zu benutzen; der Fang sollte nur mit dem Netz versucht werden, und die Seejungfrau war lebend in einer Filiale des Büros abzuliefern. Dies Angebot erregte großes Interesse; einer, der sich dafür begeisterte, annoncierte sogar in Londoner Zeitungen, er suche einen erfahrenen Tauchschwimmer für die Seejungfrauenjagd; er bekam eine große Zahl von Angeboten.

Und immer wieder beschwören ehrenwerte Bewohner der Insel Man, sie hätten Seejungfrauen gesehen, in den letzten Jahren meistens mit rotem Haar. Diese Haarfarbe läßt uns an die roten Mützen der legendären irischen Seejungfrauen zurückdenken. Und damit schließt sich der Kreis, und die alten Geschichten bekommen wieder neues Leben.



Anmerkungen

I. – Ursprung: Mythos oder Zoologie?

- 1 David Attenborough: Zoo Quest to Guiana
- 2 L. Harrison Matthews: Zeitungsartikel im «Observer», 3. 2. 1957
- 3 David Thomson: The People of the Sea, 1954
- 4 L. Harrison Matthews: Zeitungsartikel im «Observer», 3. 2. 1957
- 5 W. T. Dennison: The Orcadian Sketch Book, 1880
- 6 G. H. Kinahan: Folklore of Connemara; in Folklore Journal, Bd. 2, 1883
- 7 David Thomson: The People of the Sea, 1954
- 8 Otta Swire: Skye, the Island and its Legends, 1952
- 9 F. J. Child: English and Scottish Popular Ballads, 1890
- 10 Eliza Edmonston: Sketches and Tales of the Shetland Islands, 1856
- 11 Thomas Keightley: The Fairy Mythology, 1850

II. – In der Alten Welt

- 1 Isaac P. Cory: The Ancient Fragments, 1828
- 2 Lewis Spence: Myths and Legends of Babylonia and Assyria, 1916
- 3 The Annotated Paragraph Bible
- 4 Henry Lec: Sea Fables Explained, 1883
- 5 Lukian: De dea Syria, 14
- 6 Diodor von Sizilien, Buch II
- 7 Fanny Parks: Wanderings of a Pilgrim, 1850
- 8 E. T. C. Werner: Myths and Legends of China, 1922
- 9 E. T. C. Werner: Myths and Legends of China, 1922
- 10 E. T. C. Werner: Myths and Legends of China, 1922
- 11 D. A. Mackenzie: Myths of China and Japan, 1923

III. – Zur klassischen Zeit

- 1 Argonautica, Buch IV, 1610–1616; übersetzt von Thassilo von Scheffer
- 2 Beschreibung Griechenlands, Buch IX, 21, 4
- 3 Beschreibung Griechenlands, Buch IX, 20, 4
- 4 Odyssee, Buch XII, 89–92; übersetzt von Thassilo von Scheffer
- 5 Beschreibung Griechenlands, Buch I, 41, 4

- 6 Charles Seltman: *The Twelve Olympians*, 1952
- 7 Jane Harrison: *Prolegomena to the Study of Greek Religion*, 1903
- 8 *Odyssee*, Buch XII, 39-54
- 9 *Odyssee*, Buch XII, 192-196
- 10 *Argonautica*, Buch IV, 891 ff.
- 11 *Metamorphosen*, Buch V
- 12 H. J. Rose: *A Handbook of Greek Mythology*, 1953
- 13 Pausanias: *Attica*; kommentiert von Jane Harrison, 1890

IV. – *In frühchristlicher Zeit*

- 1 Lemprière: *Classical Dictionary*
- 2 E. A. Wallis Budge: *The Alexander Book in Ethiopia*, 1933
- 3 *The Alliterative Romance of Alexander*, herausgegeben von G. Stevensen, 1849
- 4 R. Steele: *The Story of Alexander*, 1894
- 5 *Metrical Romances of the 13th, 14th and 15th Centuries*, 1810
- 6 E. A. Wallis Budge: *The Alexander Book in Ethiopia*, 1933
- 7 Herausgegeben von M. S. La Du, 1937
- 8 R. S. Willis: *The Debt of the Spanish Alexandre to the (latin) Alexandreio of Gautier*, 1913
- 9 John Stuart: *Sculptured Stones of Scotland*, 1856
The Early Christian and Pictish Monuments of Scotland, 1957
 J. Romilly Allen: *Early Christian Monuments of Scotland*, 1903
- 10 *The Mabinogian (Die Erzählung von Math, dem Sohn des Mathanwy)*
- 11 J. A. Macculloch: *Mediaeval Faith and Fable*, 1932
- 12 M. D. Anderson: *Looking for History in British Churches*, 1951
- 13 P. W. Joyce: *Old Celtic Romances*, 1894
- 14 John Vinycomb: *Fictitious and Symbolic Creatures in Art*, 1906
- 15 *Legends and Superstitions of the Sea and of Sailors*, 1885
- 16 J. A. Macculloch: *Myths of all Races: Celtic*, 1918
- 17 J. A. Macculloch: *Myths of all Races: Celtic*, 1918
- 18 G. S. Gordon: *The Trojans in Britain; in Essays and Studies*, Bd. 9, 1910
- 19 *Byrhtferth's Manual*, 1929
- 20 Peter Quennell: *The Book of the Marvels of India*, 1928 (Vorwort)

V. – *Im Mittelalter*

- 1 Rose Macaulay: *They went to Portugal*, 1946
- 2 Stephen Batman: *Batman upon Bartholome*, 1852
- 3 *The White Goddess*, 1948
- 4 Herrade de Landsberg: *Hortus deliciarum*
- 5 S. Baring-Gould: *Curious Myths of the Middle Ages*, 1866-68
- 6 Radulphus de Coggeshale (*Manuskript im Britischen Museum*)

- 7 M. D. Anderson: *The Imagery of British Churches*, 1955
- 8 M. D. Anderson: *The Imagery of British Churches*, 1955
- 9 *The Buke of Sir John Maundeuill*, Neudruck 1889
- 10 S. Baring-Gould: *Curious Myths of the Middle Ages*, 1866-68
- 11 W. J. Taylor-Whitehead: *Luxembourg – Land of Legends*, 1951
- 12 S. Baring-Gould: *Curious Myths of the Middle Ages*, 1866-68
- 13 John Livingston Lowes: *The Road to Xanadu*, 1947

VI. – *Von der Reformationszeit bis ins 18. Jahrhundert*

- 1 Arnold Fleming: *The Four Maries*, 1951
- 2 *Notes and Queries*, 23. 4. 1864
- 3 *Calendar of State Papers*, Schottland
- 4 Erik Pontoppidan: *Natural History of Norway*, 1755
- 5 Georges Kastner: *Les Sirènes*, 1858
- 6 F. S. Bassett: *Legends and Superstitions of Sailors and the Sea*, 1885
- 7 Samuel Purchas: *Purchas his Pilgrimes*, 1625
- 8 Peter Freuchen: *Das Buch der Sieben Meere*, 1958
- 9 S. Baring-Gould: *Curious Myths of the Middle Ages*, 1866-68
- 10 Peter Freuchen: *Das Buch der Sieben Meere*, 1958

VII. – *Im neunzehnten Jahrhundert*

- 1 Alfred Gordon Bennett: *Focus on the Unknown*, 1953
- 2 J. M. McPherson: *Primitive Beliefs in the North East of Scotland*, 1929
- 3 F. S. Bassett: *Legends and Superstitions of Sailors and the Sea*, 1885
- 4 James M. Mackinley: *Folklore of Scottish Lochs and Springs*, 1893
- 5 *The Mirror*, 19. 11. 1822

VIII. – *In der Volksüberlieferung von England, Wales und Irland*

- 1 Robert Hunt: *Popular Romances of the West of England*, 1881
- 2 Arthur L. Salmon: *Cornwall*, 1950
- 3 Robert Hunt: *Popular Romances of the West of England*, 1881
- 4 Robert Hunt: *Popular Romances of the West of England*, 1881
- 5 George Waldron: *A Description of the Isle of Man*, 1845
- 6 R. R. Bolgar: *The Classical Heritage and its Beneficiaries*, 1954
- 7 Robert Charles Hope: *The Legendary Lore of the Holy Wells of England*, 1893
- 8 *The Folklore Journal*, Bd. 1, 1883
- 9 Sir John Rhys: *Celtic Folklore*, 1891
- 10 Wirt Sikes: *British Goblins*, 1880
- 11 Sir John Rhys: *Celtic Folklore*, 1901
- 12 William Jones: *Credulities Past and Present*, 1880

IX. – In der schottischen Volksüberlieferung

- 1 F. C. Gordon Cumming: In the Hebrides, 1883
- 2 Eleanor Hull: Folklore of the British Isles, 1928
- 3 E. Blantyre Simpson: Legends of the Lowlands, 1908
- 4 Alasdair Alpin MacGregor: The Peat-Fire Flame, 1937
- 5 Alex Polson: Our Highland Folklore Heritage, 1926
- 6 J. F. Campbell: Superstitions and Legends of the Scottish Highlands, 1890
- 7 Lauchlan Maclean Watt: Mer-Folk
- 8 Lauchlan Maclean Watt: Mer-Folk
- 9 Alex Polson: Our Highland Folklore Heritage, 1926
- 10 J. F. Campbell: Superstitions and Legends of the Scottish Highlands, 1890
- 11 E. Blantyre Simpson: Legends of the Lowlands, 1908
- 12 Donald A. Mackenzie: Scottish Folklore, 1935
- 13 J. A. Macculloch: The Misty Isle of Skye, 1905
- 14 Otta Swire: Skye, the Island and its Legends, 1952
- 15 J. F. Campbell: Superstitions and Legends of the Scottish Highlands, 1890
- 16 Otta Swire: Skye, the Island and its Legends, 1952
- 17 Samuel Hibbert: A Description of the Shetland Islands, 1822
- 18 Thomas Keightley: The Fairy Mythologie, 1850
- 19 J. E. Saxby: Daala-mist – Shetland Traditional Lore, 1876
- 20 J. E. Saxby: Daala-mist – Shetland Traditional Lore, 1876
- 21 J. F. Campbell: Superstitions and Legends of the Scottish Highlands, 1890
- 22 David Thomson: The People of the Sea, 1954
- 23 R. H. Cromek: Remains of Nithsdale and Galloway Song, 1810
- 24 Robert Chambers: Popular Rhymes of Scotland, 1826
- 25 R. H. Cromek: Remains of Nithsdale and Galloway Song, 1810
- 26 Robert Chambers: Popular Rhymes of Scotland, 1826
- 27 Robert Chambers: Popular Rhymes of Scotland, 1826
- 28 Hugh Miller: Scenes and Legends of the North of Scotland, 1860
- 29 Alexander Carmichael: Carmina Gadelica, 1900
- 30 James M. Mackinlay: Folklore of Scottish Lochs and Springs, 1893
- 31 Otta Swire: Skye, the Island and its Legends, 1952

X. – In der Volksüberlieferung der Alten Welt

- 1 Thomas Keightley: The Fairy Mythology, 1850
- 2 Benjamin Thorpe: Northern Mythology, 1851
- 3 Thomas Keightley: The Fairy Mythology, 1850
- 4 William Jones: Credulities Past and Present, 1880
- 5 Thomas Keightley: The Fairy Mythology, 1850
- 6 Thomas Keightley: The Fairy Mythology, 1850
- 7 William A. Craigie: Scandinavian Folklore, 1896
- 8 Kalevala

- 9 Nelson Annandale: The Faroes and Iceland, 1905
- 10 William A. Craigie: Scandinavian Folklore, 1896
- 11 M. D. Conway: Demonology and Devil-Lore, 1880
- 12 Lewis Spence: Hero Tales and Legends of the Rhine, 1915
- 13 Thomas Keightley: The Fairy Mythology, 1850
- 14 Eleanor Hull: Folklore of the British Isles, 1928
- 15 Lewis Spence: Hero Tales and Legends of the Rhine, 1915
- 16 Robert Gibbings: Trumpets from Montparnasse, 1955
- 17 Thomas Keightley: The Fairy Mythology, 1850
- 18 R. Gallop: Portugal – A Book of Folk Ways, 1936
- 19 William Jones: Credulities Past and Present, 1880
- 20 William Jones: Credulities Past and Present, 1880
- 21 Jan Machal: Myths of all Races: Slavic
- 22 J. A. Macculloch: The Childhood of Fiction, 1905
- 23 Henri L. Joly: Legend in Japanese Art, 1908

XI. – In der Volksüberlieferung der Neuen Welt

- 1 Morris Edward Opler: Myths and Tales of the Jicarilla Apache Indians, 1938
- 2 Ella E. Clark: Indian Legends of the Pacific North West, 1953
- 3 Ella E. Clark: Indian Legends of the Pacific North West, 1953
- 4 Charles Gayarré: History of Louisiana, 1883
- 5 R. M. Dorson: Jonathan draws the Long Bow, 1946
- 6 B. A. Botkin: Treasury of New England Folklore, 1947
- 7 Elizabeth Reynard: The Narrow Land, 1934
- 8 C. G. Leland: Algonquin Legends of New England, 1884
- 9 Traditions of the Lillooet Indians of British Columbia; in Journal of American Folklore, Bd. 25, 1912
- 10 N. N. Puckett: Folk Beliefs of the Southern Negro, 1926
- 11 R. M. Dorson: Negro Folk-tales in Michigan, 1956
- 12 Elsie Clews Parsons: The Folklore of the Sea Islands, South Carolina, 1923
- 13 Hartley B. Alexander: North American Mythology, 1916
- 14 Lewis Spence: Chile; in Encyclopedia of Religion and Ethics
- 15 W. H. Brett: Among the Indians of Guiana, 1883
- 16 Gertrude Shaw: West Indian Fairy Tales, 1914
- 17 Elsie Clews Parsons: Folklore of the Antilles, 1933
- 18 Johannes C. Andersson: Myths and Legends of the Polynesians, 1928
- 19 Thomas G. Thrum: Hawaiian Folk Tales, 1907

XII. – Die Seejungfrau in der Kirche

- 1 M. R. James: Archaeologia, Bd. 94, S. 141–166, 1951
- 2 Robert Hunt: Popular Romances of the West of England, 1881

- 3 A. Needham: How to study an old Church, 1945
- 4 G. H. Cook: The English Mediaeval Parish Church, 1954
- 5 L. R. Farnell: Cults of the Greek States, 1896-1909
- 6 F. S. Burnell: Ino and her Veil; in Folklore, Dezember 1948
- 7 Mrs. Jameson: Sacred and Legendary Art, Bd. 2, 1883

XIII. – Auf Wappen, Geschäftszeichen, Landkarten, Münzen und Briefmarken

- 1 C. V. Scott-Giles: Civic Heraldry of England and Wales, 1952
- 2 Daily Express, 12. 9. 1957
- 3 The Fishmongers Pageant on Lord Mayor's Day, 1616; herausgegeben von John Gough Nichols, 1844
- 4 Brathwaite: New Cast of Characters, 1631
- 5 W. E. Tate: Letters to Licensees, 1956

XIV. – In der Literatur

- 1 J. A. Macculloch: The Childhood of Fiction, 1905
- 2 H. R. Ellis Davidson; in Folklore, Oktober 1958
- 3 William Motherwell: Minstrelsy – Ancient and Modern, 1827

XV. – In unseren Tagen

- 1 Nach einem Bericht von Margaret Eyre
- 2 R. Macdonald Robertson: Wade the River, Drift the Loch, 1948
- 3 George A. Megas: Greek Calendar Customs, 1958
- 4 J. C. Lawson: Modern Greek Folklore and Ancient Greek Religion, 1910
- 5 Philip Argenti/H. J. Rose: The Folklore of Chios, 1949
- 6 Christopher Kininmonth: The Children of Thetis, 1949
- 7 Bernhard Schmidt: Das Volksleben der Neugriechen
- 8 Christopher Kininmonth: The Brass Dolphins, 1957
- 9 Geoffrey Parrinder: African Traditional Religion, 1954
- 10 Encyclopedia of Religion and Ethics, Bd. 9
- 11 Beryl de Zoete: The other Mind. A Study of Life and Dance in India, 1958
- 12 Nina Epton: The Palace and the Jungle
- 13 Kathleen Clark in The Straits Times Annual, 1960
- 14 Jacques Chegaray: Bliss in Bali, 1955

Die gute alte Zeit

Bürger und Spießbürger im 19. Jahrhundert. ca. 220 Seiten mit 33 Illustrationen im Text und 16 Kunst- druckseiten mit 23 Abbildungen. Leinen.

Als letztes abgeschlossenes Werk der durch eine Anzahl Romane bekannten Autorin wird diese Kulturgeschichte aus dem Nachlaß veröffentlicht. Das Buch ist eine Fundgrube mit ebenso erheiternden wie scharfsinnigen Definitionen der besonderen Eigenschaften des deutschen Mittelstandes und einer Fülle von zeitgenössischen Zitaten und Dokumenten. Hier einige Beispiele und Namen aus den fünfundzwanzig Kapiteln: Theodor Körner, der Held. Clemens von Brentano, der erste Bohémien und Bettina von Arnim, die erste deutsche Frau, die sich mitten hinein in die Öffentlichkeit wagt. Die Brüder Grimm. Literarische Salons in Berlin: Rahel Varnhagen und Henriette Herz. – Johanna, Adele und Arthur Schopenhauer, Beispiel des komplizierten Familienlebens. Das Leben von Johann Strauß, Vater und Sohn. Balzac, Flaubert, John Ruskin. Der Dichter Mörike. Hans Christian Andersen, Karl May, Jules Verne. Neurenaissance und Wagner, ihr Musiker. Strindberg und Wedekind und Wilhelm Busch, geniale Sezierer ihrer Zeit. Viele zeitgenössische Illustrationen sind dem Buch beigegeben.